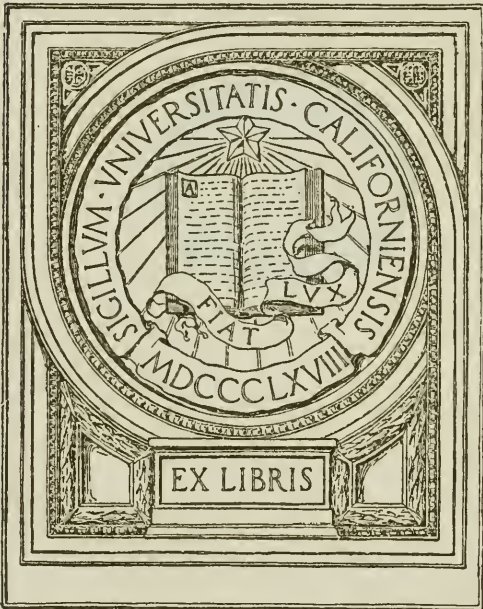




a

UNIVERSITY OF CALIFORNIA  
AT LOS ANGELES



EX LIBRIS

ROLF HOFFMANN









S. T. Aksakow's

# Familienchronik

Nach Sergius Raczynski's Übertragung  
aus dem Russischen bearbeitet und erweitert  
von H. Köhl

---

Im Insel-Verlag zu Leipzig  
1919





PG  
3321  
A554G

## Einleitung

Sergei Timofejewitsch Ufsakow wurde am 20. September alten Stiles (1. Oktober) 1791 in Ufa am Südennde des Uralgebirges als Sprößling eines alten Adelsgeschlechtes geboren; sein Vater Timofei Stepanowitsch war damals Staatsanwalt, seine Mutter Marja Nikolajewna geb. Subowa eine Tochter des Vizestatthalters von Drenburg. Gegen Ende des Jahres 1799 kam er auf das Gymnasium in Kasan, das in bezug auf seine Leistungen zu jener Zeit über das gewöhnliche Niveau solcher Anstalten hinausragte. Zu Anfang des Jahres 1805 wurde er Student an der neugegründeten dortigen Universität. Von 1807 bis 1812 war er in Petersburg bei der Kommission zur Kodifikation der Gesetze als Übersetzer tätig. In der Zeit von 1812 bis 1826 lebte er teils auf dem Lande im Gouvernement Drenburg, wo ihm im Jahre 1820 von seinen Eltern das Gut Nadeschdino zugeteilt war (ehemals im Besitze des in der „Familienchronik“ von ihm geschilderten Kurojedow), teils in Petersburg, teils in Moskau und trat mit manchen Koryphäen der Literatur in nähere Berührung. Im Jahre 1816 verheiratete er sich; seine beiden Söhne Konstantin und Iwan haben sich als Slawophilen einen Namen gemacht. Seit 1826 wohnte Ufsakow dauernd in Moskau, wo er zunächst das Amt eines Zensors verwaltete. Als er durch den Tod seines Vaters im Jahre 1832 reich geworden war, gab er dieses Amt auf, wurde aber zwei Jahre darauf Inspektor, später Direktor des Feldmessinstituts; im Jahre 1839 trat er aus dem Staatsdienste aus, um sich ganz der literarischen Tätigkeit zu widmen, ein Gebiet, auf dem er sich in der Folgezeit großer Popularität und Autorität erfreute. Seine letzten Lebensjahre waren nicht heiter: sein Wohlstand war zurückgegangen; eine schwere chronische Krankheit quälte ihn; in der letzten Zeit war er fast erblindet. Einigen Trost gewährte ihm der Ruhm,

Hoffmann 1878

162808

den ihm seine Schriften eingetragen hatten. Er starb am 30. April alten Stiles (12. Mai) 1859 in Moskau.

Wie die heimatliche Natur, die Eltern und die übrigen Personen seiner Umgebung zusammenwirkten, Geist und Gemüt des Knaben zu bilden, das soll hier nicht näher ausgeführt werden, da man es besser aus des Verfassers eigenen, überaus anschaulichen Schilderungen entnehmen wird, die das vorliegende Buch enthält. In den folgenden Jahren kam dann ein lebhaftes Interesse für die Literatur und ganz besonders für das Theater hinzu. Seine schriftstellerische Tätigkeit begann er im Jahre 1815 mit einer Übersetzung des Laharpeschen Philoktet, der eine Nachahmung des Sophokleischen ist; später folgten Übersetzungen der zehnten Satire Boileaus und der Molièreschen Komödien *L'école des maris* und *L'avare*. Zu größeren eigenen Produktionen schritt er erst verhältnismäßig spät, und zwar bewegten sich diese auf drei Gebieten. Seine Publikationen über Literatur und Theater zeigten ihn als Mann von Urteil und Geschmack. Großen Anklang fanden auch seine Schriften über Fischfang und Jagd, die er in den Jahren 1847, 1852 und 1855 herausgab. Aber noch weit mehr freudige Bewunderung wurde mit vollem Rechte seinen Familienmemoiren zuteil. Einzelnes davon wurde schon im Jahre 1846 in einer Moskauer Zeitschrift veröffentlicht; weitere Stücke folgten 1852, und im Jahre 1856 erschien die abgeschlossene Sammlung unter dem Titel „Familienchronik und Erinnerungen“. Der kulturhistorisch interessante Stoff und die frische, natürliche, gemütvolle Darstellung verschafften dem Buche einen großartigen Erfolg, der auch über die Grenzen Rußlands hinausreichte. Im Jahre 1858 ließ Afsakow diesem Werke ein zweites, ähnlichen Charakters folgen, „Die Kinderjahre Bagrows des Enkels“; auch dieses enthält außerordentlich schöne Partien, ist aber dem vorhergehenden nicht ganz ebenbürtig und wurde nicht mit dem gleichen Enthusiasmus aufgenommen. — Die wahren Eigennamen hat Afsakow in der „Familienchronik“

und in den „Kinderjahren Bagrows des Enkels“ (nicht in den „Erinnerungen“) zum großen Teil durch Pseudonyme ersetzt; so nennt er seine Familie Bagrow statt Afsakow, seinen Vater Alexei statt Timofei, seine Mutter Sofja statt Marja, seinen Großvater mütterlicherseits Subin statt Subow, eine Verwandte Praskowja statt Nadeschda, einen Gutbesitzer Kurolesow statt Kurojedow, das Familiengut Bagrowo statt Afsakowo, ein anderes Gut Paraskhino statt Nadeschdino, wieder ein anderes Tschurasowo statt Tschufarowo usw.

Von den in der vorliegenden Übersetzung dargebotenen neun Stücken bilden die ersten fünf die „Familienchronik“; das sechste stammt aus den „Kinderjahren Bagrows des Enkels“, das siebente, achte und neunte aus den „Erinnerungen“. Die ersten sechs waren schon in der ersten Auflage vorhanden; die letzten drei sind in der zweiten hinzugekommen und erscheinen hier meines Wissens zum erstenmal in deutscher Sprache. Dagegen sind die weiteren Stücke, die der russische Text der „Erinnerungen“ bietet, nicht aufgenommen; sie behandeln Afsakows Universitätszeit und seine Beziehungen zu geistig hervorragenden Männern und können das größere deutsche Lesepublikum schwerlich hinreichend interessieren.

H. Köhl.



# Familienchronik



# I. Stepan Michailowitsch Bagrow

## Ubersiedelung

Mein Großvater fühlte sich zu beengt in seiner Wirtschaft auf dem Stammgute im Gouvernement Simbirsk, das seine Ahnen noch von den moskowitischen Zaren erhalten hatten; nicht daß es ihm an etwas gefehlt hätte, denn Acker, Wälder, Wiesen und sonstiges Zubehör waren im Überflusse vorhanden, sondern weil das Gut, das noch seinem Urgroßvater ganz gehört hatte, sich nun im gemeinsamen Besitze vieler befand. Die Sache verhielt sich sehr einfach. In der Familie Bagrow hatten drei Generationen nacheinander aus einem Sohne und mehreren Töchtern bestanden. Unter den letzteren hatten sich einige verheiratet und als Mitgift Bauern nebst Grundbesitz bekommen. Diese bildeten freilich nur einen geringen Theil des Ganzen; da aber die Verwaltung eine gemeinschaftliche war, hatte das Gut außer meinem Großvater noch vier Herren, und das war diesem unerträglich, denn er war ein gerader, ungeduldiger, heftiger Mann und konnte Intrigen in seinem Haushalte nicht leiden. Seit einiger Zeit hörte er viel von der Provinz Ufa erzählen, von dem unerschöpflichen Reichtum des endlos sich ausdehnenden Urbodens, von der unglaublichen Fülle an Wild, an Fischen und an Früchten der Erde und von der leichten Art, auf die man dort für den billigsten Preis ganze Ländereien erwerben könne. Um einen solchen Kauf abzuschließen, brauche man nur, so hieß es, ein Duzend Grundbesitzer aus den baschkirischen Distrikten Kartobyn und Karmalin zu sich einzuladen, ihnen zwei oder drei fette Hammel zur Verfügung zu stellen, die sie dann auf ihre eigene Art schlachten und zubereiten, ferner ein Faß Brantwein, einige Eimer starken Baschkirenmet und eine Tonne Landbier (ein schlagender Beweis, daß die Baschkiren auch damals es mit dem Mohammedanismus nicht so streng nahmen): dann sei die Sache in Ordnung. Freilich, fügte man hinzu, müsse eine solche Bewir-

tung eine ganze Woche, mitunter auch vierzehn Tage dauern. Mit Baschkiren könne man nämlich nicht mit einemmal über Geschäfte sprechen, sondern müsse sie jeden Tag fragen: „Nun, Bekannter, guter Mensch<sup>1</sup>, laß uns von meinem Geschäftreden!“ Wenn die Gäste, die wörtlich Tag und Nacht essen, mit der Bewirtung noch nicht ganz zufrieden und noch nicht müde sind, ihre eintönigen Lieder zu singen, die Tschebysga<sup>2</sup> zu blasen und zu tanzen, d. h. auf demselben Fleck in den possierlichsten Stellungen zu stehen und sich niederzukauern, so antwortet der Älteste, mit der Zunge schmalzend, den Kopf schüttelnd und mit wichtiger Miene sich vom Fragenden abwendend: „Die Zeit ist noch nicht gekommen — schleppe noch einen Hammel herbei!“ Der Hammel wird natürlich herbeigeschleppt, Branntwein und Met ebenfalls, und wieder geht das Essen, Trinken, Singen und Schlafen los. Doch hat alles in der Welt sein Ende. Es kommt ein Tag, an dem der Älteste dem Fragenden gerade ins Gesicht sieht und also antwortet: „Habe Dank, Väterchen, schönsten Dank! Nun sage, was ist dein Verlangen?“ Darauf antwortet der Käufer mit russischer Gewandtheit und Verschmitztheit, daß er gar kein Verlangen habe, daß er aber immer gehört habe, die Baschkiren seien treffliche Leute, und daß er darum gekommen sei, mit ihnen Freundschaft zu schließen usw. Dann kommt das Gespräch zufällig auf den unermesslichen Grundbesitz der Baschkiren, auf die Unzuverlässigkeit der Pächter<sup>3</sup>, die wohl in den ersten zwei Jahren die Pacht bezahlen, später aber die Zahlungen gänzlich einstellen und das Land nicht verlassen wollen,

<sup>1</sup> Formeln baschkirischer Höflichkeit. (Anmerkung des Übersetzers S. R.) — <sup>2</sup> Eine Art Flöte, aus der die Baschkiren sehr mannigfaltige Töne hervorlocken. (Anmerkung des Verfassers.) — <sup>3</sup> Diese Pächter, oder sogenannten Zugelassenen, waren Leute, denen die Baschkiren für ein jährliches Pachtgeld oder für einmalige Zahlung ihre Länder auf eine bestimmte Reihe von Jahren überließen. Es kam fast durchweg vor, daß nach Beendigung des Pachttermins die Zugelassenen ihre neuen Wohnsitze nicht verlassen wollten. Daraus entstanden Hunderte von Prozessen, die gewöhnlich damit endeten, daß die Pächter auf dem so billig erworbenen



so daß man sich mit ihnen in Prozesse einlassen muß, die doch am Ende zu ihren Gunsten ausfallen. Nach solchen Reden, die leider nur zu begründet sind, folgt der Vorschlag, die guten Baschkiren von einem Teile des lästigen Grundbesitzes zu befreien, und für die unbedeutendste Summe werden ganze Ländereien gekauft und der Kauf durch ein gerichtliches Aktenstück sanktioniert, in dem natürlich die Größe des angekauften Arealis nicht angegeben ist, da kein Mensch es gemessen hat. Gewöhnlich werden natürliche Grenzen angegeben, ungefähr so: „Von der Mündung des Flüsschens Konhelg bis zu der dürren Birke am Wolfspfade, und von der dürren Birke geradeaus zur Wasserscheide, und von der Wasserscheide zu den Fuchshöhlen usw.“ Solche genauen und unbestreitbaren Grenzen schlossen oft Landstücke von zehn-, zwanzig-, dreißigtausend Desjätinen ein. Und für das Ganze zahlte man etwa hundert Rubel (in Silber, versteht sich) und machte wohl noch für hundert Rubel Geschenke, die Bewirtung nicht mitgerechnet. — Solche Erzählungen gefielen meinem Großvater gar sehr, obgleich er ein Mann von strenger Ehrlichkeit war und das Betrügen der gutmütigen Baschkiren nicht billigen konnte. Er sagte sich nämlich, daß er, auch ohne verwerfliche Mittel zu gebrauchen, in der Provinz Ufa große Landstrecken für geringe Summen kaufen könne; daß es tunlich sei, dahin die Hälfte seiner Leibeigenen überzusiedeln und selbst dort mit seiner Familie seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Letzteres war ihm eigentlich die Hauptsache; denn in den letzten Jahren hatten ihn die ewigen Streitigkeiten mit seiner Verwandtschaft wegen der gemeinsamen Benutzung des Bodens dermaßen angeekelt, daß es sein Lieblingswunsch geworden war, das Haus seiner Väter, das alte Familiennest, zu verlassen und sich anderswo ein freies, ruhiges Leben einzurich-

---

Wohnsitz gelassen wurden. Auf diese Weise sind ungeheure baschkirische Ländereien in die Hände von Tataren, Meschtscheren, Tschuwaschen, Nordwinen und anderen Kronbauern übergegangen. (Anmerkung des Verfassers.)

ten, wie es ihm, einem nicht mehr jungen Manne, zum Bedürfnis geworden war.

Und so entschloß sich endlich mein Großvater, nachdem er sich ein paar tausend Rubel zusammengespart hatte. Er nahm von seiner Frau Abschied, die er Arischa nannte, wenn er guter Laune war, und Arina, wenn ihn etwas verstimmte. Er küßte und segnete seine vier kleinen Töchter, insbesondere aber sein neugeborenes Söhnchen, den letzten Sprößling, die einzige Hoffnung seines altadeligen Geschlechtes. An den Töchtern war ihm nicht viel gelegen. „Was habe ich von den Mädchen?“ pflegte er zu sagen. „Die laufen mir aus dem Hause, sobald sie es nur können. Heute sind sie noch Bagrows, morgen Schlygins, Malhgins, Popows, Kalpatows . . . Meine einzige Hoffnung ist Alexei.“ So sprach mein Großvater noch am Tage seiner Abreise und ging über die Wolga nach der Statthalterschaft Ufa.

Fürs erste will ich aber dem Leser sagen, was für ein Mensch mein Großvater war.

Stepan Michailowitsch Bagrow, so hieß er, war kaum von mittlerer Statur; aber seine hohe Brust, seine auffallend breiten Schultern, seine sehnigen Hände, sein massiver, muskulöser Gliederbau zeugten von seiner außerordentlichen Körperstärke. In seiner Jugend pflegte er, wenn bei Kriegsspielen seine Kameraden ihre Kräfte versuchten, eine ganze Menge, die sich an ihn klammerte, abzuschütteln, wie eine stämmige Eiche nach dem Regen beim ersten Windstoß die Tropfen abwirft. Regelmäßige Gesichtszüge, schöne, große, dunkelblaue Augen, die im Zorn leicht aufflammten, aber bei ruhiger Stimmung still und heiter glänzten, dicke Augenbrauen, ein angenehmer Mund, das alles gab seinem Antlitz etwas überaus Offenes und Ehrliches; seine Haare waren lichtbraun. Alles, was ihm nahe, faßte zu ihm Zutrauen; sein Wort, sein Versprechen waren zuverlässiger und heiliger als alle möglichen Schwüre und gerichtlichen Verträge. Sein natürlicher Verstand war klar und gesund. Freilich hatte

er, wie alle damaligen Landedelleute, gar keine Bildung; er konnte kaum Russisch lesen und schreiben; erst als er in den Militärdienst getreten war, hatte er die vier Spezies und den Gebrauch des Rechenbrettes erlernt, wovon er noch als Greis zu erzählen liebte. Wahrscheinlich ist er nicht lange im Dienste geblieben, da er es nur bis zum Regimentsquartiermeister gebracht hat. Ubrigens mußten die Edelleute damals lange Zeit als Gemeine und Unteroffiziere dienen, wenn sie diese Stufen nicht noch in der Wiege durchmachten und plötzlich aus Sergeanten der Garde zu Hauptleuten der Linie gemacht wurden. Von dem Militärleben Stepan Michailowitschs ist mir nur wenig bekannt. Ich weiß nur, daß er oft mit dem Einfangen der Wolgaräuber beauftragt war, daß er sich dabei beständig durch Scharfblick und Tollkühnheit auszeichnete; die Räuber kannten ihn sehr wohl und fürchteten ihn wie den Teufel. Nachdem er den Dienst verlassen hatte, brachte er einige Jahre in seinem Stammgute zu, Troizkoje, auch Bagrowo genannt, und wurde ein vortrefflicher Landwirt. Er gehörte nicht zu denen, die peinlich alle Feldarbeiten überwachen, die immer zugegen sein müssen, wenn Korn aufgeschüttet und weggeschickt wird. Er verstand es, selten, aber zweckmäßig in die Wirtschaft einzugreifen, und wenn er etwas Unrechtes merkte, besonders einen Betrug, so war sein Zorn unerbittlich. Dabei handelte mein Großvater, dem Geiste seiner Zeit gemäß, nach folgendem Räsonnement: einen Bauer dadurch bestrafen, daß man ihn um seine Arbeitstage bringt, heiße dessen Wohlstand, und somit den eigenen, gefährden; ihm Geld abnehmen, ebenfalls; ihn von seiner Familie trennen, auf ein entferntes Gut senden, ihm schwerere Arbeiten auferlegen, ebenfalls, wobei noch die moralisch üble Wirkung einer Trennung von der Familie hinzukomme; sich an die Polizei wenden — Gott behüte! Das wäre ja eine solche Schande und Schmach gewesen, daß die ganze Gemeinde über den Schuldigen gejammert hätte wie über einen Toten und der Bestrafte sich als einen geschändeten, verlorenen Menschen betrach-

tet hätte. Ubrigens muß ich hinzufügen, daß mein Großvater nur im Zorne unerbittlich war. Mit dem Zorne verging seine Strenge. Das benutzte man: manchmal gelang es dem Schuldigen, sich zu verbergen, bis der Sturm vorüber war. Bald waren auch die Bauern in ein solches Verhältniß mit ihm gekommen, daß er keinen Anlaß mehr fand, in Zorn zu geraten.

Als die Wirtschaft in Ordnung gebracht war, heiratete mein Großvater Urina Wasiljewna Nekljudowa, ein armes Fräulein aus einem altadeligen Hause. Ich ergreife diese Gelegenheit, um hinzuzufügen, daß die altadelige Herkunft das Steckepferd meines Großvaters war. Zwar hatte er nur hundertachtzig Seelen, aber er leitete sein Geschlecht, mit wieviel Recht, lasse ich dahingestellt, von den warägischen Fürsten ab und stellte seinen siebenhundertjährigen Adel über allen Reichtum und alle Würden. Er hatte ein sehr reiches und schönes Mädchen, das ihm gefiel, nicht geheiratet, einzig und allein weil ihr Urgroßvater kein Adeligter gewesen war.

So viel von dem Charakter Stepan Michailowitschs. Und nun kehren wir zu unserer unterbrochenen Erzählung zurück.

Mein Großvater war bei Simbirsk über die Wolga gegangen, reiste durch die Steppen des linken Ufers, über Tscheremschan, Kandurtscha, über das Rote Dorf, eine Ansiedelung ausgehienter Soldaten, und gelangte nach Sergijewsk, einem hochgelegenen Flecken an der Mündung des Surgut in den Bolschoi Sok. Sergijewsk ist jetzt ein Städtchen und hat den zwölf Werst entfernt gelegenen schwefelhaltigen Quellen seinen Namen gegeben, die jetzt als die Bäder von Sergijewsk bekannt sind. Je weiter mein Großvater in die Statthalterschaft Ufa eindrang, desto reicher wurde der Boden, desto üppiger die Gegend. Im Kreise Buguruslan, bei der Abdulschen Staatsbranntweimbrennerei, zeigten sich endlich die Wälder. Mein Großvater hielt sich in der Kreisstadt Buguruslan auf, um sich über die käuflichen Ländereien zu erkundigen; die Stadt liegt auf einem hohen Berge am Flusse Bolschoi Kinel, von dem die Leute singen:

Es fliehet der Kinel  
Nicht tief, noch schnell,  
Voll grünen Schlamm's . . .

In diesem Kreise war wenig Land übrig, das noch den Baschkiren gehörte. Theils waren die Ländereien von der Regierung nach dem Akajew'schen Aufstande und vor der allgemeinen Amnestie an Kronbauern vergeben, theils waren sie von den Pächtern der Baschkiren in Besitz genommen, theils von Gutsbesitzern aus dem Westen angekauft worden. Von Buguruslan aus machte mein Großvater Ausflüge in die Kreise Bugulma, Birsk und Menselinsk (letztere beide bilden zum Theil den jetzigen Kreis Belebey). Er besuchte die herrlichen Ufer des Ik und der Djoma. Ein reizendes Land! Noch im höchsten Alter liebte es Stepan Michailowitsch, von dem Eindruck zu sprechen, den auf ihn die üppigen, fruchtbaren Ufer dieser Flüsse gemacht hatten; doch ließ er sich durch sein Entzücken nicht hinreißen und erfuhr an Ort und Stelle, daß der Ankauf eines Grundstücks bei den Baschkiren unvermeidliche Streitigkeiten und Prozesse nach sich zöge, da diese Leute über ihre Besitzrechte und die Zahl der derzeitigen Besitzer selbst nicht im klaren wären. Mein Großvater, dem das Wort Prozeß verhaßt war wie die Pest, entschloß sich, ein Grundstück zu kaufen, das schon früher von einem andern Käufer erworben und als dessen rechtmäßiger Besitz gerichtlich anerkannt war. Auf diese Weise dachte er allen Streitigkeiten vorzubeugen. Doch ergab es sich in der Folge, daß er sich nur zu sehr getäuscht hatte; denn erst dem jüngsten seiner Enkel gelang es in seinem vierzigsten Jahre, die aus diesem Ankauf entstandenen Streitigkeiten beizulegen. Ungern trennte sich mein Großvater von den Ufern des Ik und der Djoma, kehrte nach Buguruslan zurück und kaufte fünfundzwanzig Werst von der Stadt der Gutsbesitzerin Grjasewa ein Grundstück ab, an den Ufern des rasch fließenden, tiefen, wasserreichen Buguruslan. Von der Stadt bis zum Krongute Krasny Jar, in einer Aus-

dehnung von vierzig Werst, waren beide Ufer des Flusses damals noch unbewohnt. Und welchen Reichtum, welche Pracht boten diese Ufer! Das Wasser war so klar, daß sogar bei vierzehn Fuß Tiefe eine hineingeworfene Kupfermünze am Grunde zu sehen war! Hier war das Ufer mit üppigem Gebüsch bewachsen, aus Birken, Espen, Ebereschen, Faulbaum und Weiden bestehend, reich durchsponnen von wildem Hopfen, der auch in den höchsten Zweigen seine goldigen Zäpfchen wiegte. Dort wuchs hohes, saftiges Gras, und dazwischen wucherten unzählige blühende Stauden, wohlriechender Klee und scharlachrote Lichtnelken, Türkenbund und Baldrian. Der Buguruslan fließt in einem Tale. An beiden Ufern ziehen sich Berge hin, bald steil, bald sanft geschwungen, bald sich dem Flußbette nähernd, bald weit auseinandertretend. Auf allen Abhängen und Ausläufern der Höhe wuchs damals Laubwald. Stieg man den Berg hinan, so befand man sich in der unermesslichen, unberührten Steppe auf einem ellenhoch mit Dammerde bedeckten Boden. Am Flusse und an den ihn begleitenden Sümpfen nisteten alle möglichen Arten von Enten, Schnepfen und Gänsen und erfüllten die Luft mit ihrem vielfältigen Geschrei und Gekreisch. Auf den Bergen aber, die oben sogleich in Ebenen übergingen, klangen, hoch über dem Tale, die tausend Stimmen der Steppenvögel, die in dem hohen Grase hausten, der Trappen, Kraniche, Kronschnepfen, Birkhühner und Falken. Der Fluß wimmelte von den Fischarten, die sein eiskaltes Wasser ertragen konnten, von Hechten, Barschen, Döbeln, Karpfen, sogar von Lachsen und Forellen. Auch an allerhand Wild war Wald und Steppe überreich; kurz, es war und ist noch jetzt eine gebenedeite Landschaft. Mein Großvater kaufte ungefähr fünftausend Desjätinen und bezahlte dafür einen Preis, der damals unerhört hoch erschien: einen halben Rubel für die Desjätine. Zweitausendfünfhundert Rubel waren damals eine beträchtliche Summe. Nachdem der Kauf vollzogen und in nötiger Form

legalisiert war, kehrte Stepan Michailowitsch heiter und zufrieden ins Gouvernement Simbirsk zu seiner harrenden Familie zurück und begann mit Eifer alle zur Übersiedelung der Bauern notwendigen Einrichtungen zu treffen. Ein ziemlich schwieriges Unternehmen wegen der großen Entfernung: denn vom Gute Troizkoje bis zum neugekauften Landstücke zählte man nicht weniger als vierhundert Werst. Noch im Herbst desselben Jahres brachen zwanzig Arbeiter nach Buguruslan auf, Pflüge, Eggen und Saatroggen mitnehmend. An beliebig gewählten Orten rissen sie den jungfräulichen Boden auf, bestellten zwanzig Desjätinen Wintersaat auf dem kaum aufgelockerten Boden, machten noch zwanzig Desjätinen für die Sommersaat zurecht, schlugen einige Hütten auf und kehrten heim. Am Ende des Winters machten sich wieder zwanzig Mann auf den Weg nach dem neuen Gute, bestellten mit Anbruch des Frühjahrs zwanzig Desjätinen Sommersaat, umzäunten die Höfe und Ställe mit Flechtwerk, bauten Lehmöfen in den Hütten und gingen nach Simbirsk zurück; denn sie gehörten nicht zu denjenigen, die zur Übersiedelung bestimmt waren; letztere waren zu Hause geblieben, um sich zum Umzuge vorzubereiten. Sie waren damit beschäftigt, überflüssiges Vieh und Korn, Häuser und Höfe und entbehrliche Gerätschaften zu verkaufen. Endlich, gegen Mitte Juni, um zum Peterstage, der Zeit der Heuernte, anzulangen, zogen die Auswanderer aus, mit allerlei Gerät schwer beladene Wagen mit sich führend, vollgestopft mit Weibern, Kindern und Greisen, die unter Dächern von Baumrinde Schutz vor Regen und Sonne fanden, während obendrauf das Hausgeflügel schnatterte und die an die Wagen gebundenen Rühe hinterdrein gingen. Mit bitteren Tränen schieden die armen Leute für immer von ihrem alten Wohnorte, von der Kirche, wo sie getauft und getraut waren, von dem Begräbnisort ihrer Großväter und Väter. Das jedem Menschen beschwerliche Übersiedeln ist dem russischen Bauer besonders zuwider; aber damals schien gar eine Über-

siedelung nach dem fernen heidnischen Lande, von dem neben dem vielen Guten auch viel Schlimmes erzählt wurde, wo man wegen der Entfernung der Kirchen ohne Absolution sterben konnte und die Kinder lange ungetauft bleiben mußten, etwas vollends Schreckenhaftes. — Den Bauern folgte bald mein Großvater. Das neugegründete Dorf nannte er Snamenskoje und gelobte, mit der Zeit, wenn die Verhältnisse es erlauben würden, eine Kirche zur wunderbaren Erscheinung Mariä zu bauen, die am 27. November gefeiert wird; dieses Gelübde wurde in der Folge von seinem Sohne gelöst. Aber die Bauern und nach ihrem Beispiele alle Nachbarn nannten das neue Dorf Neu-Bagrowo, wegen des Namens des Besitzers und zur Erinnerung an das alte Bagrowo. Auch jetzt ist dieser letztere Name der einzige gebräuchliche; der andere wird dem Gute nur in Aktenstücken beigelegt, und kein Mensch weiß in der Umgegend, daß das reiche Gut mit der schönen, steinernen Kirche und dem stattlichen Gutshause Snamenskoje heißt. — Rastlos überwachte mein Großvater die Feldarbeiten, sowohl auf herrschaftlichem als auf Bauernboden. Zeitig war die Heuernte vollendet, zeitig Sommer- und Wintergetreide geschnitten und auf die Tenne gebracht. Die Ernte war eine unerhörte, fabelhafte. Die Bauern faßten Mut. Im November waren alle Hütten fertig, ja, ein kleines herrschaftliches Häuschen stand schon da. Freilich war das alles nicht ohne Hilfe der Nachbarn geschehen, die trotz der großen Entfernungen gern dem neuen klugen und freundlichen Gutsbesitzer zu Hilfe kamen, bei ihm aßen und tranken und mit lauten Liedern freundschaftlich mit an die Arbeit gingen. Im Winter ging der Großvater nach dem Simbirskischen Gute und holte seine Familie herüber. Im folgenden Jahre wurde es ihm schon leichter, noch vierzig Seelen herüberzuschaffen und sie wirtschaftlich mit allem Nötigen zu versehen. Die erste Sorge meines Großvaters war, eine Mühle zu bauen, da sonst das Korn vierzig Werst weit zum Mahlen gebracht werden mußte. Und so wählte



man eine passende Stelle, wo das Wasser nicht tief, der Grund fest und die Ufer hoch und ebenfalls fest waren, und führte von beiden Seiten bis an das Wasser einen Damm aus Erde und Gestrüpp auf, zwei Händen vergleichbar, die sich ergreifen wollten, und befestigte ihn mit einem Geflechte aus Weidenzweigen. Es blieb noch übrig, das wilde, rasche Wasser aufzuhalten und es zu zwingen, das ihm bestimmte Becken zu füllen. An dem niedrigeren Ufer war schon das Mühlengehäuse mit zwei Mahlgängen und einem Stampfwerke aufgestellt. Alle Teile waren fertig und sogar geschmiert. Durch große Holzröhren mußte sich die Flut auf die ungeheueren Wasserräder stürzen, sobald sie, durch den Damm in ihrem natürlichen Laufe gehemmt, den weiten Teich gefüllt haben und über den Boden des Staufastens gestiegen sein würde. Als nun alles fertig war und vier gewaltige Pfähle von Eichenholz in den lehmigen Grund des Buguruslan geschlagen waren, bot mein Großvater die Nachbarn auf zwei Tage zur Hilfe auf und lud sie ein, mit Pferden, Wagen, Axten, Heugabeln und Schaufeln zu kommen. Am ersten Tage wurden große Massen von Gestrüpp und Stroh, von Mist und Rasen an beiden Ufern des Buguruslan angehäuft, der noch frei und ungestört einherflutete. Am anderen Tage kamen bei Sonnenaufgang nahe an hundert Mann zusammen, um den Fluß einzudämmen. Alle Gesichter drückten eine ernste, feierliche Erwartung aus. Kaum hatte jemand im Dorfe die Nacht über geschlafen. Mit lautem Geschrei wurde im gleichen Augenblicke von beiden Ufern herab eine Masse Gestrüpp, und zwar zuerst in Bündel zusammengedundenes, in das Flußbett gestürzt. Vieles wurde von der Strömung hinweggeschwemmt; ein großer Teil aber, durch die Pfähle aufgehalten, lagerte sich auf dem Grunde des Flusses. Strohbindel, mit Steinen belastet, flogen bald dem Gestrüpp nach, ihnen folgten Mist und Erde; wieder eine Lage Gestrüpp, wieder Stroh und Mist, und über das Ganze dicke Schichten Rasen. Als diese ganze Masse sich über den Fluß-

spiegel zu erheben begann, sprangen an zwanzig behender und kräftiger Bauern auf den sich erhebenden Damm und begannen, ihn mit den Füßen festzustampfen. Alles das ging mit einer solchen Lebhaftigkeit, mit solchem Eifer und solchem Geschrei vor sich, daß ein Vorbeigehender oder Vorbeifahrender, der den Lärm gehört hätte, ohne die Ursache zu kennen, leicht darüber in Schreck geraten wäre. Doch es gab hier keinen Menschen, um über den Lärm zu erschrecken. Nur die wilden Steppen und die dunklen Wälder ertönten von dem unbändigen Geschrei der hundert Arbeiter, zu dem sich eine Menge Weiber- und Kinderstimmen gesellten; denn alles nahm an dem großen Geschäfte Anteil, alles schrie und bewegte sich. Es war kein leichtes, den eigensinnigen Fluß zu bändigen; lange durchbrach und zerstreute er Stroh und Reifig, Dung und Rasen. Endlich aber siegten die Menschen. Das Wasser konnte nicht mehr durch den befestigten Damm. Die Flut stand still, wie sinnend und zaudernd, wirbelte und staute zurück, erfüllte das Flußbett, überschritt es, überschwemmte die Wiesen, und am Abend lag schon ein See ausgebreitet da, ohne Ufer, ohne umsäumendes Gebüsch, hie und da durch auftauchende Baumgruppen unterbrochen. Am anderen Tage begann die Mühle zu stampfen und zu mahlen — und mahlt und stampft bis zum heutigen Tage.

### Das Gouvernement Orenburg

O Gott, wie schön mag wohl damals dieses Land in seiner wilden, jungfräulichen Uppigkeit gewesen sein! Nein, du bist jetzt nicht mehr dasselbe, wie damals, auch nicht dasselbe, das ich noch in meiner Kindheit gekannt habe, als deine grünen, blühenden Fluren noch unberührt waren von dem Pfluge der buntscheckigen Ansiedler, die von allen Seiten herbeigeströmt sind! Du bist nicht mehr dasselbe, wenn du auch noch immer groß und schön, üppig und mannigfaltig bist, o Vou-

vernement Drenburg! Sonderbar klingen diese beiden letzten Worte! Wo um des Himmels willen ist die Endung „burg“ hergekommen? Als ich dich kennen lernte, gesegnetes Land, warst du noch die Statthalterschaft Ufa!

Du schöner Gau, den reich mit Schätzen  
Bedacht die gütige Natur,  
Nicht wirst hinfort zu Weideplätzen  
Du nützlich sein den Herden nur!  
Begierig drängt von allen Enden  
Ein ganzer Schwarm von Menschen her,  
Und du erkennst dich selbst nicht mehr  
In ihren derben, dreisten Händen!  
Man fällt den Wald, entstellt die Au  
Und trübt der klaren Fluten Blau.

Zu Haufen reiner Salzkristalle  
Dampft jetzt man deine Sole ein  
Und kocht die edelsten Metalle  
Aus deiner Berge Erzgestein.  
Des Fremden fremden Samen nähret  
Mit unerschöpftem, fettem Saft  
Die schwarze Bodenschicht und schafft,  
Daß er sich hundertzältig mehret.  
Das Wild flieht in die Steppe fort  
Und in des Waldes fernsten Ort.

So schrieb über dich vor dreißig Jahren einer deiner Eingeborenen<sup>1</sup>, und alles dies hat sich zum Teil an dir vollzogen, zum Teil vollzieht es sich an dir noch jetzt; aber herrlich bist du immer noch, du schöner Gau! Klar und durchsichtig wie tiefe, gewaltige Schalen ruhen deine Seen, der Kandry und der Karatabyn. Es wimmeln von Fischen deine wasserreichen Flüsse,

---

<sup>1</sup> Der Verfasser selbst. (Anmerkung Iwan Ufsakows, des Sohnes des Verfassers.)

die bald schäumend dahin rauschen in den Gründen und Thälern des sich allmählich abstufigen Ural, bald leise dahinrollen zwischen wogenden Steppen wie Saphirperlen an einer Schnur. Wunderbar sind diese Steppenflüsse mit ihren zahllosen, tiefen, secartigen Ausbreitungen, in deren schmalen, bachartigen Verbindungsstücken allein die Bewegung des Wassers zu spüren ist. In deinen raschen Quellbächen, die durchsichtig und selbst in schwüler Sommerglut kalt wie Eis unter dem Schutze der Bäume und Büsche einherrieseln, halten sich Forellen aller Arten auf, von anmutiger Gestalt und zartem Geschmack, schnell verschwindend, sobald die unreine Hand des Menschen die jungfräulichen Fluten, ihren kühlen Wohnort, berührt. In üppiger Vegetation prangen deine Wiesen und Felder, im Frühjahr milchweiß schimmernd von den Blüten der Kirschen, Erdbeeren und wilden Pflirsche, im Sommer geröthet von der gewürzigen Erdbeere und der kleinen Kirsche, die erst im Herbst dunkel und reif wird. Ein reicher Segen belohnt die träge, unbeholfene Arbeit des Landmanns, der mit seinem plumpen Pfluge deinen fruchtbaren Boden aufreißt! Freudig grünen deine mächtigen Laubwälder, und Schwärme wilder Bienen füllen emsig mit duftigem Lindenhonig die selbstgewählten Wohnstätten. Auch der Ufasche Marder, mehr als alle anderen geschätzt, bewohnt noch die Wälder an den Quellen der Ufa und Bjelaja. Freundlich und friedlich sind deine ursprünglichen patriarchalischen Bewohner und Inhaber, die nomadischen Baschkirenstämme. Noch immer beträchtlich, wenn auch stark vermindert, sind ihre Pferdeherden, ihr Reichthum an Rindern und Schafen. Nach dem harten, stürmischen Winter treiben die ausgehungerten, wie Winterfliegen abgemagerten Baschkiren noch wie sonst ihre durch Verhungern bis auf die Hälfte verringerten Herden mit der ersten Frühlingswärme, mit dem ersten Weidesutter hinaus in die freie Steppe und ziehen selbst mit Weib und Kind hinter ihnen her. Und nach ein paar Wochen sind weder Mensch noch Vieh wiederzuerkennen. Die

Pferdegerippe sind zu feurigen, unermüdlischen Rossen geworden, und schon hütet der Steppenhengst streng und trotzig den Weideplatz seiner Stuten, weder Mensch noch Tier hinzulassend. Die mageren Kühe sind gesund und kräftig geworden; nahrhafte Milch erfüllt ihre Euter. Doch der Baschkire kümmert sich wenig um die aromatische Kuhmilch: schon ist der belebende Kumys<sup>1</sup> fertig, schon ist er in den Schläuchen von Roßfell in Gärung übergegangen, und alles, was trinken kann, vom Säugling bis zum gebrechlichen Greise, trinkt bis zur Berauschung von dem heilsamen, rettenden Kraftgetränke; und wunderbar verschwinden alle Leiden des hungrigen Winters, ja sogar die des Alters: die abgemagerten Gesichter füllen sich wieder, ein gesundes Rot tritt an die Stelle der krankhaften Blässe. Aber traurig und sonderbar sehen die verlassenenen Dörfer aus. Der zufällig hindurchfahrende Reisende, der nie etwas Ähnliches gesehen hat, erschrickt bei dem Anblicke der leeren, wie ausgestorbenen Wohnsitze! Wild und traurig sehen ihn die zerstreuten Jurten<sup>2</sup> mit ihren weißen Schornsteinen und Fenstern ohne Blasen an, wie Gesichter mit ausgestochenen Augen. Hier und da bellt ein angebundener, hungriger Hund, den sein Herr nur von Zeit zu Zeit besucht und füttert, oder miaut eine verwilderte Katze, die selbst für ihre Nahrung sorgt. Weiter rührt sich gar nichts; nirgend ein menschliches Wesen...

Wie malerisch und eigentümlich ist jede der drei Regionen des Gouvernements, die Steppenregion, die waldige und die bergige, besonders die letztere, die der Ausläufer des Ural, die metallreiche, die Goldregion! Welche Ausdehnung, von den Grenzen der Gouvernements Perm und Wjatka, wo das Gefrieren des Quecksilbers keine Seltenheit ist, bis zum Städtchen Gurjew an der Grenze des Gouvernements Astrachan, wo

---

<sup>1</sup> Ein spirituöses Getränk, aus der zuckerreichen Stutenmilch durch Gärung bereitet. — <sup>2</sup> Baschkirenhütten, deren Fenster statt der Scheiben im Winter mit Blasen geschlossen werden. (Anmerkungen des Übersetzers S. R.)

kleine Trauben im Freien gedeihen, deren Wein, im Sommer erfrischend, im Winter erwärmend, ein Handelsartikel der dortigen Kosaken ist. Welch ein herrlicher Fischfang im Ural! Er steht einzig da, sowohl in Hinsicht auf den Geschmack des dort wimmelnden Kotsfisches<sup>1</sup> als auch in Hinsicht auf seinen eigentümlichen Betrieb. Bagrenje wird diese Art der Fischerei genannt und harret noch einer lebendigen und genauen Beschreibung, die die allgemeine Aufmerksamkeit wachruft. Aber ich merke, daß ich schon zu viel von meiner schönen Heimat gesprochen habe. Wir wollen jetzt zusehen, wie mein unermüdlicher Großvater in diesem neuen Gebiete lebte und wirkte.

### Der neue Wohnsitz

Wie wohl wurde es Stepan Michailowitsch, wie oft bekreuzte er sich in der Freude seines Herzens, als er sich endlich in den breiten Fluren des Buguruslan ansässig sah! Nicht nur heiterer am Gemüthe, auch gesünder am Körper wurde er. Weder Bitten noch Klagen, weder Streit noch Lärm! Keine Wojeikows, keine Moschenskis, keine Suschtschews<sup>2</sup>! Kein Waldraub, keine Wiesenverheerungen, keine Felderbeschädigungen! Volle Herrschaft, nicht nur über den eigenen Boden, sondern auch über fremden! Er konnte die Herden weiden lassen, Holz schlagen lassen, Heu mähen lassen, wo er nur wollte, und kein Mensch sagte ein Wort dazu! Auch die Bauern gewöhnten sich gar bald an den neuen Wohnsitz und gewannen ihn lieb. Wie konnte es auch anders sein? Aus dem wasserarmen, waldigen Gute Troizkoje, wo es so wenig Wiesen gab, daß jede Bauernfamilie nur mit Mühe ein Pferd und eine Kuh füttern konnte, wo seit undenklichen Zeiten immer dieselben Landstücke bearbeitet worden waren, was den einst fruchtbaren Boden längst erschöpft hatte, waren sie in endlose fruchtbare Fluren

<sup>1</sup> So werden alle größeren Störarten genannt. — <sup>2</sup> Die früheren Nachbarn meines Großvaters. (Anmerkungen des Verfassers.)

gezogen, vom Pfluge und von der Sense noch unberührt, in das Gebiet eines klaren, frischen Stromes mit einer Menge von Bächen und Quellen, an die Ufer eines durchsichtigen, fischreichen Teiches, mit einer Mühle in der nächsten Nähe, während sie früher ihr Korn fünfundzwanzig Werst weit zum Mahlen schleppen mußten und dann noch oft ein paar Tage zu warten hatten, ehe sie an die Reihe kamen. Ihr werdet wohl erstaunen, daß ich Troizkoje wasserlos genannt habe? Werdet meine Ahnen tadeln, die einen solchen Platz zu ihrem Wohnorte gewählt hatten? Doch verhielt sich die Sache früher anders, und der Vorwurf trifft meine Ahnen nicht. Einst lag Troizkoje an dem schönen Fließchen Maina, das drei Werst von dem Dorfe entfernt aus den Moosseen seinen Ursprung nahm. Außerdem zog sich an dem ganzen Dorfe entlang ein schmaler, aber langer und klarer, in der Mitte tiefer See, dessen Grund aus weißem Sande bestand; aus diesem See floß sogar ein Bach, der weiße Bach genannt. So war es früher, allerdings vor langen, langen Zeiten. Der Überlieferung nach sind die Moosseen ehemals tiefe, runde Becken mitten im Walde gewesen, mit klarem, eiskaltem Wasser angefüllt, mit sumpfigen Ufern. Damals, erzählte man, habe es niemand gewagt, den Seen nahe zu kommen, außer im Winter; denn die wankenden Ufer verschlangen den Verwegenen, der sich in das Reich der Wasserteufel wagte. Aber auch hier triumphierte der siegreiche Wille des Menschen über die Natur. Man hörte auf, der alten Sage Glauben zu schenken, die sich durch keine neuen Vorfälle bestätigte, und die Moosseen wurden allmählich durch das Einweichen des Flachses und durch das Tränken des Viehes getrübt. Auch wurden sie seichter und kleiner, als der Wald um sie her geschlagen wurde. Es bildete sich auf ihrer Oberfläche eine dicke Torfschicht, die sich mit verschiedenen Gräsern bedeckte, deren verschlungene Wurzeln ihr eine gewisse Festigkeit gaben. Bald erschienen auf ihrer Oberfläche erhöhte Moospolster, Gebüsch und sogar ein ziemlich kräftiger Kiefernwald. Ein Becken ist

jetzt gänzlich verdeckt, vom anderen sind zwei tiefe große Löcher geblieben, und man tut noch jetzt nicht wohl, ihnen nahe zu kommen, da ihre Ränder, samt ihrem Kräuterwuchs, ihren Büschen und Bäumchen, unter den Schritten des Wanderers sich senken und heben wie eine schwankende Flut. Infolge der Verminderung der Moosseen ist der obere Teil des Mainaflüßchens verschwunden, und erst einige Werst unterhalb des Dorfes kommt es aus der Erde zum Vorschein. Der klare, tiefe und lange See aber hat sich in eine stinkende Pfütze verwandelt. Sein sandiger Grund ist klasterhoch mit Schlamm und Unrat aus den Bauernhöfen bedeckt. Vom weißen Bache sind schon längst keine Spuren mehr vorhanden, und bald wird auch sein Name verschwinden.

Raum hatte sich mein Großvater in dem neuen Wohnorte anständig gemacht, als er mit der ihm eigenen Energie und Ausdauer sich auf den Betrieb des Ackerbaues und der Viehzucht legte. Die Bauern, durch sein Beispiel angeregt, gewöhnten sich bald daran, tüchtig zu arbeiten, und bald fehlte ihnen nichts an Bauten und innerer Einrichtung. Die Tennen von Neu-Bagrowo nahmen dreimal so viel Raum ein als das Dorf selbst, und die stattlichen Herden von Pferden und Rindern, Schafen und Schweinen zeugten von der Wohlhabenheit der neuen Ankömmlinge.

Es war, als wenn Stepan Michailowitsch das Signal zu einer lebhaften Ansiedelung im Gebiete von Ufa und Drenburg gegeben hätte. Von allen Seiten kamen Steppen-Nordwinen, Tscheremissen, Tschuwassen, Tataren und Meschtscherjaken herbeigezogen; auch an russischen Ansiedlern fehlte es nicht, an Kronbauern aus verschiedenen Bezirken und an Leibeigenen mehr oder minder reicher Gutsbesitzer. Mein Großvater bekam auch Nachbarn: sein Schwager, Iwan Wasiljewitsch Nekljudow, kaufte ein Grundstück zwanzig Werst weit von Neu-Bagrowo, siedelte dort seine Bauern an, baute eine hölzerne Kirche, nannte das Gut Nekljudowo und ließ sich dort mit seiner Fa-



milie nieder, was meinen Großvater keineswegs freute. Denn alle Verwandten seiner Frau, die ganze Nekljudowerei, wie er sie nannte, konnte er nicht recht leiden. Der Gutbesitzer Bachmetew kaufte ein Grundstück, das noch näher, etwa nur zehn Werst von Bagrowo, lag, an den Quellen der Sowruscha, die dem Buguruslan parallel nach Südwest fließt. Er siedelte ebenfalls dort Bauern an und nannte das Gut Bachmetewka. Auf einer anderen Seite, an den Ufern des Nasjagai oder Notschagai, wie die Eingeborenen diesen Fluß noch heutigen Tages nennen, entstand das Gut Polibino, das jetzt den Karamsins gehört. Der Nasjagai ist breiter und schöner als der Buguruslan, tiefer und fischreicher, und Wasservögel sind in größerer Menge an seinen Ufern zu finden. Auf dem Wege nach Polibino, acht Werst von Bagrowo, gerade östlich, bildete sich an einem kleinen Bache das große Nordwinendorf Noikino. Zwei Werst davon wurde eine Mühle an der Bokla gebaut, die dem Buguruslan fast parallel nach Süden fließt. Unweit der Mühle mündet die Bokla in den Nasjagai, der seine mächtigen Fluten eilig von Nordost nach Südwest wälzt. Siebzehn Werst von Neu-Bagrowo nimmt er auch unseren Buguruslan auf, und durch dessen Gewässer verstärkt, vereint er sich bei der Stadt Buguruslan mit dem Kinel, wobei er seinen klangvollen, bedeutsamen Namen verliert<sup>1</sup>.

Endlich bildete sich gar ein Nordwinendörlein unter dem Namen Kiwazfoje, nur zwei Werst weit von Bagrowo, weiter abwärts am Buguruslan. Stepan Michailowitsch machte anfangs ein schiefes Gesicht zu der nahen Nachbarschaft, die ihn an das alte Troizfoje erinnerte. Aber hier verhielt sich die Sache ganz anders. Es waren gute, ruhige Leute, die meinem Großvater nicht mindere Achtung erwiesen als ihrem Bezirksvorsteher. In wenigen Jahren hatte sich auch mein Großvater die Liebe und Achtung der ganzen Umgegend erworben. Er war

<sup>1</sup> Nasjagai bedeutet so viel als schneller Verfolger. (Anmerkung des Übersetzers S. R.)

ein wahrer Wohltäter seiner nahen und fernen, alten und neuen Nachbarn, insbesondere der letzteren, die, wie es Auswanderern oft geht, unbemittelt in das ihnen ganz unbekanntes Land kamen, oft kein Saatkorn mitbrachten, auch nicht Geld genug, um welches anzukaufen. All diesen waren die vollen Speicher meines Großvaters immer geöffnet. „Nimm, was du brauchst; wenn du es vermagst, gibst du es mir bei der ersten Ernte zurück; wo nicht, magst du es in Gottes Namen behalten,“ mit diesen Worten theilte der Großvater freigebig von seinem Vorrat den Leuten mit, denen es an Saatkorn oder an Brot fehlte. Ich muß hinzufügen, daß er dabei so verständig, so liebevoll auf alle Bitten und Bedürfnisse einging, dem gegebenen Worte so unerschütterlich treu blieb, daß er bald zum Drakel der sich neu bevölkernden Gegend wurde. Und nicht nur hilfreich in der Noth, auch sittlich bildend war seine Wirksamkeit. Nur wer ihm offen die Wahrheit sagte, konnte auf seine Hilfe rechnen. Wer einmal gelogen hatte, um sein Mitleid zu erwecken, tat gut, sich nicht mehr auf dem Gute zu zeigen. Nichts bekam er mehr; ja es war ein Glück, wenn er mit heiler Haut davon kam. Viele Familienzwiste wurden durch ihn geschlichtet, viele Prozesse im Entstehen erstickt. Von allen Seiten kamen die Leute zu ihm gegangen und gefahren, um ihn um Rat, um Entscheidung zu bitten, und was er gesprochen hatte, wurde von ihnen gewissenhaft erfüllt. Ich habe Enkel und Urenkel der damaligen Generation gekannt, deren dankbares Gedächtniß die strengen und edlen Züge aus Stepan Michailowitschs Charakter treu bewahrte, die ihnen ihre Väter überliefert hatten. Viele einfache, aber tief rührende Worte habe ich gehört, die sich auf ihn bezogen, und immer wurde dabei ein Kreuz geschlagen und für die Ruhe seiner Seele gebetet. Kein Wunder, daß die Bauern einen solchen Herrn innig lieb hatten; aber ebenso fest hing an ihm auch das Hofgesinde, das oft von den wilden Ausbrüchen seines Jähzornes zu leiden hatte. In der Folge haben einige seiner jüngeren Diener ihr Leben als Greise in meinem

Hause beendet. Oft haben sie mir von dem strengen, jähzornigen, aber gerechten und großmütigen alten Herrn erzählt und immer mit dankbaren Tränen.

Und dieser gute, edelmütige, oft sogar nachsichtige Mann war Zornanfällen unterworfen, die in seinem Wesen das Bild edler Menschlichkeit gänzlich trübten, ja ihn der grausamsten Handlungen fähig machten. So habe ich ihn in meiner Kindheit gesehen, in einer Zeit, die viel später fällt als die meiner gegenwärtigen Erzählung, und der Eindruck des Schreckens ist noch frisch in meinem Gedächtnisse geblieben. Ich sehe ihn noch jetzt vor mir. Er war auf eine seiner Töchter erzürnt, die gelogen hatte und in ihrer Lüge beharrte. Er stützte sich auf zwei Diener, denn die Beine versagten ihm den Dienst; ich konnte meinen Großvater kaum erkennen: er zitterte an allen Gliedern, sein Gesicht war verzerrt, wahnsinnige Wut blitzte aus seinen von der Erregung getrübbten Augen. „Gebt sie mir her!“ heulte er mit erstickter Stimme. (Das alles ist mir klar im Gedächtnis geblieben; was später kam, hat man mir oft in der Folgezeit erzählt.) Meine Großmutter warf sich ihm zu Füßen, ihn um Gnade und Schonung anflehend; aber in einem Augenblicke waren Tuch und Haube ihr vom Kopfe geflogen, und Stepan Michailowitsch zerrte seine beleibte, schon bejahrte Ehehälfte bei den Haaren herum. Unterdessen hatten sich sowohl die Schuldige als alle ihre Schwestern und sogar ihr Bruder mit seiner jungen Frau und seinem kleinen Sohne in das Wäldchen geflüchtet, das sich um das Haus zog, und brachten dort die Nacht zu; nur die junge Schwiegertochter kehrte mit ihrem Kinde heim, fürchtend, daß es sich erkälte, und schlief mit ihm in der Gesindestube. Lange rastete mein Großvater nach Herzenslust im leeren Hause umher. Endlich wurde er es aber müde, seine Arina Wasiljewna bei den Zöpfen umherzuzerren, und fiel erschöpft auf sein Bett nieder, wo ihn ein tiefer Schlaf überwältigte, der bis zum folgenden Morgen dauerte. Ruhig und heiter erwachte Stepan Michailowitsch, freundlich rief er seine

Ariska, die sogleich aus dem anstoßenden Zimmer mit ihrer freudigsten Miene hereingelaufen kam, als wenn gestern gar nichts vorgefallen wäre. „Gebt mir Tee! Wo sind die Kinder? Wo bleibt Alexei und mein Schwiegertöchterchen? Gebt mir den kleinen Sergei her!“ sagte der Wahnsinnige nun, nachdem er sich ausgeschlafen hatte, und alle erschienen mit heiteren und ruhigen Gesichtern, mit Ausnahme der Schwiegertochter und ihres Sohnes. Sie war eine Person von festem Charakter, und kein Bitten konnte sie bewegen, sich so bald wieder zu dem gestrigen Wüterich zu begeben und ihn freundlich zu begrüßen; auch der kleine Sohn wiederholte immerwährend: „Ich will nicht hin; ich fürchte mich vor dem Großvater!“ Da sie sich in der That nicht recht wohl befand, gab sie eine Unpäßlichkeit als Grund an und behielt auch ihren Sohn bei sich. Alles geriet in Schrecken und erwartete einen neuen Sturm. Aber in dem wilden Tiere des vorigen Abends war bereits der Mensch erwacht. Nachdem er Tee getrunken und sich mit seinen Kindern scherzhaft unterhalten hatte, ging der Schwiegervater selbst zu der jungen Frau, die sich wirklich sehr schwach fühlte und blaß und angegriffen auf ihrem Bette lag. Der Alte setzte sich zu ihr auf das Bett, herzte und küßte sie, nannte sie sein liebes, schönes Schwiegertöchterchen, liebte den Enkel, entfernte sich endlich und sagte, daß er sich ohne seine Schwiegertochter langweile. Eine halbe Stunde später trat die Schwiegertochter, ihren Sohn an der Hand, städtisch und elegant gekleidet, in einem Anzug, von dem Stepan Michailowitsch einmal gesagt hatte, er stehe ihr am besten, in das Zimmer des Schwiegervaters. Mein Großvater war tief gerührt. „Siehe da! das kranke Schwiegertöchterchen ist trotz ihrer Unpäßlichkeit aufgestanden, hat sich angezogen und ist gekommen, um mich Alten zu erheitern!“ sagte er zärtlich. Die Schwiegermutter und die Schwägerinnen, die alle die junge Frau nicht leiden mochten, schlugen die Augen nieder und bissen sich in die Lippen, während diese heiter und ehrerbietig die Freundlichkeiten ihres Schwieger-

vaters erwiderte und ihren übelwollenden Verwandten triumphierende Blicke zuwarf . . . Doch genug von den dunklen Seiten im Charakter meines Großvaters; ich will euch lieber einen seiner guten, heiteren Tage beschreiben, von denen ich viel gehört habe.

### Ein guter Tag Stepan Michailowitschs

Es war gegen Ende Juni, und die Hitze war schon beträchtlich. Nach einer schwülen Nacht hatte um die Morgendämmerung ein frischer Ostwind zu wehen begonnen, der immer nachläßt, sobald die Sonne die Luft erwärmt. Mit dem ersten Sonnenstrahle war mein Großvater erwacht. Es war ihm zu heiß geworden, um länger in der engen Kammer hinter dem Bettvorhange aus Hausleinewand zu schlafen, wenn auch das altmodische Fenster so hoch als möglich hinaufgeschoben war. Ohne den Bettvorhang hätten ihn nämlich die bösen Mücken geplagt und ihm keinen Augenblick ruhigen Schlafes gegönnt. In ganzen Schwärmen kamen die geflügelten Musikanten herbeigeflogen, steckten ihre langen Stachel durch die dünne Scheidewand hindurch und summten vom Abend bis zum Morgen ihre zudringlichen Lieder. Wie sonderbar es auch klingt, so muß ich doch gestehen, daß mir der feine Sopran und sogar der Stich der Mücken besonders lieb ist. Das erinnert mich an den glühenden Sommer mit seinen wundervollen schlaflosen Nächten, mit dem Gesang der Nachtigallen im grünen Ufergebüsch des Buguruslan; ich denke dabei an jenes schnsüchtige Klopfen meines jungen Herzens, an jene unendlich süße Wehmut, für die ich jetzt gern den Rest meines erlöschenden Lebens dahin gäbe . . . Mein Großvater war erwacht, wischte mit heißer Hand den Schweiß von der hochgewölbten Stirne, steckte den Kopf aus dem Vorhange hervor und lachte laut auf. Seine beiden Leibdiener Wanka Masan und Nikanor Tanaitshenok schnarchten um die Wette, in den possierlichsten Stellungen auf

dem Boden gelagert. „Was die Hundesöhne schnarchen können!“ sagte mein Großvater und lächelte wieder. Stepan Michailowitsch war ein rätselhafter Mensch. Nach einem so energischen Wort konnte man einen Hieb des Weidenstockes erwarten, der immer an seinem Bett stand, oder einen Fußstoß oder gar eine Begrüßung mit dem Stuhle; aber mein Großvater hatte beim Erwachen gelacht und war damit für den ganzen Tag in gute Laune gekommen. Er stand geräuschlos auf, bekreuzte sich ein paarmal, steckte seine nackten Füße in die suchsigen Lederpantoffeln und ging im bloßen Hemde aus Hausleinewand (bessere gab ihm seine Frau nicht) auf die Freitreppe hinaus, wo ihn die feuchte Morgenkühle angenehm anwehte. Ich habe eben gesagt, daß Urina Wasiljewna ihrem Manne keine feine Leinewand zu Hemden gab, und der Leser wird mit Recht einwenden, daß dies den Charakteren der beiden Eheleute widerspricht. Aber ich kann nichts dafür; die Sache verhielt sich einmal so. Hier, wie überall, triumphtierte doch am Ende der Wille der Frau über den Willen des Mannes! Vielfach geprügelt wegen der groben Wäsche, fuhr meine Großmutter dennoch fort, ihrem Gemahle nur solche zu geben, bis er sich endlich daran gewöhnte. Mein Großvater griff einmal zu einem letzten, verzweifelten Mittel. Er nahm ein Beil und zerhackte auf der Schwelle seines Zimmers sämtliche Hemden aus grober Leinewand, der Wehklagen meiner Großmutter ungeachtet, die ihn anflehte, sie zu prügeln, aber nur sein eigenes Gut zu schonen. Aber auch dieses Mittel half nichts. Von neuem kam grobe Wäsche zum Vorschein, und der Alte unterwarf sich . . . Doch ich muß um Verzeihung bitten: meinen Leser von der Wäsche meines Großvaters unterhaltend, bin ich ganz von der Schilderung seines guten Tages abgekommen. Ohne jemanden aus der Ruhe zu stören, suchte er selbst eine Filzdecke aus dem Verschlage hervor, breitete sie wie einen Teppich auf der obersten Stufe der Freitreppe aus und setzte sich hin, um, wie er es gewohnt war, den Sonnenaufgang zu

erwarten. Vor Sonnenaufgang wird es einem immer ganz besonders wohl zumute. Das Behagen meines Großvaters steigerte sich aber noch bei dem Anblick seines Hofes, der schon damals mit allen wirtschaftlichen Gebäuden wohl ausgestattet war. Freilich war der Hofraum nicht eingefriedigt, und das Vieh aus den Bauernhöfen, wenn es sich zu einer Herde sammelte, um zur Weide getrieben zu werden, kam zum Besuch herein, wie es auch an jenem Morgen und jeden Abend der Fall war. Einige schmutzige Schweine rieben sich an derselben Freitreppe, auf der mein Großvater saß, und verzehrten grunzend die Krebschalen und andere Speisereste, die ganz unbefangen dicht neben der Freitreppe hinausgeworfen wurden. Auch Kühe und Schafe kamen der Türe nahe und ließen natürlich unreine Spuren ihres Besuches zurück. Aber das alles störte meinen Großvater nicht im mindesten; es freute ihn im Gegenteile, das gesunde Vieh zu sehen, das von der Wohlhabenheit seiner Bauern zeugte. Doch bald verjagte das laute Knallen einer Hirtenpeitsche die frühen Gäste. Das Hofgesinde begann sich zu regen. Der kräftige Stallknecht Spiridon, den man bis in sein höchstes Alter Spirka nannte, führte, einen nach dem andern, zwei rotscheckige und einen schwarzbraunen Hengst hervor, band sie an einen Pfahl, putzte sie und ließ sie an einer langen Leine herumlaufen, wobei mein Großvater an den Formen und dem Wuchse der edlen Tiere sein Wohlgefallen hatte und in Gedanken die schöne Pferderasse vor sich sah, die er von ihnen zu ziehen gedachte; was ihm in der Folge auch vortrefflich gelang. Auch die alte Schaffnerin war erwacht, die im Souterrain zu schlafen pflegte, stieg zum Buguruslan hinunter, um sich zu waschen, seufzte und ächzte, wie es ihre unveränderliche Gewohnheit war, verrichtete, gen Ofen schauend, ihr Gebet und schickte sich an, Töpfe und Geschirre zu scheuern, zu spülen und zu waschen. Fröhlich freisten in den Lüften zwitschernd die Schwalben. Hell schlugen auf den Feldern die Wachteln; in der Luft ertönten die Lieder der Lerchen; heiser, mit angestrongter Stimme, schrien im Ge-

büsch die Wachtelkönige; das Pfeifen der Wasserhühner und das Meckern und Schnalzen der Bekassinen klang von dem nahen Sumpf herauf; die Spottvögel ahmten den Gesang der Nachtigallen in den Pausen nach. Strahlend erschien die Sonne über dem Berge... Es rauchten die Bauernhäuser, und die graublauen Rauchsäulen bogen sich im Winde wie aufgezogene Flaggen auf einer Reihe von Flußfahrzeugen; die Bauern zogen ins Feld hinaus. Mein Großvater bekam Lust, sich mit kaltem Wasser zu waschen und seinen Tee zu trinken. Er weckte seine immer noch in ihrer unschönen Positur schnarchenden Diener. Erschrocken sprangen sie auf; aber Stepan Michailowitsch's fröhliche Stimme beruhigte sie bald: „Masan, Waschwasser! Tanaittschenok, wecke Alksjutka und die Herrin und mach Tee!“ Es war nicht nötig, den Befehl zu wiederholen. Schon lief der unbeholfene Masan, den glänzenden kupfernen Wasserkrug in der Hand, über Hals und Kopf nach der Quelle. Schon weckte der flinke Tanaittschenok die häßliche junge Magd Alksjutka, die, das ganz auf die Seite geglittene Kopftuch zurückdrückend, auch ihre alte beleibte Herrin aus dem Schlafe zu rütteln eilte. In einigen Minuten war das ganze Haus auf den Füßen, und alle wußten schon, daß der alte Herr heute bei guter Laune sei. Nach einer Viertelstunde stand schon auf der Freitreppe ein Tisch mit einem weißen, zu Hause gefertigten Tischtuche bedeckt, mit dem kochenden Teekessel darauf, um den Alksjutka geschäftig war; und die alte Herrin Arina Wasiljewna begrüßte ihren Gemahl nicht seufzend und ächzend, wie es manchmal ratsamer war, sondern erkundigte sich mit lauter und heiterer Stimme nach seiner Gesundheit und fragte, ob er wohl geschlafen und was er geträumt habe. Freundlich begrüßte mein Großvater seine Gemahlin und nannte sie Arischa. Er küßte ihr niemals die Hand, gab ihr aber manchmal die seinige als Zeichen besonderer Gunst zu küssen. Arina Wasiljewna blühte bei diesem Gruße ordentlich auf und schien sogar jünger zu werden. Ihre Unbeholfenheit und Korpulenz waren nicht mehr zu



merken. Behende brachte sie einen Schemel herbei und setzte sich zu meinem Großvater auf die Freitreppe, was sie nie zu tun wagte, wenn dieser sie nicht besonders freundlich begrüßt hatte. „Wollen wir zusammen Tee trinken, Arischa,“ sagte Stepan Michailowitsch, „ehe es heiß wird? Die Nacht ist zwar schwül gewesen; ich habe aber so fest geschlafen, daß ich mich keines Traumes entsinnen kann. Und du?“ Eine solche Frage war eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit, und meine Großmutter beeilte sich zu erwidern, daß in den Nächten, wo Stepan Michailowitsch wohl ruhe, sie auch immer gut schlafe; Tanja<sup>1</sup> aber habe eine sehr unruhige Nacht zugebracht. Tanja war die jüngste Tochter, und der Alte liebte sie mehr als die anderen, wie das oft der Fall ist. Er wurde unruhig und verbot, Tatjana zu wecken, damit sie gehörig ausschlafen könne. Nun hatte man Tatjana bereits gleichzeitig mit ihren Schwestern Alexandra und Jelisaweta geweckt, und sie war schon angekleidet; man wagte es aber dem Vater nicht zu sagen. Tanja kleidete sich in aller Eile wieder aus, schlüpfte noch einmal in ihr Bett, ließ die Fensterläden schließen und blieb ein paar Stunden lang im Dunkeln liegen, obgleich sie nicht wieder einschlafen konnte; mein Großvater aber meinte, sie habe heute ordentlich ausgeschlafen. Der einzige Sohn, der damals neun Jahre alt war, wurde niemals früh geweckt. Die älteren Schwestern zögerten nicht zu erscheinen; Stepan Michailowitsch gab ihnen freundlich die Hand zu küssen und nannte die eine Leksania, die andere Lishnka. Beide waren gescheite Mädchen. Alexandra vereinte mit einem schlauen Verstande die lebhafteste Erregbarkeit ihres Vaters, hatte aber nichts von seinen guten Eigenschaften. Meine Großmutter war eine ganz beschränkte Person, die von ihren Töchtern gänzlich beherrscht wurde; wenn sie einmal wagte, ihren Mann zu hintergehen, so geschah es immer auf Anstiften der Töchter; sie tat es aber so ungeschickt, daß es ihr fast immer mißlang. Der Alte kannte sie recht gut; er wußte auch, daß

<sup>1</sup> Roseform für Tatjana. (Anmerkung des Übersetzers H. R.)

seine Töchter keine Gelegenheit versäumten, um ihm etwas vorzulügen. Nur aus Trägheit, oder wenn er bei guter Laune war, ließ er sie in dem Wahne, als durchschaue er ihre Ränke nicht. Beim ersten Zornesausbruch aber sagte er ihnen alles schonungslos heraus, in den derbsten Ausdrücken, prügelte sie auch gelegentlich durch. Die Mädchen aber, als wahre Eva-töchter, verloren deshalb den Mut nicht; die Stunde des Zornes verging, das Gesicht ihres Vaters heiterte sich auf, und sie gingen sogleich wieder an die Ausführung ihrer listigen Pläne, die ihnen nicht selten auch gelangen.

Nachdem er seinen Tee getrunken und mit seiner Familie genugsam über alles mögliche geplaudert hatte, schickte mein Großvater sich an, ins Feld zu fahren. Schon längst hatte er Masan den Befehl gegeben, anspannen zu lassen, und der alte braune Wallach stand schon vor der Freitreppe, an einen bequemen Bauernwagen angeschirrt. Der Stallknecht Spiridon saß als Kutscher vorn, aufs einfachste gekleidet, nämlich bloß im Hemde, barfuß, um den Leib einen rotwollenen Gurt, an dem ein Schlüssel und ein kupferner Kamm hingen. Das vorige Mal war Spiridon zu einer solchen Expedition sogar ohne Hut ausgefahren; aber der Großvater hatte ihn deswegen gescholten, und diesmal hatte er eine Art Mütze auf dem Kopfe, aus breiten Lindenbaststreifen zusammengeflochten. Mein Großvater lachte sehr, als er den wunderlichen Kopfputz erblickte, zog seinen Feldrock aus ungebleichter Hausleinewand an, setzte seine Mütze auf, breitete noch aus Vorsicht vor etwaigem Regen einen Überrock auf den Sitz und stieg in den Wagen. Spiridon hatte ebenfalls seinen Alltagsrock untergelegt, der von gewöhnlichem Bauerntuche, aber hochrot mit Krapp gefärbt war, welcher in großer Menge auf unseren Feldern wuchs. Diese rote Farbe war bei den Leuten meines Großvaters so gebräuchlich, daß die Nachbarn dem Bagrowschen Gesinde den Spitznamen „Rötlinge“ gegeben hatten. Ich erinnere mich, diesen Spitznamen noch fünfzehn Jahre nach des Großvaters Tode selbst

gehört zu haben. In den Feldern war Stepan Michailowitsch mit allem zufrieden: Er besah sich den verblühenden Roggen, der manneshoch wie eine feste Wand da stand. Ein leichter Wind wehte, und bläuliche Wellen glitten über die Ähren hin, bald heller, bald dunkler in der Sonne schillernd. Es war eine Freude für einen Landwirt, ein solches Feld anzusehen. Mein Großvater besuchte auch den jungen Hafer, den Dinkel und die übrigen Sommersaaten. Dann ging es aufs Brachfeld, und mein Großvater ließ sich auf dem durchgepflügten Boden in allen Richtungen umherfahren. Es war seine gewöhnliche Methode, um zu prüfen, ob der Acker gut gepflügt sei. Jede unaufgelockerte Erdscholle, jeder Punkt, den der Pflug nicht berührt hatte, gab dem beweglichen Wagen einen starken Stoß, und wenn mein Großvater nicht bei Laune war, so steckte er an solchen Punkten ein Stäbchen in den Boden, schickte auf der Stelle nach dem Verwalter, wenn er diesen nicht bei sich hatte, und hielt sofort über ihn Gericht. Dieses Mal ging alles vortrefflich. Wenn auch der Wagen einmal auf Erdklumpen stieß, so merkte doch Stepan Michailowitsch nichts davon oder wollte nichts davon merken. Er warf auch einen Blick auf seine schönen Steppenwiesen und hatte sein Wohlgefallen an dem hohen, üppigen Grase, das nach ein paar Tagen gemäht werden mußte. Er verweilte auch auf den Feldern seiner Bauern, um selbst zu sehen, bei wem das Getreide gut stehe, und bei wem schlecht, besah und prüfte auch ihre Brachfelder, merkte sich alles und vergaß nichts. Als er über ein unbenutztes Feldstück fuhr und reisende Erdbeeren erblickte, ließ er halten und pflückte mit Hilfe Masans einen großen Strauß prächtiger Beeren, den er für seine Arischa mitnahm. Der Hitze ungeachtet dehnte er seine Fahrt beinahe bis zum Mittag aus. Kaum hatte man vom Hause aus den Wagen meines Großvaters erblickt, als schon das Essen auf dem Tische dampfte und die ganze Familie den Vater auf der Freitreppe erwartete. „Nun, Arischa,“ sagte fröhlich mein Großvater, „was beschert uns Gott dieses Jahr

für eine Ernte! Groß ist die Gnade des Herrn! Da hast du auch ein paar Erdbeeren." Meine Großmutter strahlte vor Freude. „Die Beeren sind schon zur Hälfte reif," fuhr er fort; „morgen muß man anfangen, sie einzusammeln." Mit diesen Worten trat er in das Vorzimmer. Der Geruch der warmen Kohlsuppe drang ihm aus dem Saale entgegen. „Ah, schon alles fertig," sagte mein Großvater noch freundlicher; „schönen Dank!" und ohne nach seinem Zimmer hinanzugehen, begab er sich geradeswegs in den Saal und setzte sich an den Tisch. Ich muß hinzufügen, daß mein Großvater unbedingt forderte, daß, zu welcher Stunde er auch vom Felde heimkehre, das Essen auf dem Tische stand. Und wehe, wenn man auf seine Rückkehr nicht aufgepaßt und das Mittagessen nicht rechtzeitig aufgetragen hatte! Eine solche Versäumnis hatte schon öfters traurige Folgen gehabt. Aber an diesem glückseligen Tage ging alles glatt; kein störender Vorfall trübte meines Großvaters glückliche Stimmung. Ein rüstiger Knecht, Nikolka Rusan, stellte sich hinter den Alten und jagte mit einem langen Birkenzweige die Fliegen von ihm weg. Mein Großvater verzehrte die heiße Kohlsuppe, die ein echter Russe auch in der glühendsten Hitze gern hat, mit einem Holzlöffel, da er an einem silbernen Löffel sich die Lippen zu verbrennen fürchtete; dann kam eine Batwinja<sup>1</sup> mit Eis, mit wachsgelbem, gesalzenem Stör und geschälten Krebsen, und andere leichte Gerichte derselben Art. Dazu wurde Hausbier und Kwas<sup>2</sup>, ebenfalls mit Eis, getrunken. Das Mahl verging sehr lustig. Alle sprachen laut durcheinander, lachten und scherzten. Mitunter aber gab es auch Tage, wo das Mittagessen in dumpfem Schweigen und in der Erwartung eines Gewitters verging. Alle Jungen und Mädchen des Hofes wußten, daß der alte Herr gutgelaunt sei, und drängten sich in den Saal, um etwas vom Mahle zu er-

<sup>1</sup> Suppe aus roten Rüben und Rübenkräutern. — <sup>2</sup> Ein säuerliches Getränk aus Schwarzbrot mit Malz. (Anmerkungen des Übersetzers H. R.)

haschen. Mein Großvater teilte ihnen freigebig mit, da doch fünfmal soviel Essen da war, als man verzehren konnte. Gleich nach Mittag ging er zur Ruhe. Man jagte die Fliegen aus dem Bettzelte hinaus, schloß es über meinem Großvater und steckte die Ränder des Vorhanges ringsherum unter das Unterbett. Bald verkündigte ein lautes Schnarchen, daß der Herr des Hauses in tiefen Schlaf versunken sei. Alles verteilte sich; ein jedes ging seinerseits zur Ruhe. Masan und Tanaittschenok streckten sich auf dem Boden des Vorzimmers vor der Thür meines Großvaters aus, nachdem sie vorher, soviel sie nur vermochten, von den Resten des Mittagsmahls verschlungen hatten. Sie hatten schon am Vormittag geschlafen, schliefen aber auch jetzt sofort wieder ein; jedoch die Schwüle und die Sonnenstrahlen, die durch das Fenster auf sie fielen, weckten sie bald wieder auf. Der Schlaf in der Hitze hatte sie durstig gemacht; sie spürten große Lust, ihre ausgetrockneten Kehlen mit dem eiskalten Biere der Herrschaft zu erfrischen, und die frechen Schelme erfannen dazu folgendes Mittel. Durch die halbgeschlossene Thür langten sie aus des Großvaters Zimmer seinen Schlafrock und seine Nachtmütze hervor, die dicht am Eingange auf einem Stuhle lagen. Tanaittschenok zog das Kostüm des Herrn an und setzte sich auf die Freitreppe, während Masan mit einem Kruge nach dem Keller eilte, die Schaffnerin weckte, die, wie alles im Hause, in tiefem Schlafe lag, und ungestüm Bier mit Eis für den schon erwachten Herrn forderte. Da die Schaffnerin daran zweifelte, daß der Herr schon erwacht sei, zeigte ihr Masan seinen Freund Tanaittschenok, der im Schlafrocke und mit der Nachtmütze auf der Freitreppe saß. Der Krug wurde mit Bier gefüllt, Eis wurde hineingelegt, und hurtig lief Masan mit seiner Beute davon. Der Krug Bier wurde brüderlich geteilt, Schlafrock und Nachtmütze an Ort und Stelle gelegt. Es dauerte noch eine gute Stunde, bis der Herr endlich erwachte. Noch heiterer als am Morgen sprang mein Großvater auf, und sein erstes Wort war: „Kaltetes Bier!“

Die Diener erschrafen. Tanaitschenok lief zur Schaffnerin hin, die gleich erriet, wo der erste Krug Bier geblieben sei. Sie füllte das Gefäß wieder, kam aber mit zur Freitreppe, auf der nunmehr der wirkliche Herr, in seinen Schlafrock gehüllt, saß. Gleich bei den ersten Worten war der Betrug enthüllt, und zitternd vor Angst warfen sich Masan und Tanaitschenok ihrem Gebieter zu Füßen. Was aber tat mein Großvater? Er lachte laut auf, ließ Urtscha und die Töchter holen und erzählte ihnen unter fortwährendem Gelächter den Streich seiner Diener. Die armen Teufel atmeten wieder auf, und einer von ihnen wagte es sogar, zu lächeln. Stepan Michailowitsch bemerkte es und wäre beinahe in Zorn geraten; aber der ganze heitere Tag hatte ihn so glücklich gestimmt, daß die Falten auf seiner Stirn augenblicklich wieder verschwanden und er nur mit strenger Miene sagte: „Diesmal mag es euch verziehen sein; aber ein andermal . . .“; es war nicht nötig, den Satz zu vollenden.

Man muß sich freilich wundern, daß die Diener eines so jähzornigen und im Jähzorn so grausamen Herrn sich zu einem so frechen Streiche entschließen konnten. Jedoch habe ich in meinem Leben oft Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß gerade die strengsten Herren die mutwilligsten Diener hatten. Der eben erzählte Vorfall war nicht der einzige derartige, der im Hause meines Großvaters passierte. Derselbe Wanka Masan geriet eines Tages, als er das Zimmer seines Herrn ausfegte, in Versuchung, sich auf dessen weichem Bette auszuruhen, legte sich hin und schlief ein. Mein Großvater ertappte ihn in diesem Zustande und — lachte nur darüber! Freilich versetzte er ihm einen derben Hieb mit seinem Weidenstock. Das war aber nur zum Scherze und der Überraschung wegen. Ubrigens passierte es meinem Großvater, daß man ihm noch schlimmere Streiche spielte. So geschah es, daß man in seiner Abwesenheit seine vierzehnjährige Kusine P. V. Bagrowa, eine reiche Waise, die er in seinem Hause wohnen ließ und innig liebte, einem scheußlich

lasterhaften Menschen zur Frau gab, den er nicht leiden konnte. Freilich war die Sache von den Verwandten der Waise eingeleitet worden, aber unter Arina Wasiljewnas Mitwissen und unter Mitwirkung ihrer Töchter. Jedoch werde ich diese traurige Geschichte später erzählen und wende mich jetzt zu dem guten Tage meines Großvaters zurück.

Er war gegen fünf Uhr nachmittags erwacht und bekam nach dem kalten Biere bald Lust, seinen Tee zu trinken. Er war nämlich der Meinung, daß ein heißes Getränk in der Hitze erfrische. Vorläufig nahm er jedoch ein Bad in dem kühlen Buguruslan, der dicht beim Hause vorbeifloß. Bei seiner Rückkehr fand er seine ganze Familie um den Teetisch versammelt, der im Schatten des Hauses aufgestellt war, darauf den siedenden Teekessel und daneben Akfutka. Nachdem er von seinem beliebten Transpirationsmittel, das er mit dicker, braunhäutiger Sahne versetzte, nach Herzenslust genossen hatte, schlug mein Großvater der ganzen Gesellschaft eine Spazierfahrt nach der Mühle vor. Natürlich stimmten alle freudig bei, und meine beiden Tanten Alexandra und Tatjana, die sehr gern angelten, nahmen ihr Angelgerät mit. In einem Augenblicke waren zwei große Wagen angespannt. In den ersten setzten sich der Großvater und die Großmutter; zwischen sich nahmen sie ihr einziges Söhnchen, den kostbaren Erben ihres altadeligen Geschlechtes. In dem anderen Wagen fanden meine drei Tanten und der Bursche Nikolka Rusan Platz, den man mitnahm, um für die jungen Damen Regenwürmer zu suchen und sie an die Angeln zu stecken. Auf der Mühle gab man der Großmutter eine Bank, und sie setzte sich im Schatten des Mühlgebäudes dicht an den Staukasten, während ihre jüngeren Töchter in der Nähe angelten. Die ältere aber, Jelisaweta Stepanowna, ging, theils ihrem Vater zu Gefallen, theils aus eigener Neigung zur Wirtschaft, mit Stepan Michailowitsch mit, der das Mahl- und Stampfwerk besichtigen wollte. Der kleine Sohn sah bald den angelnden Schwestern zu (ihm selbst erlaubte man noch nicht

in tiefem Wasser zu angeln), bald spielte er in der Nähe der Mutter, die ihn nicht aus den Augen ließ, aus Furcht, daß das Kind ins Wasser fallen könnte. Beide Mühlsteine waren bei der Arbeit; auf dem einen wurde Weizen für die herrschaftliche Küche geschält, auf dem anderen fremder Roggen gemahlen. Die Stampfmühle stampfte Hirse. Mein Großvater war in allen Zweigen der Landwirtschaft sachkundig. Er verstand sich sehr wohl auf die Einrichtung der Mühlen und erklärte seiner aufmerksamen und verständigen Tochter alle Einzelheiten des Mechanismus. Er merkte augenblicklich alle Mängel im Räderwerk und die Fehler in der Stellung der Mühlsteine. Den einen ließ er um eine halbe Kerbe senken, und es kam viel feineres Mehl zum Vorschein, womit der Eigentümer des Kornes sehr zufrieden war. Beim anderen Mahlgange merkte er am Geräusche, daß eine Spille am Treibrade sich abgerieben hatte; er ließ das Wasser absperrern, der Müller Boltunenok sprang hinter, besah und betastete das Rad und sagte: „Du hast recht, Väterchen Stepan Michailowitsch; die eine Spille ist ein wenig abgerieben.“ — „Hm, ein wenig!“ erwiderte mein Großvater, ohne übrigens zu zürnen; „hätte ich heute nicht zugesehen, so wäre das Rad in der Nacht entzweigegangen.“ — „Bitte um Verzeihung, Stepan Michailowitsch, es ist mir entgangen.“ — „Nun, es mag dir verziehen sein; gib nur schnell ein neues Rad her; im alten aber muß eine neue Spille eingesetzt werden; die muß aber weder stärker noch schwächer als die übrigen sein, das ist die Hauptsache.“ Sogleich brachte man ein neues Rad, das schon früher versucht und angepaßt worden war, fügte es an der Stelle des früheren ein, schmierte es, wo es nötig war, mit Teer, gab dem Wasser nicht plötzlich, sondern allmählich freien Lauf, wie mein Großvater es ausdrücklich befohlen hatte, und summend begann der Mühlstein wieder zu mahlen, ohne Geflapper und Unterbrechungen. Dann ging mein Großvater mit seiner Tochter in die Stampfmühle, griff eine Handvoll gestampfter Hirse heraus, legte sie auf die flache Hand, blies dar-



auf und sagte zu dem mordwinischen Gehilfen, den er kannte: „Paß auf, Nachbar Wasili! Siehst du, kein ungestampftes Korn ist mehr zu finden. Wenn du nicht mit dem Stampfen aufhörst, wird die Hirse weniger.“ Wasili probierte es und überzeigte sich, daß mein Großvater recht habe. Er bedankte sich, verbeugte sich oder nickte vielmehr nur und lief hin, das Wasser abzusperren. Von da aus ging mein Großvater mit seiner Schülerin auf den Hühnerhof, wo er alles in der besten Ordnung fand. Gänse, Enten, Hühner und Truthühner waren in Masse vorhanden, und alles gedieh unter der Aufsicht der alten Hühnerfrau und ihrer Enkelin. Als Zeichen besonderer Huld gab der Großvater beiden die Hand zu küssen und verordnete, daß man ihnen außer der gewöhnlichen Mehration monatlich zwanzig Pfund Weizenmehl zu Kuchen verabreiche. Heiter kehrte Stepan Michailowitsch zu Arina Wasiljewna zurück; mit allem war er zufrieden: die Mühle arbeitete vortrefflich, seine Tochter war ein verständiges Mädchen und die alte Tadjana eine sorgsame Hühnerfrau.

Die Hitze war längst vorüber; durch die Nähe des Wassers wurde die eintretende Abendkühle noch vermehrt; eine lange Staubwolke bewegte sich den Weg entlang und näherte sich dem Dorfe; immer hörbarer erscholl daraus das Brüllen und Blöfen der Herde; die Sonne sank hinter die Berge. Auf dem Damme stehend, weidete sich Stepan Michailowitsch an dem Anblicke des Teiches, der wie ein klarer Spiegel sich regungslos zwischen seinen flachen Ufern ausbreitete. Jeden Augenblick tauchte ein spielender Fisch aus der Wasserfläche hervor; aber der Großvater war kein Liebhaber vom Fischfange.

„Es ist Zeit, Arischa, daß wir nach Hause fahren; der Verwalter wird wohl schon auf mich warten,“ sagte er. Da die jüngeren Töchter sahen, daß er bei guter Laune war, baten sie um Erlaubnis, noch ein wenig am Wasser bleiben zu dürfen, indem sie sagten, daß die Fische bei Sonnenuntergang am besten bisßen, und daß sie in einer halben Stunde zu Fuße nach Hause

kommen wollten. Der Großvater willigte ein und fuhr in seinem Wagen mit der Großmutter nach Hause, während Jelisaweta Stepanowna mit dem kleinen Bruder den anderen Wagen einnahm. Stepan Michailowitsch hatte sich nicht geirrt: an der Thür erwartete ihn der Verwalter, und er war nicht allein. Ein paar Bauern und Weiber waren mitgekommen. Der Verwalter hatte den Großvater schon vorher gesprochen, wußte, daß er bei guter Laune war, und hatte es den Bauern mitgeteilt. Einige unter ihnen, die ihrem Herrn ein besonderes Anliegen vorzubringen hatten, ergriffen diese günstige Gelegenheit und gingen alle befriedigt von dannen: der Großvater ließ einem Bauer Korn geben, obgleich dieser eine alte Schuld noch nicht bezahlt hatte, die er eigentlich hätte bezahlen können; einem anderen erlaubte er, seinen Sohn zu verheiraten, ohne bis auf den Herbst<sup>1</sup> zu warten, und noch obendrein mit einem anderen Mädchen, als er selbst früher befohlen hatte; einer Soldatenwitwe, die er ihres schlechten Betragens wegen aus dem Dorfe hatte ausweisen wollen, erlaubte er weiter bei ihrem Vater zu wohnen usw. Noch mehr: er ließ jeden der Anwesenden einen großen silbernen Becher voll starken Hausbranntweins austrinken. Kurz und bündig gab der Großvater dem Verwalter die nötigen auf die Wirtschaft bezüglichen Befehle und eilte ins Speisezimmer, wo das Abendessen ihn erwartete. Das Abendessen unterschied sich nur wenig vom Mittagessen, und wahrscheinlich wurde da noch stärker gegessen, weil es nicht mehr so heiß war. Nach dem Abendessen, als er seiner Familie Gute Nacht gesagt hatte, setzte sich Stepan Michailowitsch, wie es seine Gewohnheit war, im bloßen Hemde noch eine halbe Stunde auf die Freitreppe, um sich zu erfrischen. Dieses Mal plauderte und scherzte er etwas länger als gewöhnlich mit seinen Dienstboten. Er forderte Masan und Tanaitschenok auf, ihre Kräfte gegeneinander im Ringen und Faustkampf zu versuchen, und

<sup>1</sup> Der Herbst ist die gewöhnliche Zeit der Bauernhochzeiten. (Anmerkung des Übersetzers S. R.)

verstand es, sie gegeneinander so aufzuheizen, daß sie in ein ganz ernsthaftes Handgemenge gerieten und sogar einander in die Haare fuhren. Aber mein Großvater, der des Schauspiels schon satt war, brachte sie durch ein streng gesprochenes Wort wieder zur Besinnung und auseinander.

Die kurze herrliche Sommernacht umfing die ganze Natur. Noch glühte die Abendröte, um, ohne zu erlöschen, bald in die Morgenröte überzugehen. Dunkler und dunkler wurde das Himmelszelt, heller und heller funkelten die Sterne, lauter und lauter wurde das Geschrei der Nachtvögel, als rückten sie ihre Ruheplätze näher an die Wohnungen der Menschen heran. Näher und näher klapperte und stampfte die Mühle in der nebligen Dämmerung... Mein Großvater stand von seiner Freitreppe auf, blickte zum Sternenhimmel, bekreuzte sich ein paarmal, legte sich, auf die Schwüle des Zimmers und auf die heißen Federn nicht achtend, zu Bette und ließ den Vorhang über sich schließen.

## II. Michail Maximowitsch Kurolesow

Ich habe versprochen, ausführlich von Michail Maximowitsch Kurolesow zu erzählen und von seiner Verheiratung mit der Kusine meines Großvaters, Praskowja Iwanowna Bagrowa. Der Anfang meiner Erzählung fällt in die sechziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, also in eine frühere Zeit, als die bereits erwähnten Begebenheiten; das Ende dagegen in eine viel spätere. Und so gehe ich denn hier an die Erfüllung meines Versprechens.

Stepan Michailowitsch war der einzige Sohn von Michail Petrowitsch Bagrow, Praskowja Iwanowna die einzige Tochter seines Oheims Iwan Petrowitsch Bagrow. Mein Großvater hatte sie doppelt lieb, als den einzigen weiblichen Sprößling der Familie Bagrow und als seine einzige Kusine. Praskowja

Iwanowna hatte noch in der Wiege ihre Mutter verloren und war kaum zehn Jahre alt, als auch ihr Vater starb. Ihre Mutter stammte aus der reichen Familie Baktejew und hatte der Tochter neunhundert Seelen hinterlassen, auch viel Geld und noch mehr an Silber und Kostbarkeiten. Dazu waren die dreihundert Seelen gekommen, die ihr Vater besessen hatte, und so wuchs die Waise als eine gar reiche Erbin heran und — als eine gute Partie. Nach dem Tode ihres Vaters wohnte sie zuerst bei ihrer Großmutter Frau Baktejewa, kam aber in der Folge öfters auf längere Zeit nach Troizkoje, bis am Ende Stepan Michailowitsch sie vermochte, gänzlich in sein Haus überzusiedeln. Stepan Michailowitsch liebte seine verwaisste Kusine nicht weniger als seine eigenen Töchter und erwies ihr auf seine Weise alle mögliche Zärtlichkeit; aber Praskowja Iwanowna war zu jung oder, richtiger gesagt, zu kindisch, um die Anhänglichkeit des Veters zu würdigen, der nie ihren Launen schmeichelte, woran sich das Mädchen im Hause der Großmutter gewöhnt hatte. Was Wunder, daß Troizkoje ihr bald langweilig vorkam, und daß sie sich nach dem früheren Leben bei der alten Baktejewa zurücksehnte. Praskowja Iwanowna war nicht schön, doch hatte sie regelmäßige Züge, lebhaft, kluge, graue Augen, breite, lange, dunkle Augenbrauen, Zeichen eines festen, männlichen Charakters. Sie war von hohem Wuchse und sah in ihrem vierzehnten Jahre wie ein achtzehnjähriges Mädchen aus. Aber trotz ihrer körperlichen Reife war sie noch ganz ein Kind am Geist und im Herzen. Immer flink und munter trieb sie sich den ganzen Tag scherzend und singend umher. Sie hatte eine wunderbare Stimme und liebte leidenschaftlich Lieder, Reigentänze und Spiele. Wenn sie solche nicht zu veranstalten vermochte, spielte sie den ganzen Tag mit Puppen, indem sie ihr Spiel mit allen möglichen Volksliedern begleitete, deren sie schon damals eine unglaubliche Menge kannte.

Ein Jahr vor ihrer Übersiedelung zu Stepan Michailowitsch

war ins Gouvernement Simbirsk Michail Maximowitsch Kurolesow gekommen, ein junger Offizier von etwa achtundzwanzig Jahren, zum dortigen Adel gehörig, um die Zeit eines Urlaubs zu Hause zu genießen. Er hatte ein ansehnliches Auseres; manche fanden ihn sogar schön; andere jedoch behaupteten, daß er trotz der schönen Züge etwas Abstoßendes habe, und ich erinnere mich, als Kind die Großmutter darüber mit den Tanten streiten gehört zu haben. Von seinem fünfzehnten Jahre an hatte er in einem damals sehr ausgezeichneten Regimente gedient, war auch bereits zum Major befördert. Er war selten in Urlaub gewesen, da mit seinen hundertfünfzig Seelen bei fast gänzlichem Mangel an Grundeigentum wenig zu wirtschaften war. Es versteht sich von selbst, daß er keine wirkliche Bildung besaß; jedoch hatte er eine eigentümliche Gewandtheit im Reden und schrieb einen kecken, korrekten Stil. Ich habe viele seiner Briefe in Händen gehabt; sie zeugen jedenfalls von einem klugen und schmiegsamen, zugleich aber festen und praktischen Geiste. Ich weiß nicht, auf welche Weise er mit unserem unsterblichen Suworow verwandt war; doch habe ich in Kurolesows Papiere einige Briefe des genialen Feldherrn gefunden, die sämtlich mit der Formel anfangen: „Verehrter Herr und Vetter Michail Maximowitsch“ und folgendermaßen endeten: „Mit dem Gefühle der tiefsten Hochachtung gegen Sie und meine gnädige Frau und Kusine Praskowja Iwanowna habe ich die Ehre“ usw. Im Gouvernement Simbirsk wußte man nicht viel von Michail Maximowitsch; jedoch „die Welt ist der Gerüchte voll“, und dabei mag er sich auch in den kurzen Urlaubszeiten manche Ausschreitungen gestattet, auch einen trotz seiner Strenge zu plauderhaften Diener gehabt haben; kurz, es hatte sich über ihn eine Meinung gebildet, die sich in folgenden Aphorismen ausdrückte: der Major dulde keinen Spaß; mit ihm müsse man auf der Hut sein und keinen falschen Schritt tun; er nehme sich seiner Soldaten an und beschütze sie nach Möglichkeit; werde aber einer auf einem Vergehen ertappt, so habe er keine Gnade

zu erwarten; sein Wort sei unerschütterlich; wenn er in Streit gerate, sei ihm der Teufel selbst nicht gewachsen; er sei ein Fuchs, ein Tollkopf, ein Satan. Doch pries man ihn einstimmig als einen sehr geschickten Geschäftsmann. Das Gerücht erzählte weiter, wahrscheinlich aus denselben Quellen, der Major sei dem Trunke ergeben, auch seien seine Liebschaften zu zahlreich; doch letztere Schwäche entschuldigte man mit dem Sprichwort, so etwas bringe dem Jüngling keine Schande, erstere mit den Sprüchen: „Ein Trunk kann dem Manne nicht schaden“ und „Wer klug ist und betrunken, ist den andern zwei Schritte voraus.“ Man fügte hinzu, der Major wisse alles am rechten Orte und zur rechten Zeit zu tun. Und so hatte Kurolesow im ganzen einen Ruf, der nicht ein schlechter zu nennen war, ja, der ihn für manche in ein günstiges Licht stellte. Dabei war er höchst zuvorkommend, verstand es, sich liebenswürdig zu machen, und betrug sich überaus ehrerbietig gegen ältere und geachtete Leute, so daß er überall gern gesehen war. Als naher Nachbar und weitläufiger Verwandter der Familie Baktejew (durch Frau Baktejewas Schwiegersohn Kurmyschew) wußte er sich in ihrem Hause auf den vertraulichsten Fuß zu stellen. Anfangs tat er es ohne bestimmten Zweck, seiner unveränderlichen Gewohnheit folgend, sich so nahe als möglich an vornehme und reiche Leute anzuschließen; in der Folge aber, als er die muntere, heitere und reiche Praskowja Iwanowna kennen lernte, die schon ganz erwachsen schien, faßte er den Vorsatz, sie zu heiraten und ihr ansehnliches Vermögen an sich zu bringen. In dieser bestimmten Absicht verdoppelte er seine Aufmerksamkeit gegen Praskowjas Großmutter und Tante und hatte sich bald der Gunst der beiden Damen versichert; auch dem Mädchen verstand er so geschickt den Hof zu machen, daß sie ihn lieb gewann, weil er ihr nämlich in allem zustimmte, ihren Wünschen zuvorkam und überhaupt sie verwöhnte. Michail Maximowitsch entdeckte sich Praskowjas Verwandten, spielte mit Geschick die Rolle des Verliebten, und alle glaubten ihm

aufs Wort, er vergehe vor Leidenschaft, denke im Wachen und Schlafen nur an Praskowja und sei nach ihr ganz verrückt. Man glaubte ihm, gab ihm Hoffnungen, kurz, man nahm sich des armen Verliebten an. Bei solcher gütigen Ermunterung von seiten der Verwandten wurde es ihm ein leichtes, sein Spiel weiter zu treiben. Er wußte dem Mädchen tausend kleine Vergnügen zu verschaffen. Er fuhr sie mit seinen schönen Pferden spazieren, schaukelte sich stundenlang mit ihr, sang meisterhaft mit ihr Volkslieder, schenkte ihr allerhand Kleinigkeiten und ließ ihr aus Moskau hübsche Spielsachen kommen.

Weil aber zum vollständigen Gelingen seines Planes die Zustimmung des Veters und Vormundes des jungen Mädchens nötig war, versuchte Michail Maximowitsch sich auch die Gunst meines Großvaters zu erwerben. Unter verschiedenen Vorwänden, mit Empfehlungen von Praskowjas Verwandten versehen, besuchte er oft Stepan Michailowitsch auf seinem Gute; doch es gelang ihm nicht, dem alten Herrn zu gefallen. Dies kann auf den ersten Blick sonderbar scheinen; denn der Major besaß einige Eigenschaften, die zu Stepan Michailowitschs Charakter paßten; jedoch hatte der Alte außer seinem gesunden Scharfblicke auch jenen bei rechtlichen und ehrlichen Leuten häufigen moralischen Instinkt, der sie beim ersten Zusammentreffen mit einem Menschen auf die Spur des Falschen und Krummen in seinem Wesen bringt, der sie das Böse und seine künftige Entwicklung auch in dem ersten Reime, auch unter dem günstigsten Außeren erraten läßt. Die glatten Reden und das ehrerbietige Benehmen des Gastes vermochten es nicht, Stepan Michailowitsch irrezumachen, und er erriet gar bald, daß darunter etwas Bedenkliches stecke. Dabei war mein Großvater von grundsätzlich tadellosem Lebenswandel, und das Gerücht von der Liederlichkeit des Majors, die von anderen so leicht entschuldigt wurde, flößte dem strengen Alten einen Widerwillen gegen Kurolesow ein, und obgleich er selbst in Augenblicken des Zorns sich bis zur blindesten Wut vergessen konnte,

waren ihm Leute unheimlich, die ohne Zorn boshaft und grausam sein konnten. Infolgedessen behandelte er Michail Maximowitsch bei seinem ersten Besuche auf die trockenste Weise, trotz seiner verständigen Gespräche über verschiedene Gegenstände und insbesondere über Landwirtschaft; als aber gar der Gast sich zu Praskowja Iwanowna, die damals bereits zu meinem Großvater übergesiedelt war, als ein alter Bekannter wandte und sie mit sichtbarem Vergnügen seine schmeichelhaften Reden anhörte, machte mein Großvater ein schiefes Gesicht, zog die Augenbrauen, wie er es im Zorne zu tun pflegte, zusammen und warf dem Major schräge, unfreundliche Blicke zu. Der Hausfrau und allen ihren Töchtern hatte dagegen der Gast sehr wohl gefallen, da er schon vom ersten Augenblicke an sich einzuschmeicheln gewußt hatte, und sie hätten gar zu gern mit ihm freundlich geplaudert. Jedoch nahmen ihnen die Zeichen des herannahenden Sturmes auf des Großvaters Antlitz allen Mut dazu, und es entstand ein peinliches Schweigen. Umsonst versuchte der Gast ein allgemeines, heiteres Gespräch in Gang zu bringen: man antwortete ihm einsilbig, der Herr des Hauses wurde sogar unhöflich. Dem Gaste blieb nichts anderes übrig, als an den Rückzug zu denken, obgleich es schon spät abends war und man ihn nach ländlicher Sitte hätte zum Übernachten einladen müssen. „Ein Taugenichts und ein Schuft; hoffentlich kommt er nicht wieder,“ sagte Stepan Michailowitsch zu seiner Familie, und natürlich erhob sich keine Stimme, um ihm zu widersprechen; doch in den Frauengemächern wurde der stattliche Major viel gelobt, und die reiche Erbin, das kindische Mädchen, erzählte und hörte gar gerne von seinem liebenswürdigen Benehmen.

Nach dieser unzweideutigen Abfertigung begab sich Michail Maximowitsch zu Frau Baktejewa und erzählte ihr das Vorgesfallene. Man kannte meinen Großvater zu gut und verlor von vornherein jede Hoffnung auf seine freiwillige Einwilligung. Man sann lange auf ein Mittel, um ihn zu besänftigen,



konnte aber keines erinnern. Der kühne Major machte den Vorschlag, das junge Mädchen zur Großmutter einzuladen und die Trauung ohne Stepan Michailowitschs Zustimmung zu vollziehen; jedoch wußten Frau Baktejewa und ihre Tochter Frau Kurmyschewa nur zu gut, daß mein Großvater es nicht so bald gestatten würde, daß Praskowja sein Haus allein verlasse, und der Urlaub des Majors war beinahe zu Ende. Er schlug ein verzweifelttes Mittel vor: er wollte Praskowja zur Flucht überreden, sie entführen und sich mit ihr sogleich irgendwo trauen lassen; indes wollten die Verwandten von einem solchen Skandal nichts hören, und so mußte Michail Maximowitsch unverrichteter Sache zu seinem Regimente zurückkehren. Aber die Wege der Vorsehung sind unergründlich, und so können wir nicht darüber urtheilen, warum es dem Schicksale gefiel, daß dieses böse Vorhaben einen glücklichen Erfolg hatte. Nach Verlauf eines halben Jahres erfuhr die alte Baktejewa, daß Stepan Michailowitsch sich zu einer weiten Reise anschicke. Ich kann mich nicht besinnen, ob es nach Moskau war oder nach Astrachan; aber es mußten wichtige Geschäfte im Spiel sein, da mein Großvater auch seinen Geschäftsführer mitnahm. Sogleich wurde ein Brief an Stepan Michailowitsch abgesandt, mit der Bitte, auf die Zeit seiner Abwesenheit Praskowja zur Großmutter zu beurlauben, worauf die kurze Antwort erfolgte, Praskowja befinde sich in Troizkoje ganz wohl, und diejenigen, die sie zu sehen wünschten, brauchten sich nur dahin zu bemühen. Nach Absendung dieser bündigen Antwort, und nachdem der immer gehorsamen Urina Wasiljewna eingepreßt worden war, sie möge Praskowja hüten wie ihren Augapfel und sie nicht aus dem Hause lassen, trat Stepan Michailowitsch seine Reise an.

Frau Baktejewa stand in lebhaftem Briefwechsel mit Praskowja Iwanowna und der Familie meines Großvaters. Sobald sie erfuhr, daß er fort war, benachrichtigte sie davon Michail Maximowitsch Kurolesow, indem sie hinzufügte, daß

der Alte auf längere Zeit verreist sei, und daß er wohl tun würde, selbst zu kommen, um das bewußte Unternehmen zu Ende zu führen; die alte Baktejewa und ihre Tochter machten sich zu gleicher Zeit auf den Weg nach Troizkoje. Sie war immer mit Arina Wasiljewna sehr befreundet gewesen, als sie daher merkte, daß Kurolesow auch dieser sehr gefalle, erzählte sie, der junge Major sei zum Sterben in Praskowja verliebt, und erging sich in Lobpreisungen des Bewerbers. Sie fügte hinzu, daß es ihr größter Wunsch sei, noch bei Lebzeiten ihre liebe verwaiste Enkelin unterzubringen; sie sei überzeugt, daß ihr liebes Kind mit diesem Manne glücklich sein müsse; sie fühle es, daß sie selbst nicht mehr lange zu leben habe, und wünsche darum, die Sache zu beschleunigen. Arina Wasiljewna fand von ihrer Seite nichts dagegen einzuwenden, drückte aber ihren Zweifel darüber aus, ob Stepan Michailowitsch jemals einwilligen werde, da ihm Michail Maximowitsch trotz seiner seltenen Vorzüge sonderbarerweise entschieden mißfalle. Die älteren Töchter Arina Wasiljewnas wurden zu Räte gezogen, und unter dem Voritze der alten Baktejewa und ihrer Tochter, der Frau Kurmyschewa, die besonders eifrig für den Major eintrat, wurde beschlossen, die Erledigung der ganzen Angelegenheit der Großmutter Praskowjas zu überlassen, als derjenigen, die dem Mädchen am nächsten stehe, und zwar auf die Weise, daß Stepan Michailowitschs Gemahlin und seine Töchter gänzlich aus dem Spiele blieben, als wenn sie von der Sache gar nichts wüßten. Ich habe schon erwähnt, daß Arina Wasiljewna eine gutmütige und ein wenig schwachköpfige Dame war, und da ihre Töchter ganz auf Frau Baktejewas Seite standen, war es ein leichtes, sie zu einem Schritte zu bewegen, der ihr den Zorn ihres Gemahls zuziehen mußte. Unterdessen ahnte die sorglose, heitere Praskowja nicht, daß ihr Schicksal sich entscheide. Man sprach oft in ihrer Gegenwart von Michail Maximowitsch, konnte den trefflichen Mann nicht genug loben, versicherte, er liebe sie mehr als sein Leben,

er denke Tag und Nacht nur an sie und werde ihr gewiß, wenn er nächstens komme, viele schöne Sachen aus Moskau mitbringen. Praskowja Iwanowna hörte diese Reden mit Vergnügen an und versicherte, sie habe niemanden in der Welt so lieb wie Michail Maximowitsch. Während des Aufenthaltes der alten Baktejewa in Troizkoje wurde ihr ein Brief von Kurolesow gebracht, der zu kommen versprach, sobald er sich einen Urlaub erbitten könne. Endlich kehrten Frau Baktejewa und ihre Tochter nach ihrem Landgute zurück, nachdem sie mit Arina Wasiljewna verabredet hatten, daß diese ihrem Manne nichts davon schreiben solle, daß Praskowja trotz des Verbotes des Vormundes baldigst zur Großmutter kommen solle, unter dem Vorwande, die Großmutter sei gefährlich krank. Praskowja Iwanowna weinte und wollte gern zur Großmutter hin, besonders als sie erfuhr, der Major werde bald kommen. Doch wagte man es nicht, sie hinzulassen, aus Furcht vor Stepan Michailowitschs Zorn. Unterdessen hatte Kurolesow noch keinen Urlaub bekommen, so daß er erst nach zwei Monaten erscheinen konnte. Bald nach seiner Ankunft wurde ein expresser Bote nach Troizkoje abgesandt; Frau Kurmyschewa schrieb, ihre Mutter sei zum Tode krank und wünsche die Enkelin noch einmal zu sehen; ohne Zweifel, fügte sie hinzu, werde Stepan Michailowitsch es in der Ordnung finden, daß die Enkelin zur sterbenden Großmutter geeilt sei, um ihr ein letztes Lebewohl zu sagen. Der Brief war augenscheinlich geschrieben, damit Arina Wasiljewna ein gutes Mittel habe, sich vor ihrem Manne zu entschuldigen. Ihrem Versprechen treu und wegen der Folgen gänzlich beruhigt, machte sich Arina Wasiljewna sogleich auf den Weg, um Praskowja zur angeblich sterbenden Großmutter zu bringen, verweilte acht Tage bei der Kranken und kehrte heim, gänzlich bezaubert von Michail Maximowitschs liebenswürdigem Benehmen und von den reichen Geschenken, die er für sie und ihre Töchter aus Moskau mitgebracht hatte. Praskowja Iwanowna war ganz glücklich; sie

hatte die liebe Großmutter bereits genesend gefunden; der gute Major hatte ihr aus Moskau alle möglichen Spielsachen mitgebracht; er war immer in Frau Baktejewas Hause, immer damit beschäftigt, mit Praskowja zu plaudern und zu scherzen; kurz, er hatte die Zuneigung des Mädchens dermaßen gewonnen, daß, als sie von der Großmutter hörte, er wolle sie heiraten, sie wie ein wahres Kind vor Freude springend im Hause herum= lief, allen Leuten verkündigend, sie heirate Michail Maximo= witsch; das werde eine Lust sein, mit ihm zusammen vom Mor= gen bis zum Abend mit seinen schönen Pferden spazieren zu fahren, sich mit ihm den ganzen Tag zu schaukeln, Lieder zu singen und mit Puppen zu spielen, und zwar mit großen, leben= digen Puppen, die selbst gehen und sich verbeugen könnten. So sah es noch im Kopfe der armen Braut aus. Man eilte, die Sache zu Ende zu führen, ehe das Gerücht davon bis zum Vetter dringen konnte; man lud die Nachbarn zur Verlobung ein, die jungen Leute wechselten die Ringe, küßten sich, setzten sich nebeneinander auf den Ehrenplatz, und es wurde auf ihr Wohl getrunken. Der Braut kam anfangs diese Feierlichkeit, diese vielen Glückwünsche, dieses lange Sitzen sehr langweilig vor. Als man ihr aber erlaubte, die neue Puppe aus Moskau neben sich hinzusetzen, wurde sie wieder ganz aufgelegt, sagte allen Gästen, es sei ihre Tochter, und ließ die Puppe sich ver= beugen und an ihrer Statt für die Glückwünsche danken. Eine Woche später wurde das Paar mit Beobachtung aller Forma= litäten getraut, wobei man die fünfzehnjährige Braut für ein siebzehnjähriges Mädchen ausgab, eine Angabe, der ihr Äußeres vollkommen entsprach. Obgleich Arina Wasiljewna und ihre Töchter sehr wohl wußten, daß es damit enden mußte, erschrafen sie doch sehr, als sie erfuhren, Praskowja sei schon verheiratet; es fiel ihnen wie Schuppen von den Augen, und sie sahen ein, daß weder die angebliche Krankheit der Großmutter, noch der Brief sie vor Stepan Michailowitschs gerechtem Zorne zu schützen vermöge. Noch ehe die Nachricht von der Hochzeit nach Troiz=

koje gekommen war, hatte Arina Wasiljewna ihrem Manne geschrieben, sie habe Praskowja zu der todkranken Großmutter gebracht; die Alte befinde sich jetzt ein wenig besser, habe jedoch die Enkelin bis zu ihrer vollständigen Genesung bei sich behalten wollen; sie selbst sei nach Hause zurückgekehrt, um nicht die Töchter allein zu lassen, da sie doch Praskowja nicht mit Gewalt habe mitnehmen können; sie fürchte aber dennoch den Zorn des Gemahls. Auf diesen Brief antwortete Stepan Michailowitsch, Arina habe sehr dumm gehandelt, und sie möge nur sogleich zu Frau Baktejewna reisen, um Praskowja zurückzuholen. Arina Wasiljewna seufzte und weinte über den Brief und wußte gar nicht, was sie anfangen sollte. Das junge Paar machte ihr kurz darauf eine Visite. Praskowja schien vollkommen glücklich und freudig, wenn auch ihre Freudigkeit sich nicht mehr so kindisch ausgelassen kundgab. Ihr Gemahl schien ebenfalls vollkommen glücklich und war dabei so ruhig und verständig, daß er sogar die arme Arina Wasiljewna durch seine klugen Reden beruhigte. Er bewies ihr auf eine überzeugende Weise, daß Stepan Michailowitschs ganzen Zorn auf die Großmutter Baktejewna fallen müsse; daß letztere ihrerseits bei ihrer gefährlichen Krankheit ein vollkommenes Recht gehabt habe, der Zustimmung Stepan Michailowitschs vorzugreifen, die doch mit der Zeit erfolgt wäre; daß die Sache nicht habe aufgeschoben werden können, weil die Großmutter jeden Tag hätte sterben können, ohne die geliebte Enkelin untergebracht zu haben, die arme Waise, der doch ein Vetter kein Ersatz für die verlorene Großmutter gewesen wäre. Viele derartige beruhigende Reden wurden den Damen in Troizkoje gehalten und mit schönen Geschenken begleitet, die sie mit Freude, aber nicht ohne eine gewisse Furcht annahmen. Es wurden auch Geschenke für Stepan Michailowitsch hinterlassen. Der Major riet Arina Wasiljewna, ihrem Manne von der ganzen Sache nichts zu schreiben, sondern dessen Antwort auf das Schreiben der Neuwermählten abzuwarten, indem er versicherte, er werde bald mit Praskowja

Iwanowna zusammen einen langen Brief an ihn senden. In der That aber hütete er sich wohl, an Stepan Michailowitsch zu schreiben; sein Plan bestand darin, daß er den Ausbruch des Ungewitters aufzuschieben suchte, um sich unterdessen in seiner neuen Stellung möglichst zu befestigen. Gleich nach seiner Heirat bat Michail Maximowitsch um seine Entlassung aus dem Kriegsdienste, die ihm auch bald bewilligt ward. Seine erste Beschäftigung war, mit seiner jungen Frau allen Verwandten, sowohl den seinigen als den ihrigen, Visiten abzustatten. In Simbirsk besuchte er auch, mit dem Gouverneur anfangend, alle einigermaßen angesehenen Personen. Alle konnten das schmucke Pärchen nicht genug loben; es wußte sich die Gunst eines jeden so vollkommen zu gewinnen, daß die Meinung der Gesellschaft sozusagen diese Vermählung gar bald sanktionierte. Auf diese Weise vergingen einige Monate.

Unterdessen wurde Stepan Michailowitsch, der lange keine Nachrichten von Hause gehabt hatte, und dessen Prozeß kein Ende nehmen wollte, plötzlich von so gewaltigem Heimweh ergriffen, daß er sich auf den Weg machte und an einem schönen Morgen unerwartet in Troizkoje erschien. Urina Wasiljewna zitterte an Händen und Füßen, als sie das schreckliche Wort vernahm: der Herr ist angekommen! Stepan Michailowitsch hatte unterdessen gefragt, ob alle am Leben und gesund seien, war freudestrahlend ins Haus getreten, drückte seine Urina und seine Kinder ans Herz und fragte: „Wo bleibt denn Praskowja?“ Durch den herzlichen Ton seiner Stimme ermutigt, antwortete Urina Wasiljewna mit einem gezwungenen Lächeln: „Ich weiß wirklich nicht, wo sie sich gerade jetzt befindet; vielleicht bei der Großmutter. Du weißt ja schon, Väterchen, daß sie verheiratet ist.“ Das Staunen und der Zorn meines Großvaters bei diesen Worten waren unbeschreiblich. Seine Wut wurde noch größer, als er erfuhr, daß Kurolesow der Gemahl Praskowjas sei. Stepan Michailowitsch wollte schon über seine Frau herfallen; aber sie sank ihm mit allen Töchtern zu Füßen

und stellte ihm vor, alles sei ohne ihr Wissen geschehen, sie sei von der alten Baktejewa betrogen worden. Zum Beweise wurde der Brief vorgezeigt. Und so wandte sich denn seine ganze Wut gegen die alte Baktejewa; er befahl, frische Pferde bereit zu halten, und nach einigen Stunden der Ruhe eilte er zu ihr. Man kann sich denken, mit welcher Wut er über Praskowjas Großmutter herfiel. Nachdem der erste Sturm vorüber war, nahm die Alte ein stolzes Ansehen an, und immer mehr in Hitze geratend, fing sie an, meinen Großvater herunterzumachen. „Wie unterstehst du dich“, schrie sie, „mich zu beschimpfen, als wäre ich deine leibeigene Sklavin? Du vergißt, daß ich von ebenso gutem Adeln bin wie du, und daß mein verstorbener Mann einen weit höheren Rang hatte als du. Ich stehe Praskowja näher als du; ich bin ihre Großmutter und habe ebenso gut Vormundschaftsrechte über sie wie du. Ich habe für ihr Glück gesorgt, ohne auf deine Zustimmung zu warten, weil ich krank war und sie nicht in deinen Händen lassen wollte; ich weiß ja, daß du ein Wahnwitziger bist, ein wildes Tier. In deinem Hause ist man vor Schlägen nicht sicher. Michail Maximowitsch ist eine ganz passende Partie, und er hat ihr selbst gefallen. Und ich möchte wissen, wer an ihm etwas auszusetzen hätte. Dir allein ist er nicht recht. Frage aber deine Töchter und deine Frau; die verstehen, ihn zu würdigen.“ — „Du lügst, altes Untier,“ brüllte mein Großvater; „du hast meine Arina betrogen, hast dich krank gestellt; du hast Praskowja dem Schuft Kurolesow verkauft, der euch alle behezt hat!“ Die alte Baktejewa kam bei diesen Worten ganz außer sich und plauderte es im Zorne aus, daß Arina Wasiljewna und ihre Töchter um alles gewußt und Geschenke von Michail Maximowitsch angenommen hatten. Diese Äußerung gab nun wieder dem Zorne des Großvaters eine andere Richtung. Mit der Drohung, daß er Praskowja als minderjährig von ihrem Manne scheiden lassen werde, machte er sich auf den Weg nach Hause, kehrte aber noch bei dem Priester ein, der das

Paar getraut hatte. Er forderte ungestüm von ihm Rechenschaft, aber der Priester zeigte ihm ruhig alle Aktenstücke, die Unterschriften der Braut, der Großmutter und der Zeugen, sowie den Taufschein, nach welchem Praskowja bereits siebzehn Jahre alt sei. Dieses war ein neuer Schlag für meinen Großvater, der nun alle Hoffnung verlor, die verhaßte Ehe zu vernichten, und in desto glühenderem Zorn gegen Arina Wasiljewna und seine Töchter entbrannte. Ich werde nicht ausführlich erzählen, was er tat, als er nach Hause kam. Es war eine schreckliche und ekelhafte Szene. Noch nach dreißig Jahren konnten meine Tanten an diesen Tag nicht denken, ohne zu schauern. Es genüge zu wissen, daß die Schuldigen alles gestanden, daß alle Geschenke Kurolesow's zur alten Baktejewna geschickt wurden, damit sie sie dem Spender zurückgäbe, daß die älteren Töchter lange krank waren, daß meine Großmutter die meisten Haare einbüßte und ein Jahr lang ein Pflaster auf dem Kopfe tragen mußte. Dem jungen Ehepaare ließ er mittheilen, es solle nicht wagen, vor ihm zu erscheinen, und im Hause war es verboten, den Namen Kurolesow zu erwähnen.

Indessen ging die Zeit ihren ruhigen Lauf, die Wunden des Körpers und der Seele heilend, die Leidenschaften beschwichtigend. Nach Verlauf eines Jahres war Arina Wasiljewna's Kopf wieder gesund und der Groll in Stepan Michailowitsch's Herzen erloschen. Anfangs wollte er die Kurolesow's weder sehen, noch von ihnen hören, selbst die Briefe nicht lesen, die Praskowja Iwanowna an ihn schrieb. Aber gegen Ende des Jahres, da von allen Seiten günstige Nachrichten einliefen über die Eintracht des jungen Ehepaars und über die große Veränderung im Wesen Praskowja's, die plötzlich so still und vernünftig geworden sei, wurde Stepan Michailowitsch weich und fühlte eine ordentliche Sehnsucht nach seiner lieben Kusine. Er überlegte, daß sie am wenigsten Schuld an der Sache habe, da sie doch noch ganz ein Kind gewesen sei, und erlaubte ihr, nach Troizkoje zu kommen, jedoch ohne ihren Mann. Natur-



lich eilte sie sogleich herbei. In der That hatte sich Praskowja Iwanowna in dem einen Jahre ihrer Ehe so stark verändert, daß das Staunen meines Großvaters kein Ende nehmen wollte. Und wie sonderbar! Es hatte sich in ihr in diesem Jahre eine Zärtlichkeit für ihren Vetter entwickelt, die sie früher nie empfunden hatte, und die von ihr nach den Vorfällen bei ihrer Heirat doch am wenigsten zu erwarten war. Hatte sie in seinen bei ihrer Ankunft tränenfeuchten Augen gelesen, wie viel Liebe sich unter dem rauhen Auseren und dem grausamen Eigensinn dieses Mannes verbarg? War es eine dunkle Ahnung des Kommenden, was ihr sagte, dieser sei die einzige Stütze, auf die sie zu rechnen habe? Hatte sie endlich verstanden, daß von den vielen, die sie in der Kindheit verwöhnt hatten, niemand sie so geliebt hatte wie der rauhe Vetter, der Feind ihres Glückes, der ihren geliebten Mann haßte? Ich weiß es nicht; aber allen mußte es auffallen, wie sehr sich das leichtsinnige Mädchen in ihrem Betragen gegen den Vetter geändert hatte. Sie, die früher seine Rechte und ihre Pflichten gegen ihn nicht anerkannt, die nunmehr wirklichen Grund hatte, ihm wegen der Beleidigung ihrer Großmutter zu grollen, war ihm nun eine liebende Schwester, ja eine grenzenlos ergebene Tochter geworden und sah ihrem Vetter wie einem lange und zärtlich geliebten Vater in die Augen. Wie dem auch sei, dieses plötzlich entstandene, aber tiefe Gefühl erlosch nur mit ihrem Leben. Und wie wunderbar war die Umwandlung, die Praskowjas ganze Natur in dieser kurzen Zeit erfahren hatte! Das unverständige Kind war verschwunden, an dessen Stelle war ein wenn auch heiteres, so doch verständiges Weib getreten. Sie gestand es aufrichtig zu, daß alle dem Vetter gegenüber unrecht gehandelt hätten. Als einzige Entschuldigung führte sie nur für sich selbst ihren Unverstand und für die Großmutter, ihren Mann und die andern deren blinde Liebe zu ihr an. Sie ersuchte Stepan Michailowitsch nicht, ihrem Manne, dem Schuldigsten von allen, sogleich zu verzeihen; sie hoffte nur, er werde mit der Zeit, und

wenn er sähe, wie glücklich sie sei, mit welchem Eifer ihr Mann sich aller ihrer Interessen annehme, diesem verzeihen und nach Troizkoje zu kommen gestatten. Wenn Stepan Michailowitsch auf solche Reden auch nichts erwiderte, so war er doch durch ihre Demut besiegt. Er hielt sein kluges Kuschchen, wie er sie fortan nannte, nicht lange bei sich auf, sondern sandte sie bald zu ihrem Manne zurück, weil dort ihr Platz sei. Beim Abschied sagte er ihr: „Wenn du nach einem Jahre mit deinem Manne ebenso zufrieden bist wie jetzt und er fortfährt sich so gut zu benehmen, so will ich mich mit ihm versöhnen.“ Und in der That, nach Verlauf eines Jahres äußerte einst Stepan Michailowitsch zu seiner Kusine, die er unterdessen oft, und zwar immer heiter und mit ihrem Lose zufrieden gesehen hatte: „Bringe doch auch deinen Mann mit!“ Der alte Herr empfing Kurolesow freundlich, theilte ihm offenherzig seine früheren Zweifel mit und versprach ihm, falls er fortfahre sich gut zu betragen, verwandtschaftliche Liebe und Freundschaft. Michail Maximowitsch benahm sich meisterhaft, nicht so einschmeichelnd und betulich wie früher, aber ebenso aufmerksam, fein und ehrerbietig. Man sah es ihm an, daß er an Selbständigkeit und Selbstvertrauen gewonnen hatte. Er sprach viel von den ihn in Anspruch nehmenden Verwaltungsangelegenheiten, fragte den Großvater um Rat, verstand dessen Ratschläge sehr gut und benutzte sie mit außerordentlicher Klugheit. Er fand eine weitläufige Verwandtschaft heraus, die zwischen ihm und der Familie Bagrow noch vor seiner Heirat bestanden habe, und nannte meinen Großvater Oheim, Arina Wasiljewna Tante, ihre Kinder Vetter und Kusinen. Er hatte noch vor der Versöhnung eine Gelegenheit ergriffen, um Stepan Michailowitsch einen Dienst zu erweisen. Der Großvater wußte das, sagte ihm jetzt seinen Dank und gab ihm sogar den Auftrag, ein ähnliches Geschäft zu besorgen. Kurz, alles ging vortrefflich. Dem Anschein nach sprachen alle Umstände zu Gunsten Michail Maximowitschs; dennoch blieb mein Großvater bei seiner Ansicht. „Ja, gescheit ist

der Mensch", meinte er, „und geschickt und gewandt; aber trauen kann ich ihm doch nicht.“

So verging noch ein Jahr, in dessen Verlauf Stepan Michailowitsch in die Statthaltertschaft Ufa übersiedelte. In den ersten drei Jahren nach der Hochzeit war Kurolesow's Betragen regelmäßig und bescheiden oder wenigstens so vorsichtig, daß nichts gegen ihn zum Vorschein kam. Ubrigens lebte er wenig zu Hause und verbrachte seine ganze Zeit auf Reisen. Dabei verbreitete sich und wuchs das Gerücht, der junge Herr sei doch ein wenig zu streng. In den folgenden zwei Jahren vollbrachte Kurolesow auf den Gütern seiner Gemahlin so wunderbare Verbesserungen in der ganzen Wirtschaft und Verwaltung, daß man seine unermüdlige Tätigkeit, seine Unternehmungslust und seinen eisernen Willen in der That bewundern mußte. Praschkowja Iwanownas Güter waren früher sehr schlecht verwaltet worden. Sie waren in vielfacher Hinsicht im Verfall, die Bauern waren verwöhnt. Sie gaben wenig Einkommen, nicht weil es am Absatz für die ländlichen Erzeugnisse gefehlt hätte, sondern weil einerseits schlecht gearbeitet wurde, andererseits verhältnismäßig wenig kultivierbarer Boden da war und Praschkowja einen Teil der Güter in gemeinschaftlichem Besitze mit ihrer Großmutter Baktejewa und ihrer Tante Kurmyschewa hatte. Michail Maximowitsch fing damit an, daß er die Bauern auf neue Landstücke übersiedelte und die früheren Wohnsitze vorteilhaft verkaufte. Er hatte im Gouvernement Simbirsk (jetzt Samara) im Kreise Stawropol an siebentaufend Desjätinen Steppenland angekauft, einen ausgezeichneten Boden mit einer zwei Ellen tiefen Schicht Dammerde bedeckt, am Ufer des Flüsschens Berlja, an dessen Quellen nur wenig Wald stand; außerdem war da noch der Bannforst Bärenschlucht, der auch jetzt den einzigen Wald des ganzen Gutes bildet. Dahin siedelte er dreihundertfünfzig Seelen über. Auf diese Weise entstand ein höchst ergiebiges Gut, da es nur hundert Werst von Samara, sechzig und vierzig Werst von anderen Wolgahäfen entfernt war. Es

ist bekannt, daß ein bequemer Absatz des Kornes in unserer Gegend den Hauptvortrag eines Gutes bildet. Alsdann reiste Michail Maximowitsch nach der Statthaltertschaft Ufa und kaufte den Baschkiren ungefähr zwanzigtausend Desjätinen Land ab, ebenfalls Schwarzerde, die jedoch bei weitem der Simbirskischen nachstand; dabei war aber eine beträchtliche Menge Wald. Dieses Land lag in verschiedenen Stücken an dem Ufer des Flusses Usen und an den Bächen Sjujusch, Meleus, Karmalka und Belebeika; damals gehörte es, soviel ich mich erinnern kann, zum Kreise Menselinsk, jetzt gehört es zum Kreise Belebei im Gouvernement Orenburg. Dort siedelte er an den vielen Quellen des Sjujusch vierhundertfünfzig Seelen und an den Ufern der Belebeika fünfzig Seelen an. Die große Kolonie nannte er Paraschino, die kleinere Iwanowka, das Gut im Gouvernement Simbirsk ward Kurolesowo genannt, und so bildeten diese drei Benennungen Taufnamen<sup>1</sup>, Vaternamen und Familiennamen seiner Frau. Dieser sentimentale Einfall eines Menschen, der bald darauf sich in einem so ganz anderen Lichte zeigte, hat mich immer mit Verwunderung erfüllt. Zu seiner Residenz wählte er Tschurasowo, ein Gut, das Praskowja von ihrer Mutter geerbt hatte, und das nur fünfzig Werst von der Gouvernementsstadt entfernt lag. Dort baute er ein nach damaligem Maßstab prachtvolles Haus mit weitläufigen Nebengebäuden. Die innere Einrichtung, die Möbel, die Malereien an den inneren und äußeren Wänden, die Kronleuchter und Kandelaber, die Bronze- und Porzellanerätschaften, das reiche Silberzeug, wurden allgemein bewundert. Das Haus stand auf einem sanften Abhange, aus dem mehr als zwanzig sehr wasserreiche Quellen hervorsprudelten. Haus, Bergabhang und Quellen waren von einem weitläufigen, üppigen Garten umschlossen, der die schönsten Obstsorten enthielt. Das innere Hauswesen, Dienerschaft, Küche, Pferdestall und Equipagen, alles

<sup>1</sup> Für den Namen Praskowja gibt es eine geläufige Koseform Parascha. (Anmerkung des Übersetzers H. R.)

war mit verständigem, gediegenem Luxus eingerichtet. Gäste aus der Nachbarschaft, wo viele Gutsbesitzer wohnten, sowie auch aus der Stadt, fehlten nie in Tschurasowo; es war ein ewiges Schmausen, Trinken, Singen, Kartenspielen und Plaudern. Michail Maximowitsch hielt viel darauf, daß seine Praskowja immer reich und geschmackvoll gekleidet erschien, und schien überhaupt, wenn er zu Hause war, nur mit ihr, mit der Erfüllung ihrer Wünsche beschäftigt. Kurz, es gelang ihm in wenigen Jahren, sich auf einen solchen Fuß in der Gesellschaft zu stellen, daß die guten Leute ihn bewunderten, die schlechten ihn beneideten. Michail Maximowitsch vergaß auch die Religion nicht, und statt des alten hölzernen Kirchleins wuchs in zwei Jahren eine stattliche steinerne Kirche empor, die mit prächtigem Schmuck ausgestattet wurde; sogar ein tüchtiger Sängerkhor bildete sich unter seiner Leitung aus dem Hofgesinde. Vier Jahre nach ihrer Heirat gebar die vollkommen glückliche und mit ihrem Schicksal zufriedene Praskowja Iwanowna ein Töchterchen und ein Jahr darauf einen Sohn. Doch die Kinder lebten nicht lange: das Mädchen starb im ersten Jahre, der Knabe wurde kaum drei Jahre alt. Praskowja Iwanowna hatte leidenschaftlich an dem Kinde gehangen, und dieser Verlust erschütterte sie tief. Ein ganzes Jahr lang konnte sie sich nicht fassen; ihre sonst so blühende Gesundheit schwand dahin, und sie bekam in der Folge keine Kinder mehr. Unterdessen wuchs das Ansehen Michail Maximowitschs in der ganzen Umgegend mit jedem Tage und jeder Stunde. Der arme und obskure Adel hatte freilich mitunter von seinen despotischen Anmaßungen zu leiden, und von dieser Klasse von Nachbarn wurde er mehr gefürchtet als geliebt; aber der höhere Adel sah es recht gern, wenn die geringere Klasse an ihre untergeordnete Stellung erinnert wurde. Mit jedem Jahre wurden indessen Michail Maximowitschs Reisen länger und häufiger, besonders seit dem Unglücksjahr, wo Praskowja Iwanowna den Verlust ihres Sohnes nicht verschmerzen konnte. Wahrscheinlich hatten ihn die Tränen und Seufzer

seiner Gattin und die traurige Ode des Hauses ermüdet, da Praskowja Iwanowna lange Zeit niemanden sehen wollte. Ubrigens kam es bald dahin, daß auch die glänzendste Gesellschaft ihn in Tschurasowo nicht mehr zu fesseln vermochte.

Sonderbare Gerüchte fingen unterdessen an, sich allmählich zu verbreiten und zu verstärken; man erzählte, der Major sei nicht nur streng, wie man früher von ihm gesagt hatte, sondern grausam gegen seine Untertanen; er gehe so oft auf seine Güter bei Ufa, um sich dort ungestört dem Trunk und allen möglichen Lastern zu ergeben, er habe da eine saubere Gesellschaft beisammen, die unter seiner Leitung Unerhörtes vollbringe, und das Schlimmste sei die namenlose Grausamkeit, die sich in ihm entwickle, wenn er berauscht sei, und die schon zwei Menschen das Leben gekostet habe. Man fügte hinzu, daß alle höheren Beamten der beiden Kreise, wo seine neuen Güter lagen, auf seiner Seite seien; er habe die einen bestochen, die andern zu seinen Trinkkumpanen gemacht und allen Schrecken eingeflößt; die niedere Beamtenwelt und der kleine Adel zittere vor ihm, da er jeden, der ihm mißfalle, am hellen Tage packen lasse, ihn in einen Keller stecke, mit Kälte und Hunger martere und sogar nicht selten mit einem schrecklichen Instrument geißeln lasse, das man Rake nenne<sup>1</sup>. — Diese Gerüchte waren nicht nur wahr, sondern sie gaben nicht einmal die ganze Wahrheit wieder; die Wirklichkeit übertraf bei weitem das schüchterne Gerede der Leute. Die blutdürstige Natur Kurolesows hatte sich unter dem Einfluß der geistigen Getränke bis zu einem Grade gesteigert, vor welchem das menschliche Gefühl zurückschaudert. Es war eine gräßliche Vereinigung der Instinkte eines Tigers mit dem Verstande eines Menschen.

---

<sup>1</sup> Diese Rake war das Lieblingsinstrument Michail Maximowitschs. Es war eine Geißel aus sieben Lederrömen mit Knoten an den Enden. Die scheußlichen Instrumente sind nach dem Tode Kurolesows noch längere Zeit in der Kumpelkammer von Paraschino aufbewahrt worden. Als das Gut an Stepan Michailowitschs Sohn kam, wurden sie verbrannt. (Anmerkung des Verfassers.)

Endlich wurde das Gerücht zur Gewißheit, und niemand in Praskowjas Umgebung konnte mehr an der schrecklichen Wahrheit zweifeln. Wenn Michail Maximowitsch nach Tschurafowo kam, um von seinen Freveltaten auszuruhen, so betrug er sich wie früher, ehrerbietig gegen Höhere, freundlich und aufmerksam gegen seinesgleichen, zuvorkommend und liebevoll gegen seine Frau, die sich unterdessen getröstet hatte und wieder eine fröhliche Gesellschaft um sich zu versammeln pflegte. Obgleich Michail Maximowitsch niemandem in Tschurafowo ein Leid tat und die Strafen dort ganz dem Verwalter überließ, so zitterte doch alles bei seiner Stimme. Sogar im Umgang der Verwandten und nahen Bekannten mit ihm war eine gewisse Unbehaglichkeit nicht zu verkennen. Aber Praskowja Iwanowna merkte nichts, und wenn sie auch etwas merkte, so schrieb sie es ganz anderen Gründen zu: der allgemeinen Achtung, der unwillkürlichen Ehrfurcht, die seine wunderbaren Fähigkeiten, sein selbsterworbener Reichtum, sein energischer Wille einflößten. Die vernünftigen Leute, die Praskowja Iwanowna lieb hatten, freuten sich des Irrtumes, der sie heiter und glücklich machte, und wünschten, daß er sich womöglich verlängere. Freilich gab es unter den damaligen Schmarotzerinnen und kleinen Gutsnachbarinnen viele, die gar zu gern an dem frechen Major ihr Mütchen gekühlt und ihn zur Vergeltung für sein hochfahrendes Wesen entlarvt hätten. Doch außer der wohlbegründeten Furcht, die der Major einflößte, stand diesem guten Vorsatz noch etwas anderes im Wege: Praskowja Iwanowna litt von seiten solcher Personen nicht die mindeste Anspielung auf ihren Mann. Mit ihrem gewöhnlichen Scharfblicke merkte sie es immer im voraus, wenn man die Rede durch eine schlaue Wendung auf dieses Thema zu bringen versuchte. Dann pflegte sie ihre dunklen Augenbrauen zusammenzuziehen und mit fester Stimme zu sagen, daß derjenige, der sich unterstehe, ein Wort gegen ihren Mann zu sagen, nie mehr ihr Haus betreten dürfe. Natürlich wagte nach einer so ernstern Äußerung es niemand

mehr, ein Wort zu sagen. Die ihr am nächsten stehenden Dienstboten, ein alter Lieblingslakai ihres Vaters und ihre treue Wärterin, Leute, die sie lieb hatte, ohne jedoch, wie es damals Sitte war, aus ihnen Vertraute zu machen, konnten auch nichts ausrichten. Diese beiden Alten hatten ein großes Interesse dabei, ihre Herrin über das Betragen des Gemahls zu belehren, da sie nahe Verwandte unter den Dienern des Herrn besaßen, die von seinen Wutausbrüchen schrecklich zu leiden hatten. Endlich entschlossen sich die beiden, der Herrin alles zu sagen, und wählten einen Augenblick, wo sie allein war, um mit ihr zu reden. Doch kaum war der Name Michail Maximowitsch ausgesprochen, so geriet die sonst so sanfte Praskowja Iwanowna in Zorn; sie sagte der Wärterin, sie werde sie auf immer nach Parashino verbannen, wenn der Name ihres Herrn noch einmal über ihre Lippen komme. So waren der Wahrheit alle Wege verschlossen und die Leute stumm gemacht, die so Wichtiges zu sagen hatten. Praskowja Iwanowna glaubte fest an ihren Mann und liebte ihn. Sie wußte, wie gern die Leute sich in fremde Angelegenheiten mischen, wie gern sie das Wasser trüben, um darin bequemer fischen zu können, und sie hatte ein für allemal den festen Entschluß gefaßt und es sich zum unwandelbaren Grundsatz gemacht, keine Erörterungen über das Betragen ihres Mannes in ihrer Gegenwart zuzulassen. Ein vortrefflicher Grundsatz, unumgänglich zur Erhaltung des häuslichen Friedens. Doch auch diese Regel hat ihre Ausnahmen, zu denen der vorliegende Fall gehörte. Vielleicht hätte der feste Wille Praskowjas, von dem Umstande unterstützt, daß alle Güter ihr gehörten, ihrem Manne am Anfang ein Zügel sein können; er hätte als kluger Mensch nicht auf die Vorteile des Reichthums verzichten wollen, hätte seinen scheußlichen Leidenschaften nicht freien Lauf gelassen und nur im stillen und mit Maßen ein Genußleben geführt wie viele andere.

So vergingen einige Jahre. Michail Maximowitsch ergab sich ungehindert seinen wilden Trieben, die sich immer mehr



entwickelten, und vollbrachte ungestraft namenlose Greuelthaten. Ich will hier nicht das Leben ausführlich beschreiben, das er auf seinen Gütern, namentlich in Parafchino, und in den kleinen Kreisstädtchen führte; es wäre ein zu ekelhaftes Bild. Ich will nur das erzählen, was notwendig ist, um dem Leser eine Idee von diesem schrecklichen Manne zu geben. In den ersten Jahren nach seiner Heirat widmete er sich mit Eifer, ja mit Selbstverleugnung den vielfachen Geschäften, die mit der Verwaltung der Güter seiner Frau verbunden waren. Man konnte ihn als den tüchtigsten, klügsten und tätigsten Geschäftsmann preisen. Die unendlich verschiedenartigen schweren Sorgen und Mühen, die eine Übersiedelung der Bauern nach entfernten Gegenden mit sich bringt, hatte Michail Maximowitsch alle auf sich genommen, und seine unermüdlige und kluge Tätigkeit hatte nur einen Zweck, das Wohlsein der Bauern zu sichern. Wo es nötig war, sparte er das Geld nicht und sah zu, daß alles zur rechten Zeit und im rechten Maße an die Leute komme, um etwaiger Not vorzubeugen. Er überwachte selbst die Abreise von dem alten Wohnsitze, begleitete den Zug einen großen Teil des Weges und empfing die Ankömmlinge an den sorgsam gewählten und mit allem Nötigen ausgestatteten neuen Wohnplätzen. Freilich war er gegen Vergehen bis zur Grausamkeit streng. Doch ging er bei Erwägung der Schuld mit strenger Gerechtigkeit zu Werke, wußte auch über einiges die Augen zuzudrücken. Er erlaubte es sich, von Zeit zu Zeit über die Schnur zu hauen und ein paar Tage in irgendeinem Städtchen in Saus und Braus zu leben. Jedoch er verstand es, den Rausch abzuschütteln wie die Gans das Wasser, und griff nach einer solchen Erfrischung mit erneuter Lust zum unterbrochenen Geschäft.

Ja, es war diese erdrückende Masse von Geschäften, die, auf seinem Geiste lastend, es ihm nicht gestattete, sich der verderblichen Trunksucht hinzugeben, die alle seine unnatürlichen Instinkte entfesselte. Die Tätigkeit rettete ihn eine Zeitlang. Aber

als auf den neuen Gütern Paraschino und Kurolesowo alles in Ordnung gebracht war, als auch auf jedem der Güter Wohnhaus und Nebengebäude fertig waren, als er anfang zu viel Zeit und zu wenig Beschäftigung zu haben, da ergab er sich gänzlich dem Trunk mit seinen gewöhnlichen Folgen, und seine angeborene Grausamkeit steigerte sich zu einem rasenden Durste nach Qualen und Menschenblut. Durch die Furcht und den Gehorsam seiner Umgebung verwöhnt, verlor er bald alles Maßgefühl und schwelgte in grenzenlosen Gewalttaten. Er hatte sich unter seinem Gesinde und sogar unter den Bauern ein paar Duzend verrückter Gesellen zusammengesucht und diese würdigen Vollzieher seiner Einfälle zu einer förmlichen Räuberbande organisiert. Da sie sahen, daß die tollsten Streiche ihres Herrn ungestraft blieben, kamen diese Leute bald dahin, ihn für allmächtig zu halten, und selbst trunksüchtig und liederlich, vollstreckten sie willig und dreist seine wahnsinnigsten Befehle. Hatte jemand durch Wort oder That Michail Maximowitsch geärgert, wenn auch z. B. nur dadurch, daß er nicht zur bestimmten Zeit zu seinen Trinkgelagen erschien, so brauchte er nur zu winken, und seine Getreuen machten sich auf den Weg, packten den Delinquenten, heimlich oder öffentlich, wo sie ihn trafen, und schleppten ihn zu ihrem Herrn, wo er gemißhandelt, in den Keller gesperrt, gefesselt, oft durchgeprügelt wurde. Michail Maximowitsch liebte schöne Pferde, schöne Gerätschaften, auch schöne Gemälde als Zimmerverzierung. Wenn so etwas bei einem Nachbar oder in irgendeinem fremden Hause ihm gefiel, schlug er sogleich dem Besitzer einen Tausch vor. Lehnte der Besitzer diesen ab, so bot Michail Maximowitsch, wenn er bei guter Laune war, Geld dafür. Wurde auch das Geld ausgeschlagen, so sagte er einfach, er werde sich die Sache umsonst verschaffen. In der That pflegte er bald darauf mit seiner Bande zu erscheinen und die gewünschten Gegenstände mit Gewalt wegzunehmen. Das Klagen vor Gericht half nichts; denn der Polizei war längst bekannt, daß der Beamte, der einer solchen

Klage auf gesetzliche Weise Folge zu leisten versucht hätte, baldigst mit den „Katz“ genauere Bekanntschaft machen würde; und so blieb Kurolesow im ruhigen Besitze der erworbenen Gegenstände, der unglückliche Kläger aber bekam Prügel, oft in seinem eigenen Hause, im Angesicht seiner Familie, die umsonst um Schonung flehte. Es kamen sogar noch schlimmere Gewalttaten vor, gleichfalls ohne irgendwelche Folgen zu haben. Nach einiger Zeit pflegte Michail Maximowitsch sich mit seinen Opfern zu versöhnen; entweder gab er ihnen Geld, oder er zwang sie durch Drohungen, allen weiteren Ansprüchen gegen ihn zu entsagen, und so wurde das gestohlene Gut zu seinem gesetzmäßigen Eigentum. Mit seinen Gästen zechend, liebte er es, damit zu prahlen, er habe das Köpfchen im Goldrahmen, dort an der Wand, dem und dem Herrn genommen, den Schreibtisch mit Bronze-Verzierungen diesem anderen, den Silberbecher, aus dem er trinke, jenem dritten; und nicht selten saßen die erwähnten Herren mit bei Tische und stellten sich, als wenn sie nichts hörten, oder stimmten, ihren Ärger verbeißend, in das allgemeine Gelächter ein. Michail Maximowitsch hatte eiserne Nerven und konnte erstaunlich viel trinken, ohne das Bewußtsein zu verlieren. Der Rausch stumpfte ihn nicht ab, sondern reizte ihn auf und erweckte eine furchtbare Thätigkeit in seinem benebelten Gehirne, in seinem aufgeregten Organismus. Wenn er in einen solchen Zustand geriet, war es sein Lieblingsvergnügen, tüchtige, mit Glöckchen versehene Pferde an alle möglichen Equipagen spannen zu lassen, diese mit seinen Gästen und Dienern zu füllen und im vollen Galopp mit wildem Singen und Schreien die benachbarten Felder und Dörfer zu durchstreifen. Er nahm immer Branntwein mit und machte sich ein Vergnügen daraus, einen jeden, der ihm begegnete, ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters, zum Trinken zu zwingen; wer sich weigerte, bekam Prügel. Die Bestraften wurden an Bäume, Pfähle und Zäune gebunden, ohne Rücksicht auf Regen und Kälte. Ich verschweige andere,

noch empörendere Gewalttätigkeiten. In einer solchen Stimmung galoppierte er eines Tages durch ein Dorf. Als er bei einer Tenne vorbeifuhr, wo eine Bauernfamilie gerade mit Dreschen beschäftigt war, bemerkte er eine Frau von seltener Schönheit. „Halt!“ schrie Michail Maximowitsch seinem Diener zu. „Petruschka! Wie gefällt dir das Weib?“ — „Botztausend!“ sagte Petruschka, „die ist doch gar zu schön!“ — „Willst du sie heiraten?“ — „Wie könnte ich denn eines anderen Frau heiraten?“ antwortete Petruschka schmunzelnd. — „Das wirst du gleich sehen. He, Kinder! Packt sie und setzt sie in meinen Wagen!“ So ging es schnurstracks in das nächste Pfarrdorf, und trotz ihrer Aussage, daß sie schon einen Mann und zwei Kinder habe, wurde sie sogleich mit Petruschka getraut. Niemand wagte es, diesen Frevel gerichtlich anzuzeigen, und erst viel später, als das Gut in die Hände des jungen Bagrow überging, wurde die Frau mit Mann und Kindern ihrem früheren Herrn zurückgegeben; ihr erster Mann war schon lange tot. Bagrow gab auch viele entwendete Sachen den früheren Besitzern zurück. Doch vieles wurde von niemandem mehr zurückgefordert und vermoderte in der Kumpelkammer. Wir fühlen, daß es dem Leser schwer wird, an das Vorkommen solcher Greuel in Rußland, vor kaum achtzig Jahren, zu glauben; jedoch unterliegt die Treue meiner Erzählung keinem Zweifel.

Wie verrucht schon an sich diese zügellosen Schwelgereien, diese grenzenlose Willkür waren, es mußte sich daraus noch etwas Schrecklicheres entwickeln, nämlich eine immerwährende Steigerung der grausamen Triebe, die bald bei Michail Maximowitsch zum förmlichen Blutdurste wurden. Menschen zu foltern wurde ihm zum Bedürfnis, zum Genuß. An den Tagen, wo er keine Prügel ausgeteilt hatte, war er mißmutig, unruhig, sogar krank, und darum wurden seine Besuche in Tschurasowo immer seltener und kürzer. Wenn er nach seinem lieben Paraschino zurückkam, eilte er, das Versäumte nachzuholen. Die

Revision der Wirtschaft pflegte ihm reichliche Veranlassung zu Strafen zu geben; denn die kleinste Vernachlässigung wurde auf das grausamste bestraft, und in welcher Wirtschaft lassen sich solche nicht finden, wenn man danach suchen will? Ubrigens fiel die ganze Last seiner Tyrannei fast ausschließlich auf das Hofgesinde. Nur höchst selten, in ganz besonderen Fällen, ließ er einen Bauer bestrafen; dafür hatten die Verwalter und Inspektoren von ihm ebenso viel zu leiden wie das Gesinde. Er schonte niemand, und jeder aus seiner Umgebung war ein oder mehrere Male in seinem Leben beinahe zu Tode geprügelt worden. Merkwürdig war, daß Michail Maximowitsch nicht prügeln ließ, wenn er zornig und hitzig war und schrie, was übrigens nur selten vorkam; wenn er seine Grausamkeit an jemand auslassen wollte, sprach er mit ruhiger, sogar sanfter Stimme etwa folgendes: „Nun, lieber Freund, Grigori Kusmitsch, es tut mir leid, aber wir müssen ein kleines Geschäft unter uns abmachen.“ Mit solchen Worten wandte er sich an seinen obersten Stallknecht Kowljaga, der, Gott weiß warum, häufiger als andere diesen Mißhandlungen unterworfen wurde. „Kratz ihn mit den Käzchen!“ sagte er lächelnd zu den anderen Dienern, und es begann für den Unglücklichen eine langsame Qual, der Michail Maximowitsch beiwohnte, dabei seinen Tee mit Branntwein trinkend, seine Pfeife rauchend und über das arme Opfer spottend, solange es ihn zu hören vermochte. Glaubwürdige Zeugen haben mir versichert, daß man das Leben der armen Gefolterten nur dadurch zu retten vermochte, daß man ihre blutigen Körper in warme, von eben geschlachteten Schafen abgestreifte Häute einwickelte. Nach genauer Betrachtung des bestraften Menschen sagte Michail Maximowitsch, wenn er des Schauspiels satt war: „Genug, schafft ihn beiseite!“ und wurde auf einen Tag, oft auf mehrere Tage besonders heiter und freundlich. Um die Charakteristik dieses Scheusals zu vollenden, will ich eine Aeußerung anführen, die er in Gesellschaft seiner Zechgenossen zu tun pflegte: „Ich kann Stöcke und Knuten

nicht leiden," sagte er oft. „Damit schlägt man einen Menschen tot, ehe man es sich versteht! Da lob' ich mir meine Käzchen: es tut weh und ist nicht gefährlich.“ Ich habe nicht den zehnten Theil dessen erzählt, was ich weiß; allein ich denke, es ist mehr als genug. Als einen sonderbaren Widerspruch in der menschlichen Natur will ich noch anführen, daß mitten im Paroxysmus des Lasters und der Grausamkeit Michail Maximowitsch mit Eifer an einer steinernen Kirche in Parashino baute. Zu der Zeit, wo unsere Erzählung stehen geblieben ist, war schon das Außere der Kirche fertig, und das ganze Wohnhaus war mit Tischlern, Holzschneidern, Vergoldern, Malern usw. gefüllt, die an der Vollendung des Innern arbeiteten.

Praskowja Iwanowna war bereits vierzehn Jahre verheiratet, und wenn sie auch mitunter manches an ihrem Gemahle sonderbar fand, der sich immer seltener in ihrer Nähe sehen ließ, so war sie doch weit entfernt, etwas von seinem wahren Charakter zu wissen oder auch nur zu ahnen. Sie lebte ruhig und heiter fort. Im Sommer beschäftigten sie ihre reichen Gärten und ihre schönen Quellen, die sie nicht erlaubte einzufassen, und die sie eigenhändig zu reinigen liebte. Im Winter war sie durch ihre zahlreichen Bekannten in Anspruch genommen, und das Kartespielen war bei ihr zur Liebhaberei geworden. Auf einmal erhielt sie einen Brief von einer Verwandten ihres Mannes, einer alten Dame, vor der sie große Achtung empfand. Der Brief enthielt eine ausführliche Beschreibung aller Gewaltthaten Michail Maximowitschs, und zum Schluß äußerte die Schreiberin, sie hätte es für eine Sünde gehalten, die Herrin von tausend Seelen länger in Unwissenheit zu lassen über das Schicksal ihrer Untertanen, die unter der Tyrannei dieses Unmenschen, ihres Mannes, litten, und die sie so leicht retten könne, indem sie die ihrem wahnsinnigen Manne gegebene Vollmacht vernichte. Das Blut der unschuldigen Opfer schreie gen Himmel, und in diesem Augenblicke liege der ihr bekannte Diener Iwan Anufriew im Sterben infolge erlittener Miß-

handlungen. Praskowja Iwanowna selbst habe nichts zu fürchten, da Michail Maximowitsch es nicht wagen werde, nach Tschurasowo zu kommen, und sie unter dem Schutze ihrer guten Freunde und des Gouverneurs stehe. Dieser Brief wirkte auf Praskowja Iwanowna wie ein Donnerschlag. Sie hat mir oft erzählt, sie sei in den ersten Minuten wie wahnsinnig gewesen. Doch ihre außerordentliche Geistesstärke und ihr unerschütterlicher Glaube an die Vorsehung bewirkten, daß sie bald ihres Schmerzes Herrin wurde und einen Entschluß faßte, den an ihrer Stelle kaum ein kühner Mann gefaßt hätte. Sie ließ ihre Kalesche anspannen, gab eine Fahrt nach der Gouvernementsstadt vor und machte sich, nur von einem Diener und einem Mädchen begleitet, auf den Weg nach Paraschino. Der Weg war lang, mehr als vierhundert Werst, und sie hatte Zeit genug, um ihren gefährlichen Schritt zu bedenken. Doch erzählte Praskowja Iwanowna in der Folge, sie sei unterwegs zu keinem bestimmten Plane gekommen. Sie wollte nur mit eignen Augen sehen, was ihr Gemahl auf ihren Gütern tue. Sie glaubte dem Briefe ihrer Verwandten nicht völlig, da diese in einiger Entfernung wohnte und vielleicht durch übertriebene Gerüchte betrogen war. Die alte Wärterin in Tschurasowo hatte sie nicht befragen wollen. Der Gedanke an persönliche Gefahr war ihr nicht in den Sinn gekommen; ihr Mann war immer gegen sie so zuvorkommend und liebevoll gewesen, daß es ihr ein leichtes schien, Michail Maximowitsch zu überreden, mit ihr nach Tschurasowo zu kommen. Sie kam vorsätzlich in Paraschino spät am Abend an, ließ ihren Wagen an der Einfriedigung halten und ging ruhig und von niemandem erkannt, nur von ihrem Diener und von ihrem Mädchen begleitet, zwischen den Wirtschaftsgebäuden hindurch zur Hintertür des Nebengebäudes, wo sie Licht brennen sah, und von wo ihr ein Gemisch von Liedern, Geschrei und Gelächter entgegen schallte. Mit fester Hand öffnete sie die Thür. Der Zufall hatte in diesem Augenblicke alles vereinigt, was ihr einen Begriff

von dem Lebenswandel ihres Gemahls geben konnte. Noch stärker berauscht als gewöhnlich, zechte er mit seinen ebenfalls berauschten Gästen. Mit einem rotseidenen Hemde bekleidet, im Gesicht den Ausdruck roher Sinnlichkeit, hielt er in der einen Hand ein Punschglas, während er mit der anderen ein schönes Weib umschlang, das auf seinem Schoße saß. Vor ihm sang und tanzte sein halb betrunkenes Gesinde. Praskowja Iwanowna sah mit einem Blick alles; der Ohnmacht nahe wankte sie zurück, schloß hinter sich die Thür und entfernte sich, von niemandem gesehen. Auf den Hausstufen begegnete ihr ein Diener ihres Mannes, ein nicht mehr junger, zum Glück nicht betrunkenener Mensch. Er erkannte seine Herrin und rief: „Mütterchen Praskowja Iwanowna, sind Sie es?“ Doch Praskowja Iwanowna gebot ihm durch Zeichen zu schweigen und sagte streng, nachdem sie ihn bis zur Mitte des Hofraumes geführt hatte: „Auf diese Weise also bringt ihr hier die Zeit zu? Euer lustiges Leben wird bald ein Ende haben.“ Der Diener fiel ihr zu Füßen und erwiderte unter Tränen: „Mütterchen, glauben Sie denn, daß unser Leben hier lustig ist? Gott selber hat Sie hierher geführt.“ Praskowja Iwanowna gebot ihm nochmals zu schweigen und ließ sich auf der Stelle zu Iwan Anufriew führen, der, wie man ihr gesagt hatte, noch am Leben war. Auf dem Hinterhofe, in einer Hütte neben den Viehställen, fand sie den sterbenden Anufriew. Er war aber so schwach, daß er nicht ein Wort zu sprechen vermochte. Doch sein Bruder Alexei, ein junger Bursche, der den Tag vorher grausam bestraft worden war, kroch mühsam von seinem Lager herunter, ließ sich auf die Knie nieder und erzählte die Schreckensgeschichten von seinem Bruder, sich selbst und den anderen<sup>1</sup>. Praskowjas Herz wollte brechen vor Mitleid und Abscheu; ihr Gewissen machte ihr grausame Vorwürfe, und sie

<sup>1</sup> Iwan Anufriew blieb am Leben und erreichte ein Alter von fünfzig Jahren; aber sein Bruder kränkelte seitdem und starb ein Jahr darauf. (Anmerkung des Verfassers.)



beschloß, den Greuelthaten Michail Maximowitschs ein schnelles Ende zu machen, was ihr ein leichtes schien. Sie verbot aufs strengste, den Herrn von ihrer Ankunft zu unterrichten, und da sie erfuhr, daß im unausgebauten großen Hause sich ein bewohnbares Zimmer befinde, in welchem Michail Maximowitsch seine Wirtschaftsrechnungen zu erledigen pflege, so begab sie sich dahin, um dort den Rest der Nacht zu verbringen und am anderen Morgen ihren nicht mehr berauschten Mann zu sprechen. Doch verlautete bald etwas von ihrer Ankunft. Einer der ärgsten Kumpane Michail Maximowitschs erfuhr davon und raunte seinem Herrn ein Wörtchen ins Ohr. Sein Rausch verging augenblicklich; er fühlte, in welcher Gefahr er schwebte. Obgleich er noch wenig den männlichen Charakter seiner Frau kannte, der bis dahin keine Gelegenheit gehabt hatte, ans Licht zu treten, so hatte er doch eine Ahnung davon. Er verabschiedete seine saubere Gesellschaft, ließ sich zwei Eimer kalten Wassers auf den Kopf gießen, und an Körper und Geist erfrischt, kleidete er sich anständig an und wollte sehen, ob seine Frau schlafe. Er hatte schon alles bedacht und einen Plan entworfen, nach dem er zu handeln beabsichtigte. Er war mit Recht überzeugt, man habe Praskowja Iwanowna von seinem Lebenswandel unterrichtet, sie habe nicht alles glauben wollen und sei gekommen, um sich persönlich von der Wahrheit zu überzeugen. Er wußte, daß sie einen Blick in sein Zimmer während des nächtlichen Belages geworfen, er wußte aber nicht, daß sie Iwan Anufriew gesehen und Alexei gesprochen hatte. Wegen des nächtlichen Festes hoffte er sich entschuldigen zu können und nahm sich vor, recht pathetisch den reuigen Sünder zu spielen, seine Frau durch Zärtlichkeiten zu betören und sie sobald als möglich aus Paraschino herauszubringen.

Unterdessen war der Morgen gekommen und die Sonne aufgegangen. Michail Maximowitsch schlich leise zum Zimmer, in dem sich Praskowja Iwanowna befand; er öffnete behutsam die Thür und sah an dem Zustande des für sie hergerichteten

Reisebettes, daß niemand darauf geruht hatte. Er sah sich im Zimmer um; Praskowja Iwanowna lag auf den Knien und betete weinend zu dem neuen Kirchenkreuze, das ihr durch das offene Fenster entgegenleuchtete; im Zimmer war kein Heiligenbild vorhanden. Nach einigem Zaudern sagte Michail Maximowitsch mit heiterer Stimme: „Nun hast du wohl genug gebetet, mein Liebchen! Sag mir doch, wie du auf den Einfall gekommen bist, mich durch deinen Besuch zu erfreuen!“ Praskowja Iwanowna stand auf, und ohne ihre Fassung zu verlieren, lehnte sie die Umarmungen ihres Mannes ab; dann erklärte sie kalt und fest, sie wisse alles und habe Iwan Anufriew gesehen. Schonungslos sprach sie ihren Abscheu vor dem Wüterich aus, der nunmehr aufgehört habe, ihr Gemahl zu sein. Sie erklärte ihm, er habe ihr augenblicklich die Vollmacht zur Verwaltung ihrer Güter auszuliefern, Paraschino zu verlassen und sich niemals weder in ihrer Gegenwart, noch auf einem ihrer Landgüter zu zeigen, widrigenfalls sie ihn bei der Regierung zur verdienten Bestrafung verklagen werde; dann werde er zur Zwangsarbeit nach Sibirien geschickt werden. Auf solche Reden war Michail Maximowitsch nicht gefaßt. Der Schaum der Wut trat auf seine Lippen. „Ha, in diesem Ton wagst du es, mit mir zu sprechen!“ brüllte der Bösewicht. „Gut, mein Täubchen! Dann will auch ich in anderm Tone mit dir reden. Du wirst Paraschino nicht eher verlassen, als bis du mir durch eine Kaufurkunde deine sämtlichen Güter übertragen haben wirst. Wenn du nicht willig bist, kannst du im Keller verhungern.“ Dabei ergriff er einen in der Ecke stehenden Stock, warf seine Praskowja mit Schlägen zu Boden und fuhr fort sie zu schlagen, bis sie die Besinnung verlor. Dann rief er einige sichere Leute aus seiner Dienerschaft herbei, befahl ihnen, die Herrin ins Kellergewölbe zu tragen, schloß die Thür mit einem massiven Hängeschloß und steckte den Schlüssel in die Tasche. Schrecklich und drohend erschien er vor seinem Gesinde, das er hatte zusammenrufen lassen. Er wollte den Schuldigen

entdecken, denjenigen, der Praskowja Iwanowna in das Stallhäuschen geführt hatte. Doch hatte sich dieser schon längst aus dem Staube gemacht; mit ihm waren Praskowjas Kutscher und Bedienter geflohen; das Dienstmädchen dagegen hatte sich nicht entschließen können, ihre Herrin zu verlassen. Michail Maximowitsch tat ihr nichts zuleide, gab ihr einige Anweisungen, wie die gnädige Frau zum Gehorsam zu überreden sei, und schloß auch sie eigenhändig in den Keller ein, wo schon Praskowja eingekerkert war. Und was tat dann Michail Maximowitsch? er ergab sich leidenschaftlicher als jemals seinen wüsten Schwelgereien. Doch umsonst trank er Branntwein wie Wasser, umsonst tanzte und sang um ihn sein besoffenes Gefinde — Michail Maximowitsch wurde düster und sorgenvoll. Das verhinderte ihn aber nicht, seine Pläne unermüdlich zu verfolgen. Er hatte in der nahen Kreisstadt eine gesetzliche Vollmacht zum Verkauf von Paraschino und Kurolesowo auf den Namen eines seiner würdigen Freunde aufsetzen lassen (Tschurasowo wollte er ihr aus Gnaden lassen), und jeden Tag stieg er zweimal in den Keller hinab, um seine Frau zum Unterschreiben des Aktenstückes zu überreden. Er bat um Verzeihung wegen des Zornanfalls, den er im ersten Augenblick gehabt hatte, versprach, falls sie einwillige, nie mehr in ihrer Gegenwart zu erscheinen, und beteuerte, daß er ihr alles nach seinem Tode vermachen werde. Doch Praskowja Iwanowna, von den Schlägen noch leidend, vom Hunger erschöpft, dazu noch vom Fieber ergriffen, wollte nicht von ihren Rechten weichen. So vergingen fünf Tage. Der Himmel mag wissen, wie das alles noch geendet hätte.

Unterdessen lebte Stepan Michailowitsch ruhig fort in seinem neuen Bagrowo, welches von Paraschino hundertzwanzig Werst entfernt war. Ich habe schon erwähnt, daß er sich seit langer Zeit mit Michail Maximowitsch aufrichtig versöhnt hatte, und obgleich er zu ihm keine sonderliche Zuneigung fühlte, war er im ganzen mit ihm zufrieden. Kurolesow erwies seinerseits

meinem Großvater und dessen ganzer Familie eine ganz besondere Hochachtung und Dienstfertigkeit. Seitdem Paraschino angelegt worden war und er sich mit der Einrichtung dieses Gutes beschäftigte, kam er jedes Jahr zum Besuch nach Bagrowo, betrug sich freundlich und zuvorkommend, bat Stepan Michailowitsch, als einen kundigen, in Übersiedelungsangelegenheiten erfahrenen Gutsherrn, beständig um Rat, schrieb sich alle Angaben desselben mit großer Dankbarkeit genau und sorgfältig auf und wußte sie auch zu benutzen. Er vermochte sogar Stepan Michailowitsch, ein paarmal nach Paraschino zu kommen, um sich persönlich vom guten Erfolg seiner Lehren zu überzeugen. Mein Großvater war ganz entzückt von der musterhaften Wirtschaft auf dem neuen Gute und sagte bei seinem letzten Besuche, nachdem er Felder und Bauten sorgsam gemustert hatte: „Nun, Freund Michail, du bist noch jung, aber schon ein Meister; von mir hast du nichts mehr zu lernen.“ Und in der That war die Wirtschaft auf den Gütern Kurolesow bewunderungswürdig. Es versteht sich von selbst, daß er den Alten mit allen nur denkbaren Ehrenbezeigungen zu empfangen pflegte. Nach Verlauf einiger Jahre begannen ungünstige Gerüchte über Kurolesow bis nach Bagrowo zu dringen. Anfangs wurde die Sache in Gegenwart meines Großvaters nicht erörtert, weil er böse Nachreden nicht leiden konnte; doch die Gerüchte wurden immer bestimmter. Stepan Michailowitschs Familie wußte darum, und eines Tages entschloß sich Urina Wasiljewna, ihrem Manne zu sagen, daß Michail Maximowitsch ein gar wüßtes Leben zu führen anfange. Doch der Alte wollte es nicht glauben und antwortete, wenn man alles Gerede anhören wolle, könne es nicht fehlen, daß man über jeden das Schlimmste erfahre. „Ich weiß,“ fügte er hinzu, „was für ein Völkchen die Baktejewschen Bauern gewesen sind — lauter Faulenzer und Taugenichtse; auch meines Bruders Leute sind von den Weibern verwöhnt worden. Was Wunder, daß ihnen nun eine ordentliche Arbeit lästig scheint!

Vielleicht hat Michail die neue Ordnung zu plötzlich eingeführt; aber die Leute werden sich schon daran gewöhnen. Und wenn er auch nach mühsamer Arbeit ein Gläschen zuviel trinkt, so ist das für einen Mann kein großes Laster, wenn er nur darüber nicht seine Pflichten vergißt. Was man da noch erzählt, wäre freilich schlimm; aber das sind wohl nur Lügen, und ich begreife nicht, wie ihr, du und deine Töchter, solches Dienergeklatsch anhören mögt!" Nach einer solchen Antwort konnte natürlich lange Zeit von der Sache nicht die Rede sein. Schließlich erzählten einige Bauern, die früher der Familie Bagrow angehört hatten und manchmal nach Neu-Bagrowo kamen, um ihre Verwandten zu besuchen, immer Schrecklicheres von ihrem Herrn. Urina Wasiljewna setzte ihrem Manne die Sache zum zweiten Male auseinander und bat ihn, den Schulzen von Paraschino, einen früheren Bagrowschen Bauer, zu befragen, einen Mann, dessen Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe ihm bekannt war, und der sich gerade damals im Dorfe befand. Mein Großvater willigte ein. Er ließ den Schulzen zu sich kommen und erfuhr von ihm solche Greuel, daß ihm die Haare zu Berge standen. Er wußte gar nicht, was er anfangen, was er beschließen sollte. Von Praskowja Iwanowna bekam er selten Briefe, und aus denen sah er, daß sie vollkommen glücklich und ruhig lebte. Es lag auf der Hand, daß sie von dem Betragen ihres Mannes nichts ahnte. Er selbst hatte ihr in früheren Zeiten eingeschärft, nie jemandem zu erlauben, in ihrer Gegenwart über das Betragen ihres Mannes zu räsonieren; er sah, daß sie seinen Rat nur zu gut befolgt hatte. Zugleich aber überlegte er auch, daß, wenn sie selbst die Wahrheit wüßte, es zu nichts helfen und ihr nur unnützen Kummer verursachen werde. Und so fand er es am erwünschtesten, daß sie nichts erführe. Es widerstrebte ihm, sich in fremde Geschäfte zu mischen; er fand es auch in Hinsicht auf Kurolesow ganz überflüssig. „Mag er sich den Hals brechen oder in eine Kriminaluntersuchung geraten; da wird ihm ganz recht geschehen. Diesen

Mann kann Gott allein bessern. Seine Bauern haben es gut, und was das Gesinde betrifft, so sind das lauter Spitzbuben, die es verdient haben. Ich will mich nicht in diese ekelhaften Geschichten einmischen." Bei diesem Beschlusse beruhigte sich mein Großvater. Er begnügte sich damit, daß er aufhörte, auf Kurolesow's Briefe zu antworten, und alle Beziehungen zu ihm abbrach; letzterer verstand sehr wohl, was das zu bedeuten habe, und ließ den Alten in Ruhe; die Korrespondenz zwischen Stepan Michailowitsch und Praskowja Iwanowna wurde gleichzeitig lebhafter und herzlicher als jemals.

So standen die Sachen, als eines Tages plötzlich die drei Flüchtlinge aus Paraschino vor meinem Großvater erschienen. Den ersten Tag nach ihrer Flucht hatten sie in den undurchdringlichen Waldsümpfen zugebracht, die sich an die Bauern-tennen von Paraschino angeschlossen. In der Nacht hatten sie mit diesem und jenem aus dem Gute gesprochen, hatten alles erfahren und waren sogleich zu Stepan Michailowitsch geeilt, als zu Praskowja Iwanowna's natürlichem Beschützer. Man kann sich denken, wie es Stepan Michailowitsch zumute wurde, als er erfuhr, was in Paraschino vorging. Er liebte seine einzige Rusine ebenso zärtlich, wenn nicht noch zärtlicher, als seine eigenen Töchter. Praskowja von ihrem ruchlosen Manne grausam gemißhandelt, Praskowja in einem feuchten Keller hungrig, vielleicht schon tot, dieses Bild stand so lebhaft vor seinem geistigen Auge, daß der alte Herr halb wahnsinnig aufsprang und durch seinen Gutshof und durchs Dorf stürmend mit verzweifelter Stimme Gesinde und Bauern zusammenrief. Alles lief herbei; die Arbeiter verließen die Felder; alle, den Schmerz ihres geliebten Herrn theilend, schriegen durcheinander, daß sie mitgehen wollten, um Praskowja Iwanowna zu befreien. Und nach ein paar Stunden waren schon drei große Wagen, mit den feurigen Pferden des Großvaters bespannt, eilends auf dem Wege nach Paraschino. Sie enthielten zwölf der kräftigsten Burschen aus Dorf und Dienerschaft nebst den Flüchtlingen

aus Parafchino, mit Flinten, Säbeln, Speißen und Heugabeln bewaffnet. Gegen Abend gingen noch zwei solche Wagen mit den besten Bauernpferden bespannt und mit zehn Mann besetzt ab, um Stepan Michailowitsch im Notfall zu helfen. Am Abend des folgenden Tages hielt der erste Zug nur sieben Werst von Parafchino; die müden Pferde wurden gefüttert, und im ersten Zwielft des Sommermorgens rasselten die Wagen in den geräumigen Hof des Gutes hinein und hielten bei der Kellertür, dicht neben dem Nebengebäude, das Kurolesow bewohnte. Stepan Michailowitsch sprang auf die Tür zu und fing an heftig zu pochen. Eine schwache Stimme fragte im Innern: „Wer ist da?“ Mein Großvater erkannte die Stimme seiner Kusine, und vor Freude weinend, daß sie noch am Leben sei, bekreuzte er sich und rief: „Gott sei gelobt! Ich bin es, dein Vetter, Stepan Michailowitsch. Du hast nichts mehr zu fürchten!“ Er sandte sogleich einige Diener ab, um Praskowja Iwanownas Kalesche anzuspannen, während sechs bewaffnete Burschen den Eingang zum Keller bewachten und er selbst mit Hilfe der übrigen mit Äxten und Brechstangen die Tür zertrümmerte. In einem Augenblicke war es getan. Stepan Michailowitsch trug Praskowja Iwanowna in seinen Armen hinaus, legte sie in seinen Wagen zwischen sich und die treue Dienstmagd und fuhr mit seinem ganzen Gefolge ruhig ab. Die Sonne ging eben auf und spiegelte sich strahlend in dem neuen Kirchenkreuze. Es waren gerade sechs Tage vergangen, seit sie zu diesem Kreuze gebetet hatte; nun betete sie wieder mit Tränen des Dankes für ihre wunderbare Rettung. Fünf Werst hinter Parafchino wurden sie von der Kalesche eingeholt. Stepan Michailowitsch stieg mit seiner Kusine um und fuhr weiter nach Bagrowo.

Auf welche Weise war denn das alles zugegangen? wird man fragen. Hatte denn niemand den Auftritt gesehen? Wo blieb Michail Maximowitsch und seine treue Schar? Hatte er nichts gemerkt, oder war er abwesend? Nein! Viele hatten

den Lärm gehört und die Befreiung Praskowjas gesehen. Michail Maximowitsch war zu Hause, wußte, was vorging, und hatte doch nicht gewagt, aus seinem Hause herauszutreten.

Die Sache verhielt sich ganz einfach. Das Gesinde hatte bis tief in die Nacht hinein mit dem Herrn gezechet, und viele waren gar nicht zu erwecken. Der nüchtern gebliebene Lieblingsdiener, der nie Spirituosen genoß, hatte Mühe, den betrunkenen Kurolesow zu wecken. Vor Furcht zitternd, berichtete er von der Ankunft Stepan Michailowitschs und von den auf das Haus gerichteten Flinten. „Wo bleiben denn die Unsrigen?“ fragte Michail Maximowitsch. „Die einen schlafen, die anderen haben sich versteckt,“ antwortete der Diener und hatte gelogen; denn schon begann eine betrunkene Schar sich vor der Thür zu sammeln. Michail Maximowitsch besann sich ein wenig und sagte: „Der Teufel mag sie holen! Schließ die Thür und sieh durchs Fenster, was da weiter vorgeht!“ Nach einigen Minuten sagte der Diener: „Sie haben die Thür gesprengt. Sie nehmen die Herrin mit. Sie sind fort!“ — „Geh zu Bette!“ erwiderte Michail Maximowitsch, wickelte sich in seine Decken und schlief ein oder stellte sich so.

Ja, es liegt in der gerechten Sache eine moralische Macht, der die Energie des Bösewichts weichen muß. Michail Maximowitsch kannte die Festigkeit, den unerschütterlichen Mut Stepan Michailowitschs; er fühlte das Unrecht auf seiner Seite, und trotz seiner verzweifelten Kühnheit wagte er keinen Versuch, ihm sein Opfer zu entreißen.

Mit sorgenvoller Behutsamkeit brachte Stepan Michailowitsch sein krankes, zärtlich geliebtes Kusinehen nach Hause, das jetzt in noch höherem Grade seine Liebe und sein Mitleid erweckte. Unterwegs befragte er sie über nichts, und in Bagrowo angekommen, verbot er auch den Seinigen, sie durch Fragen zu belästigen. Ihre außerordentlich kräftige Konstitution und ihre ebenso bedeutende Seelenstärke bewirkten, daß sie nach zwei Wochen hergestellt war. Da entschloß sich Stepan



Michailowitsch, sie über alles zu befragen; es war ihm durchaus notwendig, die Wahrheit über die ganze Angelegenheit zu wissen, um danach handeln zu können, da er niemals den Erzählungen derjenigen Glauben schenkte, die selbst nichts gesehen hatten. Praskowja Iwanowna erzählte ihm offenherzig alles, bat ihn aber zugleich, seiner Familie nichts davon mitzuteilen, und drückte den Wunsch aus, von niemand weiter befragt zu werden. Den zornigen Charakter ihres Veters fürchtend, flehte sie ihn an, nicht an Michail Maximowitsch Rache zu nehmen, und erklärte unumwunden, sie habe ihre Absicht geändert und sei nicht gesonnen, ihren Gemahl zu entehren und den Namen zu bes Flecken, den sie doch ihr Leben lang tragen müsse. Sie fügte hinzu, sie habe die Worte bereut, die sie bei der ersten Begegnung zu ihrem Manne gesprochen habe, und sei fest entschlossen, keine Klage gegen ihn einzureichen; dagegen sehe sie es als ihre Pflicht an, sobald als möglich ihre Leib-eigenen von seiner Grausamkeit zu befreien; sie wolle daher die Vollmacht zurücknehmen, die sie Kurolesow gegeben habe, und die Verwaltung ihrer Güter ihrem Vetter anvertrauen. Sie bat Stepan Michailowitsch, auf der Stelle einen Brief an Michail Maximowitsch zu schreiben, um die Vollmacht zurückzufordern; wenn dieser nicht Folge leiste, so werde sie sie auf gerichtlichem Wege annullieren lassen. Sie wünschte, daß Stepan Michailowitsch sich bestimmt, aber ohne beleidigende Äußerungen ausdrücke. Um dem Briefe mehr Gewicht zu geben, wollte sie ihn selbst unterschreiben. Wir müssen hier hinzufügen, daß sie nur schlecht Russisch zu schreiben verstand. Stepan Michailowitsch hatte seine Kusine so lieb, daß er seinen Zorn bezwang und alle ihre Wünsche erfüllte. Von einem nur wollte er nichts hören: von der Verwaltung ihrer Güter. „Ich liebe es nicht, mich in fremde Geschäfte zu mischen,“ sagte er; „ich will nicht, daß deine Verwandten sagen, ich zöge meinen Profit aus deinen tausend Seelen. Deine Geschäfte werden allerdings in Unordnung geraten; aber du bist reich

und brauchst dir keine Sorgen zu machen. Jetzt will ich meinetwegen deinem Schurken von Mann schreiben, daß ich die Verwaltung auf mich nehme, um ihm ordentliche Angst einzujagen. Alles übrige, um was du bittest, tue ich von Herzen gern." Infolge dieses Gespräches wurde der Familie aufs strengste verboten, Praskowja nach etwas zu befragen. Den Brief an Michail Maximowitsch schrieb mein Großvater eigenhändig; Praskowja Iwanowna fügte auch ein paar Worte hinzu, und ein Bote wurde nach Paraschino abgesandt. Aber während auf diese Weise beraten, bedacht und geschrieben wurde, war die Sache in Paraschino von selbst zum Abschluß gekommen. Am vierten Tage kam der Bote zurück mit der Nachricht, Michail Maximowitsch sei nach Gottes Willen eines plötzlichen Todes gestorben und schon bestattet. Unwillkürlich bekreuzte sich Stepan Michailowitsch bei dieser Botschaft und sagte: „Gott sei Dank!“ Dasselbe sagten seine Frau und seine Töchter, die trotz ihrer früheren Parteilichkeit für Michail Maximowitsch ihn von Herzen verabscheuten. Doch anders nahm Praskowja Iwanowna die Sache auf. Nach sich urteilend glaubten alle, sie werde sich auch freuen, und beeilten sich, ihr die Nachricht mitzuteilen. Aber unerwarteterweise wirkte es auf sie wie ein Donnerschlag; sie verfiel in tiefe Verzweiflung und wurde wieder krank. Und auch als ihre kräftige Natur die Krankheit überwunden hatte, blieb sie tiefbetrübt. Einige Wochen lang flossen ihre Tränen fast unaufhörlich, und sie welkte auf eine Weise hin, die ihren Vetter mit Besorgnis erfüllte. Niemand konnte begreifen, aus welcher Quelle diese tiefe Trauer um einen Mann entsprang, der ein Auswurf der Menschheit zu nennen war, den sie nicht mehr lieben konnte, der sie so grausam behandelt hatte. Doch wird es aus folgendem klar werden.

Einige Jahrzehnte nach diesen Begebenheiten sagte einst meine Mutter, die Praskowja Iwanownas Liebling war, mitten in einem vertraulichen Gespräche über das Ver-

gangene, worüber sich Praskowja Iwanowna nur selten ausließ: „Sagen Sie mir, liebe Tante, wie konnten Sie sich um Michail Maximowitschs Tod so viel Kummer machen? Ich an Ihrer Stelle hätte seine Seele der Barmherzigkeit Gottes empfohlen und mich gefreut.“ „Dummes Ding,“ antwortete Praskowja Iwanowna, „ich habe ihn vierzehn Jahre lang geliebt; eine solche Liebe kann nicht in einem Monat vergehen. Und die Hauptsache ist mir sein Seelenheil: er ist gestorben, ohne Zeit zur Reue gehabt zu haben.“

Sechs Wochen nach dem Tode Kurolesows kam in Praskowja Iwanownas leidender Seele der Verstand wieder einigermaßen zur Geltung, und sie begab sich mit ihrem Vetter und der ganzen Familie nach Paraschino, um den üblichen Totengebeten beizuwohnen. Alle staunten nicht wenig, daß Praskowja Iwanowna in Paraschino und während der traurigen Feier nicht eine Träne vergoß, was gewiß ihrer zerüttelten Seele und ihrem geschwächten Körper große Anstrengung kostete. Ihrem Wunsche gemäß verweilte man nur wenige Stunden in Paraschino, und sie betrat nicht das Nebengebäude, wo ihr Mann gewohnt hatte und gestorben war.

Es ist nicht schwer zu erraten, wie es mit Kurolesows plötzlichem Tode zugegangen war. Nach der Befreiung Praskowjas waren alle auf dem Gute überzeugt, daß seine Herrschaft ein baldiges Ende haben werde. Alle hofften fest darauf, daß der alte Bagrow, der zweite Vater ihrer Herrin, ihren unwürdigen Mann aus ihren Gütern her austreiben werde. Niemandem kam es in den Sinn, daß die schwerbeleidigte und gemißhandelte junge Herrin nur einen Augenblick zaudern werde, den Beleidiger gerichtlich zu verfolgen. Jeden Tag glaubte man, es werde nun endlich Stepan Michailowitsch in Begleitung des Gerichtes erscheinen; aber eine Woche verging nach der anderen, und niemand kam. Michail Maximowitsch zechte und wütete wie früher, prügelte alle, die ihm nahe kamen

(sogar den immer nüchternen Diener, der ihn während der Entführung Praskowjas geweckt hatte), weil sie ihn damals im Stich gelassen hätten, und prahlte, seine Frau habe ihm gesetzlich alle ihre Güter abgetreten. Das Maß der menschlichen Geduld war übertoll; die Zukunft bot keine Hoffnung mehr, und so kam es, daß zwei Taugenichtse aus seiner nächsten Umgebung, und zwar, was das merkwürdigste ist, gerade solche Leute, die weniger als andere von seiner Grausamkeit zu leiden gehabt hatten, sich zu einer furchtbaren That entschlossen: sie vergifteten ihn mit Arsenik, das sie in die Karaffe mit Kwasß taten, welche Michail Maximowitsch im Laufe der Nacht gewöhnlich austrank. Sie hatten das Gift in solcher Menge hineingetan, daß Kurolesow nicht länger als zwei Stunden lebte. Die Verbrecher hatten keine Mitwisser, und daher erfüllte ein so entsetzliches Begebnis alle mit unbeschreiblichem Schrecken. Jeder hatte auf den andern Verdacht, aber lange Zeit blieben die wahren Schuldigen unbekannt. Ein halbes Jahr darauf erkrankte einer von ihnen hoffnungslos und gestand vor dem Tode sein Verbrechen. Sein Genosse, den der Sterbende jedoch nicht genannt hatte, floh und verscholl spurlos.

Ohne Zweifel hätte Kurolesows plötzlicher Tod eine gerichtliche Untersuchung zur Folge gehabt, wenn es nicht in Parasschino im Kontor einen sehr jungen Schreiber gegeben hätte, welcher ebenfalls Michail Maximowitsch hieß und erst kurz vorher aus Tschurasowo dorthin versetzt war. Dieser junge, außerordentlich fluge und gewandte Mensch vertuschte die ganze Sache. In der Folge wurde er der bevollmächtigte Verwalter sämtlicher Güter Praskowja Iwanownas. Unter dem Namen Michailuschka war er weit und breit in den Gouvernements Drenburg und Simbirsk bekannt. Dieser werkwürdig gescheite Geschäftsmann erwarb sich ein ansehnliches Vermögen und führte lange Zeit ein bescheidenes Leben; aber als er nach Praskowja Iwanownas Tode freigelassen war und seine geliebte Frau verloren hatte, ergab er sich dem Trunke,

vergeudete alles Erworbene und starb in Armut. Einer seiner Söhne machte übrigens eine gute Karriere im Staatsdienste, erwarb sich sogar, wenn ich nicht irre, den Adel.

Ich kann nicht verschweigen, daß vierzig Jahre später Stepan Michailowitschs Enkel, dem Paraschino als Erbschaft zufiel, unter den Bauern ein dankbares Andenken an Michail Maximowitschs Administration fand. Seine Grausamkeit, die ohnehin meistens nur die Dienerschaft getroffen hatte, war vergessen. Dagegen wurde der Scharfsinn gerühmt, mit dem er den Schuldigen vom Unschuldigen zu unterscheiden wußte, den guten Arbeiter vom schlechten, sein vollkommenes Verständnis für die Verhältnisse und Bedürfnisse der Bauern, seine Bereitwilligkeit, jeder wirklichen Not abzuhelpen. Die Greise erzählten lächelnd, Kurolesow habe zu sagen gepflegt: „Besteht und betrügt mich, soviel ihr wollt, nur daß ich nichts davon merke; merk ich's aber, so beklagt euch nicht!“

Nach ihrer Rückkehr nach Bagrowo erholte sich Praskowja Iwanowna allmählich, erquickt durch die innige Zärtlichkeit ihres Veters und durch die sorgsame Pflege seiner ganzen Familie, die von ihr große Zuwendungen erwartete, der sie aber nicht sehr zugetan war. Ihre blühende Gesundheit kehrte wieder, ihr Gemüt beruhigte sich, und nach Verlauf eines Jahres beschloß sie, nach ihrem Tschurasowo heimzukehren. Dem Vetter Stepan Michailowitsch fiel es schwer, sich von der Kusine zu trennen. Ihr ganzes Wesen sagte ihm besonders gut zu, und er hatte sich an ihre Nähe gewöhnt; in ihrem ganzen Leben hatte sie nicht ein einziges Mal seinen Zorn erregt. Jedoch versuchte er es nicht, sie zurückzuhalten, sondern ermahnte sie vielmehr selbst zur Abreise. „Was hast du hier bei uns für ein Leben, liebe Kusine,“ pflegte er zu sagen. „Das Leben ist hier langweilig; wir merken es nur nicht, weil wir daran gewöhnt sind. Du bist noch jung“ (sie war dreißig Jahre alt); „du bist reich und an eine andere Lebensweise gewöhnt. Kehre heim nach deinem Tschurasowo; dort hast du ein schönes Haus, den Gar-

ten mit deinen lieben Quellen, viele reiche Nachbarn, die dich lieben und ein lustiges Leben führen. Wer weiß, ob du nicht noch eine glückliche Heirat machst. An Bewerbern wird es dir nicht fehlen." Praskowja Iwanowna schob ihre Abreise von Tag zu Tag auf, so schwer wurde es ihr, sich von dem Vetter zu trennen, ihrem Erretter und ihrem Wohltäter von ihrer Kindheit an. Endlich wurde der Tag der Abfahrt festgesetzt. Am vorhergehenden Tage suchte sie frühmorgens Stepan Michailowitsch auf, der in trauriges Nachdenken versunken auf der Freitreppe saß. Sie umarmte ihn mit Tränen in den Augen und sagte zu ihm: „Vetter, ich empfinde die Liebe, die Sie zu mir hegen, und liebe und achte Sie wie meinen eigenen Vater. Gott, der in den Herzen liest, sieht meine Dankbarkeit. Doch will ich, daß auch die Menschen sie sehen. Erlauben Sie mir, Ihnen die Güter abzutreten, die ich von der Mutter geerbt habe. Die Güter meines Vaters werden ohnehin Ihrem Alexei gehören. Meine Verwandten von mütterlicher Seite sind reich, und Sie wissen, daß ich keinen Anlaß habe, sie mit meinem Besitzum zu belohnen. Heiraten will ich nicht wieder. Ich will, daß die Familie Bagrow reich sei. Willigen Sie ein, lieber Vetter, wenn Sie mich beruhigen und erfreuen wollen!" Und mit diesen Worten sank sie ihm zu Füßen, seine Hände mit Küssen bedeckend. — „Hör mal, Kusine," sagte Stepan Michailowitsch mit strenger Stimme, „du kennst mich schlecht. Daß ich mir fremdes Gut angeeignet und deinen Reichtum den rechtmäßigen Erben entzogen hätte, nein, das soll niemand dem Stepan Bagrow nachsagen können. Nimm dich also in acht, nochmals die Sache zu erwähnen; sonst zürne ich dir zum erstenmal in meinem Leben."

Den Tag darauf reiste Praskowja Iwanowna nach Tschurafowo ab, wo sie ein neues, selbständiges Leben begann.

### III. Die Heirat des jungen Bagrow

Viele Jahre waren verflossen, vieles hatte sich ereignet: Hungersnot und Seuchen und der schreckliche Aufstand Pugatschew's. Seine wilden Banden hatten in der Gegend von Drenburg gewüthet. Mein Großvater war mit seiner Familie geflohen, zuerst nach Samara, dann die Wolga hinunter nach Saratow und sogar nach Astrachan. Doch war allmählich alles vergangen, man hatte sich beruhigt, man hatte alles vergessen. Die Kinder waren zu Jünglingen, die Jünglinge zu Männern, die Männer zu Greisen geworden. Unter letzteren auch Stepan Michailowitsch. Er mußte es selbst merken, wollte aber nicht recht daran glauben. Nicht selten sagte er: „Ja, vieles ist mit den Frühlingswässern fortgeschwommen,“ und sagte es so ruhig, als ob von einem andern als von ihm die Rede wäre. Und in der That war mein Großvater ein anderer geworden. Wo war seine Heldenkraft geblieben, seine Gewandtheit und Unermüdlichkeit? Mein Großvater sprach selbst darüber seine Verwunderung aus, lebte aber in der früheren, gewohnten Weise fort, wie früher aß und trank er nach Herzenslust und kleidete sich, ohne auf das Wetter zu achten, was ihm manche Unpäßlichkeit zuzog. Seine scharfen, glänzenden Augen wurden allmählich trüber, seine volltönende Stimme schwächer. Seltener geriet er in Zorn, seltener sah man ihn heiter und freudig. Seine älteren Töchter hatte er verheiratet: die älteste, Frau Wjerigina, war gestorben und hatte ein dreijähriges Töchterchen hinterlassen. Die zweite, Frau Koptjaschewa, war verwitwet und hatte sich zum zweitenmal mit einem Herrn Nagatkin vermählt. Der klugen und stolzen Jelisaweta war es gelungen, Generalin Ershkina zu werden; freilich war der General arm, alt und ewig betrunken. Alexandra hatte sich mit J. P. Karatajew verheiratet, einem jungen Edelmann von Vermögen, einem leidenschaftlichen Liebhaber des unsteten Baschkirenlebens, einem Baschkiren an Leib

und Seele. Die jüngste Tochter, Tanja, war zu Hause geblieben. Der Sohn war schon siebenundzwanzig Jahre alt, ein hübscher, rotbäckiger Bursche. Sein Vater pflegte zu sagen, es fehlten ihm nur Unterröcke und Nieder, um einem Fräulein ähnlicher zu sehen als alle seine Schwestern. Trotz der bitteren Tränen und des Jammers seiner Mutter hatte Stepan Michailowitsch seinen Sohn, als dieser sechzehn Jahre alt war, in den Kriegsdienst treten lassen, in dem er sich drei Jahre lang befand. Durch Kurolesow's Protektion war er ein Jahr lang als Ordonnanz bei Suworow angestellt. Aber Suworow verließ Drenburg, und ein deutscher General (Treublut, wenn ich nicht irre) ließ den Jüngling unverschuldeterweise und trotz seines alten Adels grausam durchprügeln. Meine Großmutter wollte vor Schmerz sterben, und meinem Großvater mißfiel dieser Spaß auch sehr. Er ließ Alexei sogleich um seinen Abschied bitten und fand für ihn eine Anstellung am Oberlandesgericht, wo er lange und fleißig arbeitete und in der Folge Staatsanwalt wurde.

Ich kann nicht umhin, hier ein merkwürdiges Faktum zu erwähnen. Die meisten Deutschen (ebenso die anderen Ausländer), die in russischen Diensten stehen, zeichnen sich durch ihre Grausamkeit und ihre Vorliebe für Prügel aus. Der Deutsche, der den jungen Bagrow so grausam bestraft hatte, hielt, obgleich selbst Lutheraner, doch streng auf Beobachtung des russischen Kirchenritus. Dies gab Veranlassung zu jener unerfreulichen Episode in unserer Familienchronik. Am Vorabend eines unbedeutenden Festes ließ der deutsche General in der Regimentskirche Vesper lesen, was immer in seiner Gegenwart und in Gegenwart aller Offiziere stattfand. Es war ein heißer Sommertag, die Fenster der Kirche waren geöffnet; plötzlich klang von der Hauptstraße von Ufa ein russisches Volkslied herein; der General eilte zum Fenster. Auf der Straße gingen drei junge Unteroffiziere, und einer von ihnen sang. Der General ließ sie sogleich festnehmen und jedem dreihundert



Stockschläge geben. Mein armer Vater, der nicht gesungen hatte, sondern nur mit den anderen Unteroffizieren mitgegangen war, erklärte, er sei von Adel, worauf der General mit einem teuflischen Lächeln erwiderte, ein Adliger müsse dem Gottesdienste besondere Ehrfurcht erweisen; und gleich darauf ließ er ihm in seiner Gegenwart, im Zimmer neben der Kirche, die dreihundert Schläge geben, wobei er ihm sogar verbot zu schreien, um nicht den Gottesdienst zu stören. Halbtot brachte man ihn ins Lazarett. Man war genötigt, ihm die Uniform vom Leibe zu schneiden, so sehr war sein zarter Körper geschwollen. Zwei Monate lang konnten sich die Wunden an Rücken und Schultern nicht schließen. Man kann sich denken, wie dies alles auf seine Mutter wirkte, die ihn überzärtlich liebte. Mein Großvater versuchte umsonst zu klagen; noch ehe sein Sohn das Lazarett verlassen hatte, wurde ihm aber der Abschied bewilligt, um den er gebeten hatte, und er trat als Beamter vierzehnter Klasse in den Staatsdienst. Zur Zeit unserer Erzählung war die ganze Geschichte vergessen. Es waren acht Jahre darüber vergangen.

Alexei Stepanowitsch erfüllte ruhig seine Beamtenpflichten in Ufa, das von Bagrowo zweihundertvierzig Werst entfernt war, und kam jährlich zweimal nach Hause, um seine Eltern zu besuchen. Ubrigens verging sein Leben ganz ohne innere und äußere Begebenheiten. Still, bescheiden und schüchtern, gegen alle freundlich, blühte er wie eine Mohnblume, als plötzlich der klare Lebensstrom des jungen Landedelmanns sich trübte.

In der Stadt Ufa wohnte ständig der Bizestatthalter, Kollegienrat Nikolai Fjodorowitsch Subin, ein gescheiter und rechtschaffener, aber weicher und schwacher Mann. Er war verwitwet und hatte drei Kinder: eine zwölfjährige Tochter Sonitschka<sup>1</sup> und zwei jüngere Knaben. Der Vater liebte seine Sonitschka leidenschaftlich, und das war kein Wunder; denn das Mädchen war wunderbar schön und gescheit und wurde ihm bald

<sup>1</sup> Von Soffja abgeleiteter Schmeichelname. (Anmerkung des Übersetzers S. R.)

troz ihres kindlichen Alters eine treue Freundin und eine sichere Stütze in der Verwaltung des inneren Hauswesens. Undert- halb Jahre nach dem Tode seiner geliebten ersten Gattin hatte sich aber Nikolai Fjodorowitsch so weit getröstet, daß er sich in die Tochter des dortigen Gutsbesitzer P. A. Rytchkow, des be- kannten Beschreibers des Gebietes von Orenburg, verliebte und sie bald heiratete. Die junge Frau, namens Alexandra Petrowna, eine schöne, kluge und herrschsüchtige Person, brachte den zärtlichen Witwer ganz in ihre Gewalt und entbrannte in Haß gegen die junge, aber schon schöne Stieftochter. Die Sache verhielt sich, wie sie sich in solchen Fällen zu verhalten pflegt. Alexandra Petrownas Charakter entsprach alle dem, was man den Stiefmüttern überhaupt Gehässiges und Böses nachsagt; doch war es nichts Leichtes, Sonitschka aus dem Herzen ihres Vaters zu reißen; das Mädchen gab nicht leicht nach, nicht ohne hartnäckigen Widerstand; dieses steigerte den Haß der Stief- mütter aufs höchste; sie schwor, das trotzige dreizehnjährige Mädchen, der Abgott des Vaters und der ganzen Stadt, solle in der Mägdestube wohnen, in Kattunkleidern gehen und den Unrat ihrer Kinder hinausstragen. Sie erfüllte ihren Schwur buchstäblich: nach Verlauf zweier oder dreier Jahre wohnte Sonitschka mit den Mägden zusammen, war wie die schlechteste unter ihnen gekleidet und mußte eigenhändig die Kinderstube reinigen und scheuern, in die schon zwei neue Schwesterchen ein- gezogen waren. Was sagte aber dazu ihr zärtlicher Vater? Ganze Monate lang sah er seine Tochter nicht, und wenn sie ihm, beinahe in Lumpen gekleidet, begegnete, kehrte er sich ab, seufzte und entfernte sich, um seine Tränen zu verbergen. So pflegen die meisten alten Witwer zu sein, die sich in junge Frauen verlieben. Ich weiß nichts Genaueres über die Mittel, die Ale- xandra Petrowna anwandte, um ihr Ziel zu erreichen, und dar- um will ich darüber schweigen; ich will auch nicht alle Ver- folgungen und Grausamkeiten erzählen, die die arme Waise, ein von Natur empfindliches, energisches und unbeugsames Ge-

müt, zu erdulden hatte. Die kränkendsten Strafen wurden ihr nicht erspart, sogar Schläge nicht, oft wenn sie gar nichts verschuldet hatte. Kurz, das arme Mädchen war dem Selbstmord nahe und wurde davon nur durch ein Wunder abgehalten. Die Sache verhielt sich folgendermaßen. Die Unglückliche hatte sich entschlossen, ihrem unerträglichen Leben ein Ende zu machen, und war in ihre Kammer unter dem Dache gegangen, um zum letzten Male vor einem Bilde der Mutter Gottes zu Smolensk zu beten, mit dem ihre sterbende Mutter sie gesegnet hatte. Sie fiel vor dem heiligen Bilde nieder und drückte unter bitteren Tränen ihre Stirne an den schmutzigen Boden. In dieser Stellung verlor sie für einige Minuten das Bewußtsein. Als sie wieder zu sich kam und sich aufrichtete, erblickte sie mit Staunen ein Licht. Vor dem Bilde der Gottesmutter brannte die Kerze, die sie tags zuvor ausgelöscht hatte. Sie schrie vor Schrecken laut auf; doch bald erkannte sie in diesem Wunder einen Wink des Himmels, fühlte sich von einer ihr bis dahin unbekanntem Kraft und Ruhe durchdrungen und faßte den festen Entschluß zu leiden, zu dulden und zu leben. Von diesem Tage an stellte die Waise allen Verfolgungen ihrer Stiefmutter eine unerschütterliche Geduld entgegen, womit sie die letztere noch mehr reizte. Sie erfüllte alles, was ihr geboten wurde, alles ertrug sie mit unbegreiflichem Gleichmut. Keine Schimpfreden, keine erniedrigenden Strafen vermochten sie mehr zu Tränen, zu Nervenanfällen, zur Ohnmacht zu bringen, wie es bisher der Fall gewesen war; und zu der früheren Bezeichnung „verrücktes Geschöpf“ kam eine neue hinzu, indem man sie „verrücktes, hartnäckiges Geschöpf“ nannte. Doch war das Maß der göttlichen Langmut voll, und der Blitz schlug ein. Die blühende Alexandra Petrowna gebar noch einen Sohn und starb zehn Tage nach der Entbindung. Einen Tag vor ihrem Tode erfuhr sie, daß ihr Ende nahe sei, und beeilte sich, ihr Gewissen von einer schweren Last zu befreien. Man weckte Sonitschka mitten in der Nacht und ließ sie zur Stiefmutter kommen. Alexandra

Petrowna gestand ihr Unrecht in Gegenwart vieler Zeugen, flehte ihre Stieftochter um Vergebung an und beschwor sie unter Anrufung Gottes, ihre Kinder nicht zu verlassen. Die Stieftochter vergab ihr, versprach, die Kinder nie zu verlassen, und hat ihr Wort gehalten. Alexandra Petrowna gestand auch ihrem Manne, alles Uble, was sie ihm von der Tochter erzählt habe, sei Verleumdung gewesen.

Wie wurde alles im Hause durch diesen Tod verwandelt! Nikolai Fjodorowitsch bekam einen Nervenschlag, nach dem er noch einige Jahre lebte, aber ohne sein Bett zu verlassen. Das schmähhch zurückgesetzte, zerlumppte Fräulein, von einer niederträchtigen Dienerschaft (insbesondere den Vertrauten der Stiefmutter) so lange Zeit verhöhnt und gedemütigt, wurde plötzlich zur unumschränkten Herrin des Hauses, da ihr kranker Vater ihr alles anvertraut hatte. Die Versöhnung zwischen dem schuldigen Vater und der unschuldigen Tochter war ergreifend, ja peinlich anzusehen. Gewissensbisse gaben lange dem kranken alten Manne keine Ruhe; lange schluchzte er Tag und Nacht und konnte nur die Worte herausbringen: „Nein, Sonitschka, du kannst mir nicht vergeben!“ Es gab keinen Bekannten in der Stadt, dem er nicht feierlich seine Vergehen gegen seine Tochter gebeichtet hätte, und Soffja Nikolajewna wurde zum Gegenstande allgemeiner Achtung und Bewunderung. Früh gereift durch das durchlebte Unglück, war das siebzehnjährige Mädchen plötzlich zum Weibe geworden, zur Mutter, zur Hausfrau, sogar zu einer offiziellen Person, da sie wegen der Krankheit ihres Vaters mit allen Behörden, Beamten und sonstigen Einwohnern der Stadt in amtlichen Angelegenheiten verkehren mußte. Sie schrieb alle amtlichen Briefe, überwachte alles und wurde bald der eigentliche Direktor in der Kanzlei ihres Vaters. Dabei pflegte Soffja Nikolajewna mit unermüdlicher Zärtlichkeit ihren kranken Vater und sorgte wie eine Mutter für ihre drei Brüder und zwei Schwestern. Es gelang ihr, den beiden älteren, Sergei und Alexander, von denen der erstere

zwölf, der andere zehn Jahre alt war, einigen Unterricht zu verschaffen. Sie ließ sie durch den Franzosen Villemé unterrichten, einen vortrefflichen Mann, den das Schicksal nach Ufa geworfen hatte, und durch einen halbgelehrten Kleinrussen, W—ski, der wegen mißlungener Intrigen dahin versetzt worden war. Sie selbst benutzte diese Gelegenheit, um etwas mit den Brüdern zu lernen, wobei sie wunderbar schnelle Fortschritte machte. Nach anderthalb Jahren sandte sie die Brüder nach Moskau zu A. F. Anitschkow, den sie durch seinen in Ufa lebenden Vetter kannte, und mit dem sie in lebhaftem Briefwechsel stand, ohne ihn je gesehen zu haben. Anitschkow lebte damals mit dem berühmten N. J. Nowikow zusammen; die beiden Freunde waren so entzückt von den geistreichen Briefen des unbekanntes Fräuleins aus dem Baskirenlande, daß sie ihr alles zuschickten, was damals Lesenswerthes an russischen Werken erschien; dies trug nicht wenig zu ihrer ferneren Geistesentwicklung bei. Anitschkow insbesondere war ihr eifriger Verehrer und fühlte sich glücklich, ihre Bitte zu erfüllen, das heißt, sich ihrer beiden Brüder anzunehmen und für deren Eintritt in die adelige Universitäts-pension zu sorgen. Die Knaben lernten fleißig; leider aber wurden ihre Studien bald unterbrochen, da sie in die Garde eintreten mußten, wo sie seit ihrer Geburt als im Dienste stehend eingeschrieben waren.

Alle gebildeten und geistreichen Leute, die der Zufall nach Ufa brachte, suchten Soffjas Bekanntschaft, fühlten sich von ihr angezogen und konnten sie nie wieder vergessen. Die meisten Bekannten, die sie auf diese Weise erwarb, wurden mit der Zeit zu treuen Familienfreunden, die an ihr bis zu ihrem Tode hingen. Darunter will ich nur die nennen, die ich selbst gekannt habe: W. W. Romanowski, A. J. Avenarius, P. J. Tschitschagow, D. B. Mertwy und W. J. Tschanski. Auch die Gelehrten und andere Reisende, welche den neuen, herrlichen Distrikt von Ufa besuchten, unterließen es nicht, Soffja Nikolajewnas Bekanntschaft zu machen und ihr schriftliche Zeichen ihrer Be-

wunderung zu hinterlassen. Freilich war die Stellung dieses jungen Mädchens eine höchst vorteilhafte und diente ihr sozusagen als ein glänzendes Postament. Aber auf dem Postamente stand auch eine herrliche Figur. Besonders erinnere ich mich des Gedichtes eines Grafen Manteuffel, das er ihr mit einem Exemplar der „Heilkunde für das Haus“ von Buchan übersandte, einer damals neuen Übersetzung aus dem Englischen ins Russische, die viel Aufsehen erregte. Diese fünf Quartbände wurden Sofja Nikolajewnas Lieblingslektüre; sie stellte danach Arzneien für ihren kranken Vater her. In seinem Gedichte verglich Graf Manteuffel das schöne Mädchen von Ufa nach damaliger Sitte mit Venus und Minerva.

Trotz seines kranken Zustandes behielt Nikolai Fjodorowitsch seine Stelle noch einige Jahre lang. Zweimal jährlich gab er einen großen Ball. Selbst konnte er vor den Damen nicht erscheinen und empfing die Herren liegend in seinem Arbeitszimmer. Die junge Hausherrin empfing unterdessen die ganze Stadt. Der alte Herr bestand auch darauf, daß Sonitschka von Zeit zu Zeit die großen Bälle bei den Notabilitäten besuchte. Sofja Nikolajewna pflegte, um ihm den Willen zu tun, für eine kurze Zeit auf diesen Bällen zu erscheinen. Reich gekleidet, von allen bewundert, tanzte sie eine Polonäse, ein Menuett, einen Kontertanz oder eine Ekossaise und verschwand wie ein glänzendes Meteor. Alles, was ein Recht hatte, sich zu verlieben, verliebte sich in Sofja Nikolajewna, aber ganz ehrfurchtsvoll und hoffnungslos, da es für etwas Unmögliches galt, ihr Herz zu rühren.

Und in ein solches Mädchen verliebte sich der Sohn des alten Stepan Michailowitsch. Er konnte zwar nicht alle Seiten ihres Wesens würdigen; aber ihr schönes Außeres, ihr lebhafter, heiterer Geist waren mehr als genügend, um den jungen Mann zu bezaubern, und der Zauber hatte gewirkt. Gleich beim erstenmal, als er Sofja Nikolajewna in der Kirche erblickte, war sein weiches Herz gefangen. Als er erfuhr, daß die schöne Sofja alle Beamten, die zu ihrem Vater kamen, empfangt, begann

Alexei Stepanowitsch (es ist Zeit, ihn mit seinem vollen Namen zu nennen) in seiner Eigenschaft als Beamter des Oberlandesgerichtes an allen großen Feiertagen im Empfangszimmer des Vizestatthalters zur Gratulation zu erscheinen; er sah jedesmal Sofja Nikolajewna und verliebte sich immer gewaltiger in sie. Diese Besuche wurden zu regelmäßig und dauerten zu lange (obgleich der junge Mann beinahe kein Wort sprach), als daß man sie nicht bemerkt hätte, und die junge Hausherrin war wohl die erste, die deren Bedeutung verstand. Seufzer und Blicke, glühende Wangen und verlegenes Schweigen sind immer die beredten Zeichen der Liebe gewesen. Aber innige Liebe pflegt man zu lachen; so ist es stets gewesen, und die ganze Stadt machte sich über Alexei Stepanowitsch lustig, der, schüchtern und schamhaft wie ein Landmädchen, auf Scherze und Anspielungen keine Antwort fand und nur rot wurde wie eine Mohnblume. Sofja Nikolajewna aber, die gegen alle ihre glänzenden Anbeter sich kalt und streng verhielt, erwies zur allgemeinen Überraschung ihrem stummen Liebhaber eine herablassende Theilnahme. Ich weiß nicht, ob es Mitleid mit dem armen Jüngling war, der wegen seiner Liebe verhöhnt wurde, oder ob sie verstanden hatte, daß diese Liebe nicht eine vergängliche Laune, sondern für ihn eine Lebensfrage war, kurz, die kalte Schönheit grüßte Alexei Stepanowitsch nicht nur freundlich, wenn sie ihn sah, sondern redete ihn auch öfters an; seine schüchternen, zusammenhanglosen Antworten, seine zitternde Stimme kamen ihr weder lächerlich noch unangenehm vor. Ubrigens muß ich bemerken, daß Sofja Nikolajewna, die gegen anmaßende und selbstzufriedene Leute sich kalt und stolz verhielt, gegen bescheidene und schüchterne immer freundlich und zuvorkommend gewesen war.

So zog sich die Sache ziemlich lange hin. Plötzlich leuchtete ein kühner Gedanke in Alexei Stepanowitschs erhitztem Kopfe auf, der Gedanke an die Heirat. Er erschrak selbst über diesen frechen Gedanken. Was war er im Vergleich mit Sofja Niko-

lajewna, der ersten Person in der Stadt und dem schönsten und geistreichsten Mädchen in der Welt? So dachte er und verzichtete vollständig auf sein Vorhaben. Aber bald wurde der Gedanke in ihm wieder erweckt durch die freundlichen Aufmerksamkeiten Soffja Nikolajewnas, durch ihre wohlwollenden, ja, wie es ihm schien, aufmunternden Blicke und noch mehr durch die Liebe, die in ihm immer glühender wurde; und bald ward dieser süße Traum zu einer notwendigen Bedingung seines Lebens. Eine alte Gutsbesitzerin, Frau Alakajewa, die sich damals in Ufa aufhielt, erwies ihm eine besondere Theilnahme. Sie war eine weitläufige Verwandte von ihm und eine Bekannte der Familie Subin. Er begann, sie öfter zu besuchen, ihr, wie er nur konnte, den Hof zu machen, und gestand ihr endlich seine Liebe und seine Wünsche. Von dieser Liebe wußte Frau Alakajewa schon lange, da die ganze Stadt davon sprach; aber seine Heiratsabsicht verwunderte sie nicht wenig. „Sie wird dich nicht haben wollen,“ sagte die Alte, den Kopf schüttelnd. „Sie ist zu klug, zu stolz, zu gebildet für dich. Nicht wenige haben sich in sie verliebt; keiner hat es gewagt, ihr einen Antrag zu machen. Freilich bist du ein hübscher Junge, von gutem Adel, hast ein wenig Vermögen und wirst mit der Zeit reich sein; das kann dir niemand nehmen. Aber du bist ein Landjunke ohne Schliff; du bist unwissend und in Gesellschaft zu schüchtern.“ Das alles ahnte auch Alexei Stepanowitsch; aber die Liebe hatte gänzlich seine Sinne verwirrt; Tag und Nacht raunte ihm eine geheimnisvolle Stimme ins Ohr, Soffja werde dennoch seine Frau werden. Obgleich Frau Alakajewa die Hoffnungen des jungen Mannes für gänzlich unbegründet hielt, ging sie doch auf seine Bitte ein, Soffja Nikolajewna zu besuchen und, ohne seine Absichten anzudeuten, mit ihr über ihn zu sprechen, um ihre Meinung über den bescheidenen Liebhaber zu erfahren. Sie fuhr sogleich zu Subins, Alexei Stepanowitsch blieb in ihrem Hause, um auf ihre Rückkehr zu warten; die Alte blieb ziemlich lange aus; der arme Verliebte geriet in solche Angst und Schwermut,



daß er in bittere Thränen ausbrach und zuletzt, vom Weinen erschöpft, den Kopf ans Fenster gelehnt, einschlief. Die Alte kehrte endlich heim, weckte ihn und sagte ihm freudig: „Nun, Alexei Stepanowitsch, ganz unrecht hast du nicht. Ich habe das Gespräch auf dich gelenkt und dich ein wenig heruntergemacht; da hat Sofja Nikolajewna sehr ernsthaft für dich Partei genommen und gesagt, du seiest ein guter, bescheidener, frommer Mensch, der seine Eltern ehre; auf solchen Menschen ruhe Gottes Segen, und sie taugten mehr als die vorlauten Stutzer.“ Alexei Stepanowitsch wurde fast verrückt vor Freude und wußte selbst nicht, was er redete und vornahm. Nachdem er sich einigermaßen beruhigt hatte, sagte ihm Frau Alakajewa mit Festigkeit: „Wenn es dein unveränderlicher Wille ist, so rate ich dir folgendes: fahre sogleich nach Hause, sage alles deinen Eltern und erbitte dir ihre Einwilligung und ihren Segen, damit dir die guten Leute nicht hinderlich sind. Erhältst du beides, so will ich mich weiter für dich bemühen. Ubereile dich nur nicht! Bearbeite zuerst deine Schwestern; deine Mutter wird sich deinem Wunsche nicht widersetzen. Natürlich ist das wichtigste die Zustimmung deines Vaters. Ich kenne ihn, er ist halsstarrig, aber vernünftig. Sprich mit ihm, wenn er einmal bei heiterer Laune ist!“ Alexei Stepanowitsch wunderte sich nicht wenig über die angeratene Vorsicht und antwortete, seine Eltern würden sich gewiß nur freuen, da ja nichts gegen Sofja Nikolajewna zu sagen sei. „Sehr vieles,“ erwiderte die verständige Alte. „Sie hat gar kein Vermögen, und ihr Großvater ist ein einfacher Unteroffizier bei den uralischen Kosaken gewesen.“ Aber diese bedeutsamen Worte wirkten auch nicht im mindesten auf Alexei Stepanowitsch. Frau Alakajewa hatte jedoch nur zu wahr gesprochen, und ihre Warnung kam zu spät. Nach Verlauf einer Woche nahm Alexei Stepanowitsch Urlaub, verabschiedete sich von Sofja Nikolajewna, die ihm sehr freundlich glückliche Reise wünschte und die Hoffnung aussprach, er werde die Seinigen gesund finden und durch seine Ankunft erfreuen,

und durch die freundlichen Worte ermutigt, reiste der junge Mann hoffnungsvoll nach Hause. Die Alten empfingen ihn freudig, schienen aber nicht erstaunt über seine unangekündigte Ankunft und sahen ihn fragend an. Die Schwestern, die in der Nähe wohnten und, von der Mutter benachrichtigt, sogleich herbeieilten, waren mit ihm überaus zärtlich, lächelten aber immerwährend ohne besondere Veranlassung. Alexei Stepanowitsch war besonders mit seiner jüngsten Schwester befreundet und öffnete ihr zuerst sein Herz. Tatzjana Stepanowna, ein schwärmerisches Fräulein, hörte mit großer Teilnahme die Geständnisse ihres Bruders an und löste ihm das Rätsel. Die ganze Familie wußte schon von seiner Liebe und sah sie in einem ungünstigen Lichte. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: kurz vor Alexei Stepanowitschs Ankunft war Iwan Petrowitsch Karatajew in Ufa gewesen und hatte seiner Frau diese Stadtneuigkeit mitgebracht. Alexandra Stepanowna (wir kennen schon ihren Charakter) geriet in große Wut. Sie war immer die Erste im Hause gewesen, und es beugte sich ihr alles außer dem Vater. Sie gewann einen der Diener Alexei Stepanowitschs als Spion, der sie ausführlich über die Lebensart und die Liebe des jungen Herrn unterrichtete; sie machte auch eine Gevatterin in Ufa ausfindig, die ihr alles mögliche auskundschaften mußte, und diese würdige Person sandte ihr einen langen Brief, der mit Hilfe eines früheren Gerichtsschreibers verfertigt war und alles Geklatsch enthielt, das in der Stadt und bei dem Gesinde der Subins aufzutreiben war. Unter letzterem zeichneten sich in dieser Hinsicht besonders die erbosten Leute der verstorbenen Stiefmutter aus. Man kann sich denken, in welchen Farben Soffja Nikolajewna von ihnen geschildert wurde.

Man weiß, daß in den alten guten Zeiten (vielleicht auch noch jetzt) die Schwestern es nicht gern sahen, wenn ihre Brüder sich verheirateten; besonders ungern, wenn der einzige Bruder eine junge Frau heimführte, da diese natürlich zur unbeschränkten Herrin im Hause wurde. Die menschliche Natur enthält viel

verborgenen Egoismus. Dieser wirkt oft ohne unser Wissen, und keiner von uns ist frei davon. Gute und ehrliche Menschen pflegen solche egoistischen Regungen anderen, edleren Motiven zuzuschreiben und auf diese Weise sich und die anderen ohne Absicht zu hintergehen. In rohen, lieblosen Gemüthern offenbart sich der Egoismus deutlicher und ungenierter. So war es auch in Stepan Michailowitschs Familie. Der Bruder konnte wählen, wen er wollte, seine Heirat wäre allen ein Uergerniß gewesen. „Der Bruder wird sich gegen uns verändern, er wird uns nicht mehr so lieb haben wie früher; die junge Frau wird uns alle verdrängen, und das Vaterhaus wird uns ein fremdes werden,“ so hätten Alexei Stepanowitschs Schwestern gesagt, auch wenn die Schwägerin ihresgleichen gewesen wäre. Aber etwas Schlimmeres als Soffja Nikolajewna war für sie nicht denkbar. Alexandra Stepanowna lud eiligst Jelisaweta Stepanowna ein, mit ihr nach Bagrowo zu kommen, um der Mutter und den Schwestern, selbstverständlich mit den nötigen Ausschmückungen, das über den Bruder Erfahrene mitzuteilen. Alle glaubten ihr unbedingt, und es bildete sich in der Familie folgende Meinung über Soffja Nikolajewna. Erstens war diese Subinsche (so nannten Alexei Stepanowitschs Schwestern und Mutter sie in ihren geheimen Konferenzen) von niedriger Geburt. Ihr Großvater war ein uralischer Kosak namens Sub gewesen, ihre Mutter (Wjera Iwanowna Kandalinzowa) stammte aus einer Kaufmannsfamilie. Folglich war es für ein altes Adelsgeschlecht entwürdigend, mit ihr verwandt zu werden. Zweitens war die Subinsche arm. Falls ihr Vater starb oder seine Stelle verlor, hatte sie gar nichts als ihre Brüder und Schwestern, die ihrem künftigen Manne zur Last fallen mußten. Drittens war die Subinsche eine eitle, prunk-süchtige Puppe, die, gewohnt, die ganze Stadt zu beherrschen, von ihren Verwandten auf dem Lande trotz des alten Adels derselben gar keine Notiz nehmen würde. Viertens war die Subinsche eine Hexe, die alle Männer mit Zauberkräutern an sich

festzauberte und nun auch ihren armen Bruder behext hatte, weil sie von seinem künftigen Reichtum wußte und gar zu gern einen altadeligen Namen tragen wollte. Kurz, Alexandra Stepanowna, die alles leitete, verstand es sehr gut, ihre giftige Zunge zu brauchen, um allen zu versichern, daß eine Schwägerin wie Sofja Nikolajewna ein wahres Unglück für sie sein werde. Man könne von ihr erwarten, daß sie auch Stepan Michailowitsch behexe, und dann sei alles verloren; folglich sei ihre Verheiratung mit dem Bruder um jeden Preis zu verhindern. — Es war klar, daß man vor allen Dingen Stepan Michailowitsch eine schlechte Meinung über Sofja Nikolajewna beibringen mußte. Aber wie das anfangen? Geradehin zu handeln hatten die Schwestern wegen ihres schlechten Gewissens nicht den Mut. Denn merkte der Vater nur entfernt ihre Absicht, so würde er auch die Wahrheit nicht glauben. Er hatte ihnen schon früher, als von einer anderen Partie für den Bruder die Rede gewesen war, zu fühlen gegeben, daß er ihre Abneigung, Alexei verheiratet zu sehen, sehr wohl durchschaue. Und so wurde folgende Machination ins Werk gesetzt. Arina Wasiljewna hatte eine Nichte, Flena Iwanowna Lupenewskaja, ein stupides, dem Trunke ergebenes Klatschweib. Diese wurde bewogen, zum Besuch nach Bagrowo zu kommen und dort unter anderem von Alexei Stepanowitschs Liebe zu erzählen, natürlich in dem für Sofja Nikolajewna ungünstigsten Sinne. Lange sprach Alexandra Stepanowna dieser Flena Iwanowna vor, was und wie sie erzählen sollte. Endlich war die Rolle nach Möglichkeit einstudiert. Flena Iwanowna erschien eines Tages in Bagrowo zum Mittagessen, nach welchem Wirte und Gäste sich, wie gewöhnlich, auf drei Stunden schlafen legten und nach dieser Erholung sich zum Tee versammelten. Der Alte war bei guter Laune und veranlaßte selbst die Besucherin, ihre Rolle herzusagen. „Nun, du dicke Flena,“ sagte er, „erzähle, was du Neues aus Ufa weißt“ (ihre Schwester war vor kurzem mit ihrem Manne in der Stadt gewesen). „Die

Deinigen haben wohl drei Fuder Neuigkeiten mitgebracht, und du lügst ein viertes hinzu." — „Ah, lieber Onkel," rief Glena, „immer machst du dich über mich lustig. Neuigkeiten habe ich genug zu erzählen, ohne daß ich welche hinzuzulügen brauchte." Und sie begann eine endlose Reihe von wahren und unwahren Neuigkeiten auszukramen, mit welchen ich den Leser verschonen werde. Mein Großvater tat, als glaube er nichts davon, auch nicht die wahren Nachrichten; er machte sich über die Erzählerin lustig, indem er sie aus dem Konzept brachte und in Verwirrung setzte, und tat es auf eine so komische Weise, daß die ganze Familie laut lachen mußte. Die dumme Glena, die beim Erwachen sich schon mit einem guten Schluck Schnaps gestärkt hatte, um sich Mut zu machen, verlor endlich die Geduld und erwiderte mit einiger Erbitterung: „Warum lachst du denn immer, Onkel, und willst mir nichts glauben? Warte mal, ich habe dir zu guter Letzt eine Neuigkeit aufgespart, die du doch wirst glauben müssen, und über die du nicht lachen wirst." Die Damen winkten einander zu, und der Großvater lachte. „Nur heraus damit!" sagte er fröhlich; „glauben werde ich es zwar nicht, aber auch nicht lachen. Ich bin deines Geschwäzes schon überdrüssig." „Ach Onkel, Onkel," hob Glena Iwanowna an, „du weißt gar nicht, was unserm lieben Vetter Alexei Stepanowitsch passiert ist. Er ist ja vor Liebe ganz krank geworden. Das Zauberweib von Ufa hat ihn behext, die Tochter des Vornehmsten da, des Woiwoden oder Statthalters, ich weiß nicht. Man sagt, sie sei so schön, daß alle um ihretwillen verrückt werden, Alte und Junge; alle laufen ihr nach, wie die Hunde der Hündin. Und der gute Vetter hat sich so in sie vernarrt, daß er weder isst, noch trinkt, noch schläft. Den ganzen Tag sitzt er bei ihr, guckt sie an und seufzt. Und des Nachts marschirt er unter ihren Fenstern umher, mit Säbel und Flinte, damit ihr nichts passiert. Und die Subinsche, sagt man, hat ihn auch gern. Er ist ja ein schmucker Mensch und von gutem Adel. Das versteht sie zu würdigen

und will ihn heiraten. Und wie sollte sie es nicht wollen? Sie hat ja gar kein Vermögen; ihr Vater ist von niedriger Herkunft, der Sohn eines Uralkosaken Fedka Sub. Wenn er auch selbst einen hohen Rang und wichtige Stellen gehabt hat, so hat er doch nichts erworben. Alles hat er vergeudet in Bällen und Gelagen und für des Töchterchens Putz. Der Alte hat nicht mehr lange zu leben; er ist schon halb tot, und Kinder hat er nur zu viele von seinen zwei Frauen, sechs Stück. Die bekommst du alle auf den Hals, Onkelchen, wenn der Vetter sie heiratet; außer schönen Kleidern bringt sie doch nichts mit. Und Alexei Stepanowitsch, sagt man, ist gar nicht mehr zu erkennen. Er sieht ganz miserabel aus. Die Diener müssen weinen, wenn sie ihn ansehen; sie wagen nur nicht, es dir zu sagen. Glaube es mir nur, Onkelchen, das alles ist aufs Wort wahr. Frage nur deine Diener; sie werden dir dasselbe sagen." Urina Wasiljewna hob bei diesen Worten an zu weinen, und die Töchter schnitten betroffene Gesichter. Der Großvater war ein wenig verblüfft, faßte sich aber bald und erwiderte mit einem gleichgültigen Lächeln: „Es ist viel hinzugelogen; vielleicht aber ist auch Wahrheit dabei. Ich habe schon oft gehört, daß Fräulein Subina sehr schön und sehr gescheit ist; darin besteht ihre Hexerei<sup>1</sup>. Was Wunder, wenn sich auch Alexei in sie vergafft hat. Aber sie denkt nicht daran, ihn zu heiraten. Sie wird sich einen gewandteren und besseren Mann suchen. Er paßt nicht für sie. Und damit Punktum. Jetzt wird nicht mehr darüber geschwaßt. Wir trinken den Tee im Freien." Natürlich wagten weder Glena Iwanowna noch die anderen,

<sup>1</sup> Der Großvater glaubte überhaupt nicht an Zauberei. Ein Zauberer wollte ihm einst weismachen, er könne Flinten behexen, so daß man nicht damit schießen könne. Mein Großvater unterwarf die seinige dem Experimente, worauf er ruhig auf den Zauberer loschoß, nachdem er heimlich das Schrot herausgenommen hatte. Der Zauberer geriet in nicht geringe Angst, faßte sich aber sogleich und erklärte feierlich, mein Großvater sei selbst ein „Kundiger“, was ihm alle aufs Wort glaubten, selbstverständlich mit Ausnahme von Stepan Michailowitsch.

die Neuigkeiten aus Ufa weiter zu erwähnen. Abends fuhr der Besuch weg. Nach dem Abendbrot, als Urina Wafiljewna und die Töchter sich von Stepan Michailowitsch stumm verabschieden wollten, um zur Ruhe zu gehen, hielt er sie mit den Worten auf: „Nun, Arischa, worüber sinnst du nach? Die dumme Glena hat gewiß vieles hinzugelogen; aber es ist mir, als stecke etwas Wahres darin. Alexeis Briefe sind seit einiger Zeit ganz anders geworden. Die Sache muß ergründet werden. Das beste wäre, wir riefen Alexei her; von ihm werden wir die ganze Wahrheit erfahren.“ Da erbot sich Alexandra Stepanowna, durch einen expressen Boten binnen einer Woche Kundtschaft aus Ufa zu bekommen von einer Verwandten ihres Mannes, einer wahrheitsliebenden Dame, wie sie sagte. Der Alte ging darauf ein, seinen Sohn nicht eher herbeizurufen, als bis man noch etwas erführe. Alexandra Stepanowna reiste sogleich heim nach ihrem Gute Karatajewka, das nur dreißig Werst von Bagrowo entfernt war, und kehrte nach acht Tagen zu ihren Eltern zurück. Sie brachte den Brief mit, den sie schon früher von ihrer Gevatterin bekommen hatte, und der schon erwähnt worden ist. Der Brief wurde Stepan Michailowitsch gezeigt und vorgelesen, und wenn er auch den Erkundigungen und Berichten von Frauen überhaupt wenig Glauben schenkte, so erschien ihm doch manches in dem Briefe wahrscheinlich und machte auf ihn einen unangenehmen Eindruck. Er sagte entschieden, daß, wenn Fräulein Subina Alexei heiraten wolle, er es nicht gestatten werde, da sie nicht von adeliger Herkunft sei. „Schreibt sogleich an Alexei, er solle herkommen!“ fügte er hinzu. Nach einigen Tagen, die nicht umsonst vergingen, da Urina Wafiljewna und ihre Töchter sie benutzten, um dem Alten vieles, was der Liebe Alexeis ungünstig war, einzuzulüftern, erschien letzterer, wie wir schon wissen, ehe noch der Brief an ihn gelangt war.

Als Alexei Stepanowitsch das eben Erzählte von seiner Schwester hörte, geriet er in nicht geringe Angst und Ver-

legenheit. Von Natur charakter- und willenlos, in unbegrenzter Achtung gegen die Familie und in Furcht vor dem Vater erzogen, wußte er gar nicht, was er anfangen sollte. Endlich faßte er Mut, mit seiner Mutter zu sprechen. Urina Wasiljewna, die ihren einzigen Sohn grenzenlos liebte, aber an den Gedanken gewöhnt war, daß er noch ein kleines Kind sei, und nun meinte, das Kind habe sich ein gefährliches Spielzeug gewählt, antwortete auf Alexeis Geständnisse in dem Tone, in dem man ein Kind verweist, das glühendes Eisen anfassen will. Als er darüber in bittere Tränen ausbrach, fing sie an, ihn zu trösten in der Weise, wie man ein Kind tröstet, dem man sein Spielzeug genommen hat. Was Alexei Stepanowitsch auch sagen mochte, um die gegen Soffja Nikolajewna erhobenen Verleumdungen zu widerlegen, seine Mutter wollte nicht hören und achtete nicht auf das Gesagte. So vergingen noch zwei Tage. Dem jungen Manne wollte das Herz brechen; seine Liebe zu Soffja Nikolajewna und seine Sehnsucht nach ihr wuchsen mit jeder Stunde; jedoch hätte er sich wahrscheinlich nicht sobald entschlossen, mit seinem Vater zu reden, wenn dieser nicht selbst das Gespräch auf diesen Gegenstand geleitet hätte. An einem schönen Morgen war Alexei Stepanowitsch blaß und abgemagert nach einer fast schlaflosen Nacht in der Frühe zu seinem Vater gekommen, der, wie gewöhnlich, auf der Freitreppe saß. Der Alte war heiter und begrüßte seinen Sohn freundlich; aber ein Blick auf dessen verstörtes Gesicht zeigte ihm, was in der Seele des Jünglings vorging. Er gab ihm seine Hand zu küssen und sagte ihm lebhaft, aber ohne Zorn: „Hör mal, Alexei, ich weiß, was du auf dem Herzen hast, und sehe, daß diese Narrheit sich in deinem Kopfe fest eingenistet hat. Erzähle mir also genau, wie sich die Sache verhält; aber nur ja nicht gelogen!“ Obgleich Alexei Stepanowitsch nicht gewohnt war, mit seinem Vater offenherzig zu sprechen, da er ihn mehr fürchtete als liebte, so gab ihm für dieses Mal seine Liebe den Mut dazu. Er warf sich seinem Vater zu Füßen und erzählte ihm ausführlich seine Herzens-



geschichte, ohne auch das mindeste zu verbergen. Stepan Michailowitsch hörte geduldig und aufmerksam zu; eine der Töchter nahte sich ihm, um ihm Guten Morgen zu sagen; aber er machte mit seinem Stock ein so ausdrucksvolles Zeichen, daß niemand, nicht einmal Alfsinja mit dem Tee, ihm nahe zu kommen wagte, bis er selber rief. Die Erzählung seines Sohnes war weitläufig, verworren und wenig einleuchtend. Trotzdem faßte der klare Geist Stepan Michailowitschs den Kern der Sache. Unglücklicherweise gefiel ihm dieser Kern nicht und konnte ihm nicht gefallen. Er hatte wenig Sinn für schwärmerische Liebe, und sein Männerstolz war von der Verliebtheit seines Sohnes verletzt, die ihm eine Schwäche, eine eines Mannes unwürdige Erniedrigung schien; zugleich sah er aber deutlich ein, daß Sofja Nikolajewna an alledem nicht im mindesten schuld und alles, was er über sie gehört hatte, nur Verede böser Leute und Erfindungen seiner eigenen Familie gewesen war. Nachdem er eine Weile nachgedacht hatte, sagte er ohne Zorn, sogar freundlich, obgleich mit Festigkeit: „Höre mal, Alexei! Du stehst gerade in dem Alter, wo ein hübsches Mädchen leicht einem Manne gefällt. Das hat auch gar nichts zu sagen; aber so vernarrt zu sein, wie du, das taugt nichts. Ich beschuldige Sofja Nikolajewna keineswegs; ich halte sie für ein achtbares Frauenzimmer; aber sie paßt weder für dich, noch in unser Haus. Erstens gehört sie zum Adel von gestern, du aber zu einer uralten Adelsfamilie. Zweitens ist sie eine Städterin, ein gewandtes, gelehrtes Mädchen, das nach ihrer Stiefmutter Tode sich gewöhnt hat, im Hause zu gebieten und großartig zu leben, obgleich sie selbst arm ist; wir aber sind einfache Landedelleute; du weißt, welches Leben wir hier führen. Du solltest auch dich selbst bedenken: du bist von schwachem Charakter, und sie ist gar zu gescheit. Es ist schlimm, wenn die Frau klüger ist als der Mann; da wird die Frau bald dem Manne befehlen. Und dazu liebst du sie so übermäßig, daß du sie gleich anfangs verwöhnen würdest. Höre also meinen väterlichen Befehl: schlag

dir diese Liebe aus dem Sinne! Ich für meine Person glaube, offen gestanden, daß Sofja Nikolajewna dich auch gar nicht würde heiraten wollen. Art gehört zu Art. Wir werden ein sanftes, ruhiges Edelfräulein vom Lande für dich finden, das auch Vermögen haben wird. Du wirst dein Amt aufgeben und ein fröhliches Leben anfangen. Wir sind ja keine reichen Leute. Satt können wir werden, aber viel bleibt alsdann nicht übrig. An die Kurolesowsche Erbschaft, von der alle schreien, ist gar nicht zu denken. Das ist eine ganz unsichere Geschichte. Praskowja Iwanowna ist noch nicht alt, kann sich noch verheiraten und Kinder bekommen. Also damit basta, Alexei! Schüttle die Narrheit ab, wie die Gans das Wasser, und daß ich nichts mehr von Sofja Nikolajewna höre!" Stepan Michailowitsch reichte seinem Sohne gütig die Hand, und dieser küßte sie mit gewohnter Ehrfurcht. Der Alte ließ den Tee bringen und die Familie rufen. Er war ganz besonders heiter und freundlich gegen alle. Aber der unglückliche Alexei Stepanowitsch war in tiefe Schwermut versunken. Kein Zornesausbruch seines Vaters hätte ihn in solche Verzweiflung bringen können. Der Zorn Stepan Michailowitschs war schnell vorübergehend, und ihm folgten Nachsicht und Gnade. Jetzt aber hatte er eine ruhige Festigkeit gezeigt, die dem Sohne alle Hoffnung raubte. Alexei Stepanowitschs Gesicht hatte sich so verändert, daß seine Mutter bei seinem Anblicke sich ängstlich erkundigte, was ihm denn begegnet sei, ob er auch gesund sei. Auch die Schwestern bemerkten sogleich seine Verstörung, waren aber schlau genug, um die Sache mit Schweigen zu übergehen. Dem Alten entging nichts von dem, was geschah. Seine Frau schief ansehend, brummte er zwischen den Zähnen: „Laß ihn in Ruhe!" Und man ließ Alexei Stepanowitsch in Ruhe, und der Tag verging in seiner gewöhnlichen Ordnung.

Das Gespräch mit dem Vater hatte das Herz Alexeis tief erschüttert, ja man kann sagen gebrochen. Es verging ihm Schlaf und Appetit; er verlor alle Lebenslust und Körper-

stärke. Arina Wasiljewna konnte ihn nicht ohne Tränen ansehen, und auch die Schwestern gerieten in Unruhe. Am andern Tage versuchte die Mutter vergebens, aus ihm herauszubringen, was ihm der Vater gesagt habe. Auf alle Fragen antwortete er nur: „Der Vater will es nicht; ich bin ein verlorener Mensch; ich überlebe es nicht.“ Und in der That war er nach Verlauf einer Woche so schwach geworden, daß er bewußtlos daniederlag. Es war an ihm keine Fieberhitze wahrzunehmen, und doch phantasierte er Tag und Nacht. Niemand konnte begreifen, was das für ein Ubel sei; aber es war ganz einfach ein Nervenfieber. Die ganze Familie geriet in die größte Angst. Ärzte waren in der Nähe nicht zu finden; man versuchte es mit Hausmitteln; aber der Zustand des Kranken wurde täglich schlimmer, und seine Schwäche ward endlich so groß, daß man stündlich seinen Tod erwartete. Arina Wasiljewna und die Schwestern weinten und raufsten sich die Haare aus. Stepan Michailowitsch weinte nicht und sah nicht immerwährend in der Krankenstube, litt aber vielleicht innerlich am meisten. Er sah sehr wohl den Grund der Krankheit ein. Doch tat die Jugend das Ihre, und nach Verlauf von sechs Wochen fühlte sich Alexei Stepanowitsch besser. Er erwachte ganz wie ein kleines Kind wieder zum Bewußtsein, und das Leben trat langsam in seine Rechte ein. Die Genesung dauerte zwei Monate. Er schien alles Vergangene vergessen zu haben. Alle Erscheinungen in der Natur und im häuslichen Leben freuten ihn, als wenn sie ihm neu wären. Endlich war er vollkommen hergestellt, sah sogar gesünder und voller aus als jemals, und die seit einem Jahre verlorene glänzende Röthe erschien wieder auf seinen Wangen. Er begann zu angeln, Wachteln zu fangen, gut zu schlafen und ebenso gut zu essen und froh und munter zu sein. Die Eltern konnten sich nicht genug über sein Wohlbefinden freuen und waren überzeugt, daß die Krankheit aus seinem jungen Gemüthe alle früheren Gefühle und Wünsche verjagt habe. Das wäre auch vielleicht der Fall gewesen, wenn man

den jungen Mann aus dem Staatsdienste herausgenommen, ihn noch ein Jahr auf dem Lande gelassen, ihm eine hübsche Braut gesucht und ihn verheiratet hätte; doch die Alten waren durch den gegenwärtigen Zustand ihres Sohnes ganz beruhigt. Nach einem halben Jahre sandten sie ihn nach Ufa zu demselben Oberlandesgerichte zurück — und sein Schicksal entschied sich für immer. Seine frühere Leidenschaft loderte mit neuer, unvergleichlich größerer Macht wieder auf. Ich weiß nicht, ob Alexei Stepanowitschs Liebe plötzlich oder allmählich wieder erwachte; ich weiß nur, daß er Subins anfangs nur selten besuchte, dann häufiger und endlich, sooft es nur irgend möglich war. Ich weiß auch, daß seine Patronin, Frau Makajewa, oft bei Sofja Nikolajewna war, durch gewandte Gespräche ihre Gesinnungen zu erforschen verstand und ihrem Schützling günstige Nachrichten brachte, die sie selbst in dem Glauben befestigten, ihr bescheidener Verwandter sei dem stolzen, schönen Mädchen nicht gleichgültig. So waren einige Monate nach Alexei Stepanowitschs Abreise verflossen, als seine Eltern von ihm einen Brief bekamen, worin er mit einer bei ihm kaum zu erwartenden Festigkeit, wiewohl durchaus mit respektvoller Zärtlichkeit, erklärte, er liebe Sofja Nikolajewna mehr als sein Leben und könne ohne sie nicht existieren. Er habe nun die Hoffnung, sie werde ihn nicht zurückstoßen, und bitte um den elterlichen Segen und um die Erlaubnis, ihr seinen Antrag zu machen. Die Alten hatten nichts dergleichen erwartet und waren höchst betroffen. Stepan Michailowitsch zog die Augenbrauen zusammen, sagte aber kein Wort. Die ganze Familie schwieg. Er winkte mit der Hand, und alle entfernten sich. Lange saß mein Großvater allein, mit seinem Stocke verschiedene Figuren auf dem Boden seines Zimmers zeichnend. Er sah bald ein, daß die Sache sehr ernst sei, und daß kein Fieber mehr seinen Sohn von der Liebe heilen könne. Durch sein lebhaftes und wohlwollendes Gemüt getrieben, war er schon dem Entschlusse nah, seine Zustimmung zu geben, wie man aus

einer Äußerung gegen Arina Wasiljewna schließen konnte. „Nun, Arischa,“ (sagte er zu ihr am andern Morgen, als niemand zugegen war), „was meinst du? Wenn wir unsere Erlaubnis nicht geben, sehen wir Alexei nicht wieder. Entweder stirbt er vor Gram, oder er geht in den Krieg oder wird ein Mönch – und das Geschlecht der Bagrows geht unter.“ Doch Arina Wasiljewna, durch ihre Töchter instruiert, tat, als ob sie die Besorgnis ihres Gemahls nicht teile, und erwiderte kalt: „Wie du willst, Stepan Michailowitsch. Dein Wille ist auch der meinige. Aber welchen Respekt kannst du von deinen Kindern in der Zukunft erwarten, wenn sie auf diese Weise ihren Willen gegen den deinigen durchsetzen?“ Der plumpe Kunstgriff gelang: der Eigensinn des Alten erwachte, und er beschloß, auf seinem Willen zu bestehen. Er diktierte einen Brief an seinen Sohn, in welchem er sein Erstaunen über diese Erneuerung jener alten Geschichte ausdrückte und das wiederholte, was er ihm schon mündlich gesagt hatte. Kurz, der Brief enthielt ein entschiedenes Verbot, an die Sache weiter zu denken.

Zwei, drei Wochen vergingen, ohne daß eine Antwort von Alexei Stepanowitsch gekommen wäre. An einem unfreundlichen Herbsttage saß mein Großvater in seinem Zimmer quer auf dem Bette, über dem Hemde mit schrägem Brustschlitze in seinen Lieblings Schlafrock aus feinem Kamelott gehüllt, die Pantoffeln über die bloßen Füße gezogen. Neben ihm saß Arina Wasiljewna am Spinnrade und spann Ziegenwolle. Sorgfältig zog sie den feinen, gleichmäßigen Faden aus; denn sie hatte im Sinne, daraus zu Hause ein feines Tuch weben zu lassen und davon ihrem Sohne einen zugleich warmen, leichten und bequemen Rock zu verfertigen. Am Fenster saß Tatjana und las in einem Buche. Die nach Hause zu Besuch gekommene Jelisaweta Stepanowna hatte sich neben ihren Vater aufs Bett gesetzt und erzählte ihm von ihrem traurigen Leben, von den Dienstpflichten ihres Mannes, von ihrer armseligen Wirtschaft, und wie es ihr an diesem und jenem fehle.

Der Alte hörte traurig zu, die Hände auf die Knie gelegt und den schon ergrauten Kopf auf die Brust gesenkt. Plötzlich öffnete sich die Thür vom Bedientenzimmer, und Iwan Malysch, ein schlanker, schmucker Bursche, trat im Reiseanzug behende zum Herrn und übergab ihm einen Brief, den er eben aus der fünfundzwanzig Werst entfernten Stadt von der Post mitgebracht hatte. Es war leicht zu sehen, daß der Brief ein lang erwarteter war; denn alle gerieten in Aufregung. „Von Alexei?“ fragte eilig und unruhig der Alte. „Ja, vom Bruder,“ antwortete Tatzjana, die dem Boten entgegengesprungen war, ihm den Brief aus den Händen genommen und die Adresse gelesen hatte. „Bist brav gefahren! Einen Schluck Branntwein für Malysch! Du kannst nun essen gehen und dich ausruhen.“ Sogleich wurde der hohe Schrank geöffnet, und das Fräulein füllte aus der langen, buntgläsernen Flasche ein silbernes Geschirr, das sie Malysch reichte. Er bekreuzte sich, trank, räusperte sich, verneigte sich und verschwand. „Nun lies, Tanja!“ sagte mein Großvater. Tatzjana war seine Vorleserin und Schreiberin. Sie hatte am Fenster Platz genommen. Die Großmutter hatte ihr Spinnrad, der Großvater sein Bett verlassen; alle umringten Tatzjana Stepanowna, die das Siegel erbrochen hatte, aber nicht wagte, den Brief vorläufig durchzusehen. Nach einer kurzen Pause begann sie langsam und deutlich, mit gedämpfter Stimme zu lesen. Nach der damals gewöhnlichen Anrede: „Gnädigster Herr Vater und gnädigste Frau Mutter,“ schrieb Alexei Stepanowitsch ungefähr folgendes: „Auf meinen letzten flehenden Brief habe ich das Unglück gehabt, von Euch, liebe Eltern, eine ungnädige Antwort zu bekommen. Ich kann Eurem Willen nicht zuwiderhandeln und unterwerfe mich ihm; jedoch kann ich nicht länger die Last meines Lebens ohne meine angebetete Soffja Nikolajewna schleppen; darum wird nach kurzer Frist eine tödliche Kugel das Haupt Eures unglücklichen Sohnes durchbohren“<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Diesen Brief weiß ich beinahe auswendig; wahrscheinlich befindet er

Die Wirkung war eine mächtige. Meine Tanten brachen in Klagen aus; meine Großmutter, die etwas Derartiges nicht erwartet hatte, erblaßte, schlug die Hände zusammen und sank besinnungslos auf den Boden; auch unsere Großmütter konnten in Ohnmacht fallen. Stepan Michailowitsch regte sich nicht; nur machte er ein schiefes Gesicht, wie er es bei einem Zornes- anfall zu tun pflegte, und sein Kopf fing an, ein wenig zu zittern, . . . dieses Zittern hörte bis zu seinem Tode nicht mehr auf. Nach dem ersten Augenblick des Schreckens beeilten sich die Töchter, ihre Mutter zur Besinnung zu bringen. Kaum aus ihrer Ohnmacht erwacht, warf sich Arina Wasiljewna mit lautem Klagen, als ob sie einen Toten bejammerte, ihrem Manne zu Füßen. Die Töchter folgten ihrem Beispiele. Arina Wasiljewna, auf die unheilverkündende Miene meines Groß- vaters nicht achtend und vergessend, daß sie selbst ihn bewogen hatte, diese Heirat zu verbieten, flehte mit lauter Stimme: „Väterchen Stepan Michailowitsch! Stürze deinen leiblichen Sohn nicht ins Verderben! Er ist ja dein einziger! Erlaube Alexei, sie zu heiraten!“ Der Alte blieb unbeweglich in seiner früheren Stellung. Endlich sagte er mit unsicherer Stimme: „Hört auf zu heulen! Prügel müßte Alexei bekommen. Nun, lassen wir es bis morgen! Nacht bringt Rat. Geht nun und laßt das Mittagessen auftragen!“ Das Essen wirkte in bedenk- lichen Umständen auf den Alten immer als ein beruhigendes Mittel. Arina Wasiljewna wollte anfangs nicht aufhören und schrie immer: „Gnade, Gnade!“ Da rief Stepan Michailo- witsch: „Schert euch hinaus!“ mit einer Stimme, in der man das Brausen des nahenden Sturmes hören konnte. Alle eilten, sich zu entfernen. Bis zum Essen wagte niemand in Stepan Michailowitschs Zimmer zu treten. Es ist schwer zu erraten, was unterdessen in seiner Seele vorging, auf welche Weise das

---

sich noch jetzt unter den Papieren eines meiner Brüder. Es ist klar, daß viele Ausdrücke, die darin vorkommen, aus den damaligen Romanen ent- lehnt sind, die Alexei Stepanowitsch gern las. (Anmerkung des Verfassers.)

väterliche Gefühl über seinen eisernen Eigensinn siegte. Kurz, der Kampf war ausgekämpft, als Masan vor seiner Thür sagte, das Essen sei fertig. Ruhig kam er ins Speisezimmer, und seine Frau und seine Töchter, die jede bei ihrem Stuhl seine Ankunft erwarteten, bemerkten in seinem ein wenig blasserem Gesicht nicht die mindeste Spur des Zornes; er war sogar ruhiger und heiterer geworden, als er es am Morgen gewesen war, und speiste mit gutem Appetit. Urina Wafiljewna war genötigt, auf seine Gespräche einzugehen und ihre Fragen und sogar ihre Seufzer zurückzuhalten. Vergebens versuchte sie es, die Gedanken ihres Gemahls zu erraten. Vergebens fragten die unruhigen Blicke ihrer kleinen, braunen, von Fett umwachsenen Augen. Das dunkelblaue, klare, heitere Auge Stepan Michailowitschs gab keine Antwort. Nach Mittag schlief er wie gewöhnlich und erwachte in einer noch heiterern Stimmung. Von dem Sohne und seinem Briefe sprach er aber kein Wort. Alle sahen indes deutlich, daß er nichts Uebles im Sinne führe. Als Urina Wafiljewna nach dem Abendessen ihrem Manne Gute Nacht sagte, wagte sie zu fragen: „Wirst du mir nichts über Alexei sagen?“ „Ich habe es dir schon gesagt,“ erwiderte mein Großvater lächelnd, „Nacht bringt Rat. Schlafe ruhig!“

In der That zeigte es sich am Morgen, daß die Nacht guten, heilsamen Rat gebracht hatte. Der Großvater war um vier Uhr aufgestanden. Masan hatte ihm Feuer gemacht. Stepan Michailowitschs erste Worte waren: „Tanaittschenok, du fährst gleich nach Ufa mit einem Briefe an Alexei Stepanowitsch; mach dich sofort bereit und laß niemand wissen, wohin du fährst! Du spannst den jungen Braunen in die Femeer und nimmst den Gecken als Beispferd. Nimm zwei Osminen Hafer und einen Laib Brot mit! Der Haushalter Peter wird dir auf die Reise zwei Rubel in Kupfer geben. Es muß alles fertig sein, wenn ich den Brief geschrieben habe.“ Wie gesagt, so getan; diese Vorschrift mußte bei dem Großvater ohne Ausreden be-



folgt werden. Dann öffnete er den eichenen Schrank, der ihm als Schreibtisch diente, suchte Papier, Feder und Tinte zusammen und schrieb nicht ohne Mühe, da er schon seit Jahren in Briefen nichts weiter als seinen Namen zu schreiben pflegte, in seiner schwerfälligen, altertümlichen Handschrift: „Lieber Sohn Alexei! Ich und Deine Mutter Arina Wasiljewna erlauben Dir, Sofja Nikolajewna Subina zu heiraten, wenn das Gottes Wille ist, und senden Dir hiermit unseren elterlichen Segen. Dein Vater Stepan Bagrow.“

Nach einer halben Stunde, noch lange vor Tagesanbruch, fuhr Tanaitschenok schon über den langen Berg neben der herrschaftlichen Tenne vorbei und dann in scharfem Trabe nach Ufa. Um fünf Uhr befahl Stepan Michailowitsch der Magd Akstutka, die unterdessen aus einem jungen, häßlichen Mädchen ein altes, noch häßlicheres Weib geworden war, die Teemaschine zu bringen; zugleich befahl er, niemanden zu wecken. Trotzdem wurde die alte Herrin geweckt, und es wurde ihr geheimnißvoll zugeflüstert, daß Tanaitschenok schon seit einer ganzen Stunde mit einem Briefe des Herrn fort sei, man wisse nicht wohin. Arina Wasiljewna wagte nicht sogleich vor ihrem Gemahl zu erscheinen. Sie blieb noch ein Stündchen in ihrem Zimmer und erschien, als der Alte schon seinen Tee getrunken hatte und heiter mit Akstutka plauderte. „Warum hat man dich geweckt?“ sagte Stepan Michailowitsch freundlich, ihr seine Hand reichend. „Du hast wohl schlecht geschlafen?“ „Man hat mich nicht geweckt,“ erwiderte Arina Wasiljewna, ehrerbietig die Hand des alten Herrn küßend; „ich bin von selbst erwacht. Ich habe die Nacht über gut geschlafen; ich hoffte für unsern armen Alexei auf deine Güte.“ Der Großvater sah sie scharf an, konnte aber auf ihrem an Verstellung gewöhnten Gesichte nichts lesen. „Wenn dem so ist,“ sagte er, „so wirst du eine Freude haben; ich habe einen expressen Boten nach Ufa gesandt und an Alexei geschrieben, daß wir ihm erlauben, Sofja Nikolajewna zu heiraten.“

Obgleich Urina Wasiljewna, von dem tragischen Vorsatze ihres Sohnes erschreckt, ihren Mann aufrichtig um seine Zustimmung gebeten hatte, war sie doch durch diese Nachricht eher betroffen als erfreut. Sie hätte sich darüber freuen können, wenn sie sich nicht vor ihren Töchtern gefürchtet hätte. Sie wußte schon, was Jelisaweta Stepanowna von Alexeis Briefe hielt, und konnte erraten, was Alexandra Stepanowna zu der Sache sagen werde. Infolgedessen nahm Urina Wasiljewna die Nachricht, durch die sie ihr Mann freudig zu überraschen dachte, so kalt und gezwungen auf, daß es dem Alten auffiel. Jelisaweta Stepanowna zeigte nicht die mindeste Freude; sie spielte die Rolle einer dem Willen des Vaters sich unterwerfenden Tochter. Tatjana, die fest daran glaubte, daß der Brief ihres Bruders aufrichtig gemeint sei, freute sich herzlich. Jelisaweta Stepanowna war schon im ersten Augenblicke nicht um ihren Bruder besorgt gewesen. Sie hatte geweint und gefleht, weil die Mutter und die jüngere Schwester es getan hatten, und sie nicht auf eine grelle Weise von ihnen abstecken wollte. Sie schrieb sogleich an Alexandra Stepanowna, die alsbald in Bagrowo erschien, wütend über den Ausgang der Geschichte und überzeugt, daß der Brief des Bruders nur eine von Sofja Nikolajewna erfundene leere Drohung gewesen sei. Mit Jelisaweta Stepanownas Hilfe überzeugte sie bald ihre Mutter und auch die Schwester Tatjana, daß dem nicht anders sein könne. Allein die Sache war bereits abgemacht. Es war nunmehr unmöglich, laut dagegen zu protestieren. Die Meinung Stepan Michailowitschs, daß Sofja Nikolajewna dem Bewerber einen Korb geben werde, theilte niemand von der Familie.

Verlassen wir jetzt Bagrowo, um zu sehen, was in Ufa vorging.

Es ist schwer zu entscheiden, ob Alexei Stepanowitsch wirklich den festen Entschluß gefaßt hatte, sich zu erschießen, wenn seine Eltern unerbittlich blieben, oder ob er, durch einen schlechten Roman belehrt, zu diesem Mittel gegriffen hatte, um den

Entschluß des Vaters zu erschüttern. Wenn ich alles erwäge, was ich von Alexei Stepanowitschs späterer Charakterentwicklung weiß, so scheint mir beides unwahrscheinlich. Und so denke ich, daß der junge Mann keineswegs zu lügen glaubte, als er schrieb, daß er sich erschießen wolle, wenn man ihm nicht erlaube, Sofja Nikolajewna zu heiraten, denke aber auch, daß es nie so weit gekommen wäre, obgleich solche Handlungen der Verzweiflung bei schwachen und träumerischen Naturen öfter vorkommen als bei leidenschaftlichen und energischen. Der Gedanke an Selbstmord war jedenfalls aus einem Romane geschöpft. Er stand sowohl mit Alexei Stepanowitschs Charakter als mit der Begriffssphäre, in der er geboren und aufgewachsen war, in Widerspruch. Wie dem auch sei, Alexei Stepanowitsch geriet nach Absendung seines Briefes in gewaltige Aufregung, so daß er sogar das kalte Fieber bekam. Seiner Beschützerin, Frau Makajewa, die um alles wußte, hatte er seinen letzten Streich verhehlt, sie kam jeden Tag zu ihm und bemerkte bald, daß außer dem kalten Fieber und dem Liebesfieber noch etwas Drittes dem jungen Manne keine Ruhe lasse. Eines Tages saß sie neben Alexei Stepanowitsch, ihren Strumpf strickend und allerhand Neuigkeiten erzählend, um den Kranken zu unterhalten und seine Gedanken von der hoffnungslosen Liebe abzulenken. Alexei Stepanowitsch lag auf dem Sofa, die Hände unter den Kopf gelegt, und sah zum Fenster hinaus. Plötzlich wurde er blaß wie Kreide; ein zweispänniger Wagen bog eben von der Straße in den Hof ein. Alexei Stepanowitsch hatte die Pferde und Tanaischenok erkannt. „Vom Vater! Aus Bagrowo!“ rief er aufspringend und eilte ins Vorzimmer. Frau Makajewa faßte ihn bei den Armen und verhinderte ihn mit Hilfe des im Vorzimmer sich aufhaltenden Dieners, ins Freie zu springen, da das Wetter kalt und feucht war. Unterdessen kam Tanaischenok behende ins Zimmer gelaufen und übergab ihm den Brief. Alexei Stepanowitsch erbrach mit zitternden Händen das Siegel, las die wenigen Zeilen, seine

Augen füllten sich mit Thränen, und er sank vor dem Heiligenbilde<sup>1</sup> auf die Knie. Anfangs wußte Frau Alakajewa nicht, was sie davon denken sollte; aber Alexei Stepanowitsch reichte ihr den Brief, und sie fiel, sobald sie ihn gelesen hatte, freudig überrascht dem vor Wonne halb bewußtlos gewordenen Jüngling um den Hals. Nun erst gestand er ihr den Inhalt seines letzten Briefes an seine Eltern. Frau Alakajewa schüttelte den Kopf. Man rief Tanaitshenok herbei, befragte ihn ausführlich über die Weise, auf welche er abgesandt worden war, und überzeugte sich, daß alles durch Stepan Michailowitsch selbst, ohne Mitwirkung seiner Familie, vielleicht sogar gegen ihren Willen entschieden worden sei. Als die ersten Augenblicke der Freude für Alexei Stepanowitsch und der Überraschung für Frau Alakajewa vergangen waren und letztere, ihren Augen nicht trauend, den Brief nochmals durchgelesen hatte (denn sie kannte Stepan Michailowitschs Charakter sehr genau und verstand vollkommen die mißgünstige Haltung der Familie), da begann eine ernsthafte Beratung über die Ausführung ihres Vorhabens. Solange sie an der Möglichkeit gezweifelt hatten, Stepan Michailowitschs Erlaubnis zu erflehen, hatte es ihnen geschienen, daß die Sache in bezug auf Soffja Nikolajewna keine Schwierigkeiten habe; nun aber erwachte im Geiste der Frau Alakajewa plötzlich der Zweifel; alle günstigen Symptome wieder durchdenkend, fragte sie sich, ob sie das alles nicht zu voreilig zugunsten ihres Schütlings ausgelegt habe. Als eine vorsichtige Person beeilte sie sich, die freudigen Hoffnungen des Jünglings herabzustimmen; denn sie sagte sich verständigerweise, wenn er sich durch diese verblenden ließe, werde es ihm schwerer werden, eine plötzliche, sehr mögliche Zerstörung seiner schönen Träume zu ertragen. Sie setzte ihm so deutlich das Unbegründete seines vorzeitigen Jubels auseinander, daß auch Alexei Stepanowitsch bedenklich wurde. Ubrigens gab Frau Alaka-

<sup>1</sup> In Rußland hängt in jedem Zimmer ein Heiligenbild. (Anmerkung des Übersetzers S. R.)

jewa die Sache keineswegs auf, sondern fuhr am andern Tage zu Sofja Nikolajewna, um ihr den Heiratsantrag zu machen. Kurz und einfach, ohne Ubertreibungen erzählte sie ihr von der beständigen und feurigen Liebe Alexeis, von der die ganze Stadt wußte, ohne Zweifel auch Sofja Nikolajewna selbst. Sie sprach mit dem Wohlgefallen einer Verwandten von dem liebenswürdigen Charakter, der Herzensgüte und der seltenen Bescheidenheit des jungen Mannes. Sie setzte genau und umständlich den gegenwärtigen und künftigen Zustand seines Vermögens auseinander, sagte unverhohlen, welche Bewandtnis es mit seiner Familie habe, vergaß dabei aber nicht zu erwähnen, daß Alexei Stepanowitsch am vorhergehenden Tage von seinen Eltern brieflich die Erlaubnis und den Segen zu der Bewerbung um die Hand der so allgemein geachteten und geliebten Sofja Nikolajewna erhalten habe. Er selbst, fügte sie hinzu, habe vor Ungeduld und Spannung auf die Antwort seiner Eltern und vor unaussprechlicher Liebe das Fieber bekommen, habe aber dem Wunsche nicht widerstehen können, endlich die Entscheidung seines Geschickes zu erfahren, und sie selbst, als seine Verwandte, sei gekommen, um Sofja Nikolajewna zu fragen, ob sie es gestatte, daß Alexei Stepanowitsch sich an Nikolai Fjodorowitsch mit einem förmlichen Antrag wende. Sofja Nikolajewna, die schon längst daran gewöhnt war, selbständig zu handeln, erwiderte, ohne in Verlegenheit zu kommen, ohne sich im mindesten zu zieren und Umstände zu machen, wie es damals die Mädchen in solchen Fällen zu tun pflegten: „Ich bin Alexei Stepanowitsch dankbar für die Ehre, die er mir erweist, und Ihnen, verehrte Mawra Pawlowna, für Ihre freundschaftliche Teilnahme. Ich habe Alexei Stepanowitschs Neigung längst bemerkt und habe vorausgesehen, daß er mir einen Heiratsantrag machen werde, ohne mich übrigens zum voraus zu einer bestimmten Antwort zu entschließen. Alexei Stepanowitschs letzte Reise nach Hause, seine plötzliche, wie Sie mir selbst erzählten, gefährliche lange Krankheit auf dem Lande, die Veränderung in seinem ganzen Wesen nach

seiner Rückkehr haben es mir klar gemacht, daß seine Eltern es nicht wünschen, mich zur Schwiegertochter zu haben. Ich gestehe, daß ich mich darüber gewundert habe. Eine Weigerung von seiten meines Vaters war eher zu erwarten. Später habe ich gesehen, daß die früheren Gefühle in Alexei Stepanowitschs Seele erwachten, und nun erfahre ich, daß er sich die Zustimmung seiner Eltern ersleht hat. Sie sehen selbst ein, verehrte Mawra Pawlowna, daß die Sache eine bedenkliche Wendung genommen hat. In eine Familie gegen ihren Willen einzutreten ist mir doch ein zu gewagtes Unternehmen. Freilich würde mein Vater meiner Wahl zustimmen, aber ich müßte ihn betrügen. Denn wenn er erfährt, daß irgendein Landedelman Bedenken getragen hat, mich in seine Familie aufzunehmen, so wird er es nie zulassen, daß ich mich dazu erniedrige, den Sohn zu heiraten. Ich bin in Alexei Stepanowitsch nicht verliebt. Ich schätze aber seinen vortrefflichen Charakter und seine beständige Liebe, glaube auch, daß er die Frau, die er liebt, glücklich machen kann. Und so gestatten Sie mir, über diesen Gegenstand noch nachzudenken. Und vor allem möchte ich Alexei Stepanowitsch selbst sprechen, ehe ich etwas von der Sache meinem kranken Vater mitteile, den ich nicht umsonst beunruhigen will; sagen Sie Ihrem Neffen, er möge zu uns kommen, sobald er sich hinlänglich wohl befindet."

Frau Alakajewa überbrachte diese Antwort ganz genau dem jungen Bagrow. Diesem erschien sie ungünstig; Frau Alakajewa jedoch fand sie im Gegenteil sehr freundlich und beruhigte ihn.

Lange saß Sofja Nikolajewna, nachdem sie von Mawra Pawlowna freundschaftlich Abschied genommen hatte, allein im Salon und war in ernstes Sinnen vertieft. Ihre lebhaften, glänzenden Augen hatten sich getrübt, traurige Gedanken zogen an ihrer Seele vorüber, sich in ihrem schönen Antlitz spiegelnd. Alles, was sie zu Frau Alakajewa gesagt hatte, war die vollkommene Wahrheit gewesen, und die Frage, ob sie Alexei Ste-

panowitsch heiraten solle oder nicht, war ihr noch immer eine ungelöste. Endlich war der längst erwartete Heiratsantrag wirklich gemacht worden, und die große, für ein Mädchen so verhängnisvolle Frage mußte gelöst werden. Sofja Nikolajewnas ungewöhnlich klarer, von leidenschaftlichen Affekten noch nicht getrübtet Geist übersah alles, faßte alles in seinem wahren Lichte auf. Ihre Zukunft versprach ihr nur Sorge und Unheil. Ihr Vater lag auf dem Sterbebette, und der vortreffliche Doktor Sanden hatte erklärt, er könne nicht mehr länger als ein Jahr leben. Das Vermögen des alten Herrn bestand aus zwei unbedeutenden Dörfern: Subowka und Kasimowka, im ganzen vierzig Seelen; an barem Gelde hatte Nikolai Fjodorowitsch zehntausend Rubel zusammengespart, die er zu Sonitschkas Aussteuer bestimmt hatte. Sie verheiratet zu sehen war sein liebster, innigster Wunsch; aber (es gibt mitunter solche sonderbaren Fälle) die allgemein angebetete Sofja Nikolajewna hatte noch keinen Freier gehabt, das heißt es hatte bis dahin niemand förmlich um ihre Hand angehalten. Wenn der Vater starb, so blieben sechs Kinder von seinen zwei Frauen zurück; es mußten zwei Vormundschaften errichtet werden, und zwar so, daß die drei Kinder Alexandra Petrownas, die fünfzig Seelen hinterlassen hatte, zu ihrer Großmutter gingen, deren Sohn die Vormundschaft zu übernehmen hatte. Die Brüder Sofja Nikolajewnas von derselben Mutter waren in der adligen Moskauer Universitätspension, und so stand es ihr bevor, ganz allein zu bleiben, sogar ohne einen entfernten Verwandten, dem sie sich hätte anschließen können. Kurz, sie blieb dann ohne Obdach. Not, Dürftigkeit, Leben bei fremden Leuten und Abhängigkeit von ihnen sind für jedermann ein schweres Loß. Aber einem Mädchen, das in der Gesellschaft eine so hohe Stelle einnahm, das in solchem Luxus gelebt hatte, das von Natur stolz und noch durch die allgemeine Bewunderung und Schmeichelei verwöhnt war, einem Mädchen, das die schreckliche Last der Abhängigkeit schon kennen gelernt hatte und nun die süßen Vor-

rechte des Herrschens genoß, einem solchen Mädchen mußte der Gedanke an einen derartigen Übergang unerträglich sein. Und nun bot ihr ein junger, ehrlicher, bescheidener, hübscher Jüngling von altem Adel Herz und Hand an, ein einziger Sohn, dessen Vater hundertachtzig Seelen besaß, der noch von seiner Tante eine beträchtliche Erbschaft zu erwarten hatte, der sie dabei liebte, ja anbetete: scheinbar war da keinen Augenblick zu zaudern. Aber andererseits war die geistige Ungleichheit zwischen ihr und ihm gar zu auffallend. Niemandem in der Stadt konnte es auch nur in den Sinn kommen, daß Sofja Nikolajewna sich mit Alexei Stepanowitsch verheiraten werde. Sie sah sehr wohl die Richtigkeit der öffentlichen Meinung ein und konnte nicht umhin, ihr beizupflichten. Sie ein Wunder an Geist und Schönheit, er freilich weiß und rot und hübsch wie ein Mädchen (was ihr gerade mißfiel), aber ein einfacher, nach allgemeiner Meinung etwas beschränkter Landedelmann; sie gewandt und lebhaft, er schüchtern und schläfrig; sie ein gebildetes, nach damaligen Begriffen beinahe gelehrtes Mädchen, belesen, an allen höheren Interessen teilnehmend, er ein vollkommen unwissender Mensch, der nichts gelesen hatte außer ein paar schlechten Romanen und dem russischen Liederschätze und an nichts Interesse fand als an Wachtelfang mit der Loöpfefise und an Falkenjagd. Sie in Gesellschaft geistreich, glänzend, bezaubernd, er unfähig, auch nur zehn Worte zusammenhängend zu sprechen, ungeschickt, blöde, lächerlich, immer errötend und sich in die Ecken drückend, um den ihm furchtbaren Salonhelden auszuweichen, obwohl er in Wahrheit weit klüger war als viele von ihnen; sie mit einem festen, stolzen, unbeugsamen Willen begabt, er schwach, willenlos, durch jeden bestimmbar. War er der Mann, seine Frau in der Gesellschaft und in der Familie zu beschützen? Solche Vergleiche und Zweifel stiegen zahlreich im Geiste des jungen Mädchens auf. Schon war längst die Dämmerung eingetreten, und immer noch saß sie allein im Salon; endlich überfiel sie ein so tiefer Trübsinn, ein so vollkommenes Bewußt-



sein der Hilf- und Ratlosigkeit, es wurde in ihrem Geiste alles so düster und trostlos, daß sie das Bedürfnis fühlte, sich durch Gebet zu stärken. Sie ging in ihr Zimmer, sank auf die Knie vor dem Bilde der Muttergottes von Smolensk nieder, das einst durch ein Wunder sie zu neuem Leben ermutigt hatte, betete lange, weinte bitterlich und fühlte endlich in ihrer Seele eine neue Kraft erwachen, eine Fähigkeit zum Entschluß und zum Handeln, obgleich sie noch nicht wußte, was sie beschließen werde. Doch war ihr schon dieses Gefühl erquickend. Sie ging hinunter, um auf den kranken schlafenden Vater einen Blick zu werfen, kehrte in ihr Zimmer zurück, legte sich zu Bette und schlief ruhig ein. Am andern Morgen erwachte Soffja Nikolajewna ohne alle Aufregung; nach kurzem Nachdenken verblieb sie ruhig bei ihrer Absicht, das Gespräch mit ihrem Freier abzuwarten und sich nach dem Eindruck zu entscheiden, den er bei dieser Gelegenheit auf sie machen würde.

Alexei Stepanowitsch, der die Entscheidung seines Schicksals mit fieberhafter Spannung erwartete, ließ den Arzt holen und ersuchte ihn dringend, ihn so schnell als möglich herzustellen. Der Arzt versprach es und hielt für dieses Mal Wort. Schon nach Verlauf einer Woche saß Alexei Stepanowitsch, freilich sehr abgemagert, blaß und schwach, in Soffja Nikolajewnas Salon. Das elende Aussehen des Jünglings, der noch vor kurzem so gesund und blühend gewesen war, flößte ihr Mitleid ein, und sie sagte ihm manches in weniger harten und scharfen Ausdrücken, als sie es beabsichtigt hatte. Im wesentlichen wiederholte sie dasjenige, was sie schon zu Frau Alakajewa gesagt hatte, fügte aber hinzu erstens, daß sie ihren Vater bis zu seinem Tode nicht verlassen wolle, zweitens, daß sie nicht wünsche, auf dem Lande zu leben, sondern in einer Gouvernementsstadt und namentlich in Ufa, wo sie viele Freunde habe, achtbare und gebildete Leute, deren Umgang sie für sich und für ihren Mann wünsche. Zum Schluß drückte sie den Wunsch aus, daß ihr Mann auch künftig im Staatsdienste bleibe und in der Stadt

eine, wenn auch nicht glänzende, aber angesehene und ehrenvolle Stellung einnehme. Auf alle derartigen Bedingungen und Forderungen künftiger Rechte als Frau erwiderte Alexei Stepanowitsch demüthig, daß jeder Wunsch Sofja Nikolajewnas für ihn ein Gesetz sei, und daß sein Glück in der Erfüllung ihres Willens bestehen werde. Und sonderbar: diese eines Mannes so unwürdige Antwort, ein untrügliches Merkmal, daß man sich auf die Liebe des Mannes nicht verlassen kann, daß seine Frau nicht auf Glück zu rechnen hat, konnte einem solchen Mädchen gefallen! Man muß unwillkürlich glauben, daß der Keim der Herrschsucht, der tief in ihrem Wesen wurzelte, sich seit dem Tode ihrer Stiefmutter mächtig entwickelt hatte, und daß, ohne daß Sofja Nikolajewna darum gewußt hätte, diese Herrschsucht zu ihrem Entschlusse stark mitgewirkt hat. Sofja Nikolajewna wollte selbst den Brief lesen, der die Erlaubniß der Eltern zum Heiratsantrage enthielt. Der junge Mann hatte den Brief in der Tasche und zeigte ihn sogleich vor. Sofja Nikolajewna las ihn durch und überzeugte sich, daß ihre Voraussetzung einer anfänglichen Weigerung von seiten der Familie sie nicht getäuscht habe. Der junge Mann verstand nicht zu lügen und war so verliebt, daß ein freundlicher Blick seiner angebeteten Schönen alles über ihn vermochte; da Sofja Nikolajewna eine vollkommene Aufrichtigkeit forderte, erzählte er alles, ohne auch das Ungünstigste zu verhehlen, und wie es scheint, entschied diese Offenherzigkeit schließlich zu seinen Gunsten. Der Gedanke, einen gutmütigen, bescheidenen, unverdorbenen Jüngling nach ihren Ansichten umzubilden und umzuschaffen, erwachte plötzlich in dem gescheitern, aber doch weiblichen Kopfe Sofja Nikolajewnas. Ihre Einbildungskraft malte sich mit reizenden Farben das allmähliche Erwachen und die Entwicklung dieses schlummernden Geistes aus, dieses Naturmenschen, dem es weder an Verstand noch an Gefühl fehle (diese geistigen Eigenschaften lägen bei ihm nur in tiefem Schlafe), und der sie aus Dankbarkeit für diese Erweckung zum geistigen Leben um

so mehr lieben werde. Dieser Gedanke ergriff mit Macht die regsame Phantasie des jungen Mädchens, und so entließ sie denn ihren kranken Anbeter gnädig; sie versprach, mit ihrem Vater zu sprechen und durch Frau Alakajewa Antwort zu geben. Alexei Stepanowitsch verging vor Wonne, wie man damals zu sagen pflegte. Am Abend mußte Sofja Nikolajewna wieder ihre Zuflucht zum Gebet nehmen. Sie betete lange, heiß und innig. Sie schlief sehr ermüdet ein und hatte in der Nacht einen Traum, den sie, wie es üblich ist, als eine Bestätigung ihres Entschlusses auslegte. Der menschliche Verstand deutet alles so, wie es ihm gefällt. Ich entsinne mich dieses merkwürdigen Traumes nicht, erinnere mich aber sehr wohl, daß er viel leichter und natürlicher auf die entgegengesetzte Weise zu deuten war. Am anderen Morgen theilte Sofja Nikolajewna ihrem fast schon sterbenden Vater Alexei Stepanowitschs Antrag mit. Obgleich der Alte den Freier seiner Tochter gar nicht kannte, hatte sich doch in seinem Geiste die Meinung festgesetzt, daß er ein ganz unbedeutender Mensch sei. Trotz seines Wunsches, Sonitschka noch bei seinen Lebzeiten versorgt zu sehen, wollte ihm dieser Freier (wohlgemerkt: der erste, den seine Tochter gehabt hatte) gar nicht gefallen. Aber Sofja Nikolajewna setzte ihm mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit und Beredsamkeit auseinander, daß eine solche Partie keineswegs zu verachten sei. Sie führte zugunsten dieser Heirat alles das an, was wir schon wissen, und namentlich, daß sie sich von ihm nicht trennen, sondern sogar in demselben Hause mit ihm wohnen bleiben werde. Sie schilderte ihm so lebhaft ihren hilflosen Zustand, wenn es Gott gefallen sollte, sie zur Waise zu machen, daß der Vater mit Tränen in den Augen sagte: „Mein liebes, mein kluges Töchterchen! Tue, wie du es für nötig hältst! Ich willige in alles ein. Stelle mir bald deinen künftigen Bräutigam vor! Ich will ihn näher kennen lernen. Ich will auch unbedingt, daß seine Eltern sich brieflich mit einem Heiratsantrag an mich wenden.“

Sofja Nikolajewna schrieb sofort an Frau Alakajewa, um

sie zu ersuchen, dem jungen Manne eine Einladung ihres Vaters auf die und die Stunde mitzuteilen.

Alexei Stepanowitsch fuhr unterdessen fort, in Wonne zu vergehen und in süßen Hoffnungen zu schwelgen; aber die Einladung zu Nikolai Fjodorowitsch auf eine bestimmte Stunde, diese Einladung, die er keineswegs erwartet hatte, da er den Alten für viel zu schwach und krank hielt, brachte ihn ganz aus der Fassung. Nikolai Fjodorowitsch, in Abwesenheit des Statthalters die erste Person, die höchste Autorität in der ganzen Provinz Ufa, Nikolai Fjodorowitsch, dem er auch bis dahin nie ohne ein ehrfurchtsvolles Grauen genahet war, erschien ihm nun vollends als etwas Schreckliches. „Was wird er zu meinem anmaßenden Antrag sagen? Ich, ein obskurer Beamter der vierzehnten Klasse, seine Tochter heiraten! Wie hast du dich unterstanden, wird er mir entgegenschreien, an meine Tochter zu denken! Ist das eine Braut für dich? Auf die Wache mit ihm! Vor Gericht muß er gestellt werden!“ — Wie albern solche Gedanken auch sein mochten, sie tauchten doch tatsächlich in dem verwirrten Kopfe des Jünglings auf, wie er oftmals später erzählte. Endlich faßte er sich aber, und durch das Zureden der Frau Makajewa ermutigt, zog er seine Uniform an, die auf seinem abgemagerten Körper hing wie auf einem Kleiderstocke, und begab sich zum Bizestatthalter. Den dreieckigen Hut unter dem Arm, mit zitternder Hand den widerspenstigen Degen auf der rechten Stelle haltend, vor Angst mit Mühe Atem holend, trat er in das Zimmer des ehemals lebhaften und klugen, nun aber durch die Krankheit gebrochenen, dem Tode nahen Greises. Alexei Stepanowitsch machte eine tiefe Verbeugung und blieb bei der Türe stehen. Schon dieser Anfang berührte den Kranken auf eine unangenehme Weise. „Treten Sie näher, Herr Bagrow,“ sagte er; „setzen Sie sich neben mein Bett! Ich bin schwach und kann nicht laut sprechen.“ Alexei Stepanowitsch setzte sich nach vielen Verbeugungen auf einen Sessel, der vor dem Bette stand. „Sie bewerben sich um

die Hand meiner Tochter," fuhr der Alte fort. Bagrow sprang auf, machte noch eine Verbeugung und erklärte, daß dem so sei, daß er sich erdreistet habe, ein solches Glück zu wünschen. Ich könnte hier das ganze Gespräch Wort für Wort wiedergeben, da Alexei Stepanowitsch es oft in der Folge erzählt hat; aber es enthält vieles, was dem Leser schon bekannt ist, und ich fürchte, ihn zu ermüden. Das Wesentliche bestand darin, daß Nikolai Fjodorowitsch den jungen Mann über seine Familie und über sein Vermögen befragte, ferner über seine Absichten hinsichtlich des Staatsdienstes und des zu wählenden Wohnortes; er sagte ihm, daß Sofja Nikolajewna nichts besitze als eine Mitgift von zehntausend Rubeln, zwei Familien Leibeigene und dreitausend Rubel bares Geld zur ersten Einrichtung; zum Schluß fügte er hinzu, er sei zwar überzeugt, daß Alexei Stepanowitsch als gehorsamer Sohn den Heiratsantrag nicht ohne Erlaubniß seiner Eltern gemacht habe; der Anstand fordere aber, daß letztere selbst an den Vater der Braut schreiben, und vor dem Empfange eines solchen Briefes könne keine endgültige Antwort gegeben werden. Alexei Stepanowitsch sprang immerwährend auf, verneigte sich, setzte sich wieder, war mit allem einverstanden und versprach, am folgenden Tage an Vater und Mutter zu schreiben. Nach Verlauf einer halben Stunde sagte der Alte, daß er müde sei, was auch vollkommene Wahrheit war, und entließ den jungen Mann auf eine ziemlich trockene Weise. Kaum war er fort, als Sofja Nikolajewna in das Zimmer ihres Vaters trat. Sie fand ihn mit geschlossenen Augen liegend, sein Gesicht drückte Erschöpfung und seelisches Leiden aus. Die Schritte seiner Tochter hörend, warf er ihr einen flehenden Blick zu, drückte die Hände gegen die Brust und sagte: „Sonitschka, ist es möglich, daß du ihn heiraten willst?" Sofja Nikolajewna hatte die Wirkung dieser Unterredung vorausgesehen und war auf das Schlimmste gefaßt. „Ich habe Ihnen zum voraus gesagt, lieber Vater," erwiderte sie ruhig und sanft, aber fest, „daß Alexei Stepanowitsch Ihnen beim ersten Anblicke beinahe

dumm erscheinen würde, so sehr mangelt es ihm an gesellschaftlicher Bildung, an Gewandtheit und Zuversicht. Aber ich habe ihn oft gesehen, viel mit ihm gesprochen; ich kenne ihn genau und stehe Ihnen dafür, daß er keineswegs dumm ist, ja gescheiter als viele, die über ihn lachen. Ich bitte Sie, noch ein paarmal mit ihm zu sprechen, und bin überzeugt, daß Sie meiner Meinung beipflichten werden." Der Alte blickte seiner Tochter lange, aufmerksam und scharf ins Gesicht, als wollte er in ihrer Seele etwas Geheimnes lesen, seufzte tief und willigte ein: er wollte in kurzem den jungen Mann wieder zu sich einladen und sich umständlicher mit ihm unterhalten.

Alexei Stepanowitsch sandte mit der ersten Post einen zärtlichen, ehrerbietigen Brief an seine Eltern. Er dankte ihnen dafür, daß sie ihm das Leben wiedergeschenkt hätten, und bat sie inständig, recht bald einen Brief an Nikolai Fjodorowitsch Subin zu senden und bei ihm für ihren Sohn um die Hand seiner Tochter anzuhalten; er fügte hinzu, daß die Sitte es fordere, und daß Subin ohne einen solchen Brief keine endgültige Antwort geben wolle. Die Erfüllung einer so einfachen Bitte brachte die Alten in Verlegenheit; sie waren keine geschickten Brieffschreiber; der Fall war ihnen neu, und sie wußten sich nicht darein zu finden; dabei war ihnen der Gedanke unerträglich, sich vor dem künftigen Verwandten zu blamieren, vor dem Vizestatthalter, der gewiß ein feiner, gelehrter Mann war. Eine ganze Woche lang wurde an dem Briefe geschrieben; endlich wurde er mit Not und Mühe fertig und wurde an Alexei Stepanowitsch abgeschickt. Der Brief war in der That sehr unbeholfen; es fehlten die in solchen Fällen nötigen Schmeicheleien und freundlichen Worte.

Während Alexei Stepanowitsch die Antwort auf seinen Brief erwartete, wurde er noch zweimal von Nikolai Fjodorowitsch eingeladen. Der zweite Besuch verbesserte den schlechten Eindruck nicht, den der erste gemacht hatte. Bei der dritten Unterredung aber war Sofja Nikolajewna anwesend, die, als wenn

sie nicht wußte, daß ihr Freier sich da befand, in das Zimmer ihres Vaters eintrat, nachdem sie unerwartet schnell von einem Besuche zurückgekehrt war. Ihre Anwesenheit veränderte alles; sie verstand es, Alexei Stepanowitsch gesprächig zu machen; sie wußte, worauf sie die Rede bringen mußte, um den natürlichen Verstand, die Ehrlichkeit, das sittliche Gefühl und die Herzengüte des jungen Mannes in ein vorteilhaftes Licht zu stellen. Nikolai Fjodorowitsch war augenscheinlich erfreut, wurde gegen Alexei aufmerksam und freundlich und lud ihn ein, sooft als möglich zu kommen. Als er fort war, umarmte der Alte seine Sonitschka unter tausend Tränen und Liebkosungen und nannte sie unter anderem eine Fee, welche aus der Menschenseele Schätze hervorzuzaubern vermöge, die so tief verborgen seien, daß niemand ihr Vorhandensein auch nur geahnt habe. Sofja Nikolajewna war ebenfalls sehr zufrieden; denn sie hatte kaum zu hoffen gewagt, daß ihr Bräutigam sich in einem so vorteilhaften Lichte zeigen werde.

Endlich kam der Brief mit dem formellen Heiratsantrage der Eltern an, und Alexei Stepanowitsch übergab ihn eigenhändig dem alten Nikolai Fjodorowitsch. Leider fehlte aber Sofja Nikolajewnas zauberhafte Anwesenheit und Hilfe; der Bräutigam mißfiel seinem künftigen Schwiegervater wieder, und auch mit dem Briefe war letzterer höchst unzufrieden. Am anderen Tage hatte er ein langes Gespräch mit seiner Tochter und setzte ihr ernsthaft die mißlichen Seiten einer Heirat auseinander, wenn der Mann in Hinsicht des Geistes, der Bildung und des Charakters unter der Frau stehe; er sagte, daß die Familie ihres Mannes sie nicht lieben, ja sie hassen werde, wie eben die Roheit die Bildung zu hassen pflegt; er warnte sie vor dem blinden Glauben an die Versprechungen ihres Bräutigams, da solche Versprechungen nach der Heirat selten gehalten würden und Alexei Stepanowitsch auch bei allem guten Willen sie nicht werde erfüllen können. Auf solche aus der Erfahrung geschöpften Einwände verstand Sofja Nikolajewna

mit wunderbarer Gewandtheit zu erwidern und wußte zugleich so lebhaft die Vorzüge einer Heirat mit einem liebenden, ehrlichen, guten, wenn auch schüchternen und ungebildeten Manne zu schildern, daß auch Nikolai Fjodorowitsch von ihren schönen Hoffnungen hingerissen wurde und seine volle Zustimmung gab. Sofja Nikolajewna umarmte ihren Vater zärtlich, küßte seine abgemagerten Hände, reichte ihm ein Heiligenbild, kniete vor seinem Bette nieder und empfing unter tausend Tränen seinen Segen. „Vater,“ rief das glückliche Mädchen enthusiastisch, „mit Gottes Hilfe hoffe ich, daß Sie nach einem Jahre Alexei Stepanowitsch nicht wiedererkennen werden. Das Lesen guter Bücher, der Umgang mit gebildeten Leuten, die steten Gespräche mit mir werden dasjenige ersetzen, was in seiner Erziehung versäumt worden ist; seine Blödigkeit wird vergehen; die Kunst, in Gesellschaft aufzutreten, wird sich von selbst finden.“ — „Gott gebe es!“ sagte der Alte. „Laß den Priester holen, ich will mit dir für dein künftiges Glück beten.“

Am Abend desselben Tages wurde der Bräutigam mit Frau Alakajewa und einigen alten Bekannten der Familie Subin zu dieser eingeladen und dem Bräutigam das Jawort gegeben. Keine Worte können die Wonne des Jünglings schildern! Sofja Nikolajewna erinnerte sich bis in ihr höchstes Alter dieser für ihn so glücklichen Augenblicke. Alexei Stepanowitsch warf sich Nikolai Fjodorowitsch zu Füßen, küßte seine Hände, weinte, schluchzte wie ein Kind und war der Ohnmacht nahe, so überwältigend wirkte auf ihn das Glück, das bis zum letzten Augenblick ihm als unerreichbar erschienen war. Die Braut war selbst höchst gerührt von diesem innigen Ausdruck einer tiefen, grenzenlosen Liebe.

Es wurde beschlossen, zwei Tage später die feierliche Verlobung zu vollziehen, und die ganze Stadt wurde eingeladen. In der Stadt staunte man nicht wenig; denn viele hatten dem Gerüchte nicht glauben wollen, daß Sofja Nikolajewna Subina Alexei Stepanowitsch Bagrow heirate. Nun mußte man aber



doch daran glauben und versammelte sich zu der bezeichneten Stunde, um Glück zu wünschen. Der Bräutigam strahlte vor Freude und bemerkte die zweideutige Freundlichkeit der Glückwünsche, die ironischen Mienen und Blicke nicht; aber Sofja Nikolajewna sah, bemerkte, hörte und verstand alles, obgleich man sich bemühte, in ihrer Gegenwart nichts merken zu lassen. Sie hatte im voraus gewußt, wie die Gesellschaft ihren Entschluß beurteilen würde, konnte aber nicht umhin, sich durch diese Zeichen der Mißbilligung gekränkt zu fühlen, was freilich niemand bemerkte. Sie war heiter, gegen alle freundlich, insbesondere gegen ihren Bräutigam, und schien durch ihre Wahl vollkommen beglückt. Bald wurde das Brautpaar in Nikolai Sidorowitschs Zimmer gerufen, wo die Ringe in Gegenwart weniger Zeugen gewechselt wurden. Der Alte konnte sich der Tränen nicht enthalten, während der Priester das Gebet ablas. Nach Beendigung der Zeremonie ließ er die jungen Leute sich küssen, drückte sie dann an sein Herz, und Alexei Stepanowitsch ernst ins Gesicht sehend, sagte er: „Liebe sie immer, wie du sie jetzt liebst! Gott schenkt dir ein solches Kleinod...“; er konnte nicht weitersprechen. Die nunmehr Verlobten kehrten zu den harrenden Gästen zurück, von den Zeugen der Verlobung begleitet. Alle Männer umarmten den Bräutigam und küßten der Braut die Hand; alle Damen umarmten die Braut und ließen sich von dem Bräutigam die Hand küssen. Als endlich dieser Wirrwarr zu Ende war, wurden die Verlobten nebeneinander auf das Sofa hingesezt, mußten sich noch einmal küssen und mußten wieder die Glückwünsche empfangen, die ihnen sämtliche Gäste mit Weingläsern in der Hand darbrachten. Bei den Herren machte S. J. Anitschkow die Honneurs, bei den Damen Frau Alafajewa. Alexei Stepanowitsch hatte in seinem Leben nichts getrunken außer Wasser, wurde aber bei dieser festlichen Gelegenheit überredet, ein Glas Wein zu genießen, das nur zu stark auf seinen durch Krankheit und Gemütsbewegungen erschöpften Organismus einwirkte. Er wurde außerordent-

lich lebhaft, lachte, weinte und redete vieles zur Ergötzung der Anwesenden und zur Betrübniß seiner Braut durcheinander. Die Gesellschaft belebte sich; man trank ein Glas nach dem andern; es wurde ein splendides Frühstück serviert. Man ließ es sich schmecken; es wurde noch weiter getrunken, und man trennte sich unter fröhlichem Geplauder. Der Bräutigam hatte Kopfwund bekommen, und Frau Alakajewa brachte ihn nach Hause.

Nikolai Fjodorowitsch befand sich sehr unwohl und wünschte die Hochzeit zu beschleunigen; aber da er andrerseits wollte, daß die Aussteuer mit tadelloser Pracht eingerichtet sei, so mußte man die Sache doch um ein paar Monate aufschieben. Die mütterlichen Brillanten und Perlen mußten in Moskau nach der neuen Mode gefaßt werden; es mußten von daher Silberzeug, Putzsachen und verschiedene Geschenke verschrieben werden; die gewöhnlicheren Kleider aber, die Vorhänge des Paradebettes und der schöne schwarze Damensuchspelz, dessen Fell schon längst für fünfhundert Rubel gekauft war, während man es jetzt nicht für fünftausend Rubel haben könnte, das alles wurde in Kasan gefertigt; Tischwäsche und holländische Leinwand wurde in großer Menge beschafft. Die zehntausend Rubel, die zur Aussteuer bestimmt waren, bildeten damals eine beträchtliche Summe. Vieles war zum voraus bei günstigen Gelegenheiten schon angeschafft, und wenn man das Inventar der Aussteuer liest, erstaunt man über den Luxus und zugleich über die Wohlfeilheit des Lebens am Ende des vorigen Jahrhunderts.

Das erste Geschäft nach Vollziehung der Verlobung war die Absendung von Empfehlungsbriefen an die Verwandten der Braut und des Bräutigams. Sofja Nikolajewna, die eine besondere Gabe besaß, schöne Briefe zu schreiben, schrieb an ihre künftigen Schwiegereltern einen so herzlichen Brief, daß Stepan Michailowitsch, wenn er sich auch selbst aufs Brieffschreiben nicht verstand, ihn doch sehr wohl zu würdigen wußte. Nachdem er ihn mit großem Vergnügen angehört hatte, nahm er ihn seiner Tochter Tanja aus der Hand, bemerkte mit Wohlgefallen

die schöne deutliche Schrift, las den Brief noch zweimal durch und sagte: „Ein gescheites Mädchen und gewiß auch eine warme Seele!“ Die ganze Familie ärgerte sich und schwieg. Alexandra Stepanowna allein konnte ihren Arger nicht unterdrücken, und mit einem bösen Blicke erwiderte sie: „Was sie da sagt, Vater, ist Bücherweisheit; Honig im Munde und Galle im Herzen.“ Aber der Alte sah sie zürnend an und sagte mit drohender Stimme: „Woher weißt du das? Paß auf, daß ich keine solchen Anspielungen mehr zu hören bekomme, und daß du mir mit deiner bösen Zunge die anderen nicht irremachst!“ Nach einem solchen Verweise wurden freilich alle mäuschenstill und haßten Soffja Nikolajewna noch mehr. Stepan Michailowitsch aber, noch ganz von dem Eindrucke des lebenswürdigen Briefes erfüllt, nahm selbst eine Feder und schrieb gegen alle hergebrachten Formen folgendes:

„Meine teure, meine kluge künftige Schwiegertochter! Da Du uns alte Leute, ohne uns zu sehen, so liebgewonnen hast und so hoch achtest, so haben auch wir Dich liebgewonnen. Und wenn wir uns sehen, werden wir uns, so Gott will, noch lieber haben, und wir werden Dich als unsere Tochter betrachten und unsere Freude haben an dem Glücke unseres Alexei.“

Soffja Nikolajewna verstand es auch, diese ungekünstelten Worte eines alten Mannes zu würdigen. Sie hatte ihn wirklich nach allem, was sie von ihm hörte, liebgewonnen. Die Braut hatte keine Verwandten, an die Alexei Stepanowitsch hätte schreiben müssen. Sie wünschte aber, daß ihr Bräutigam an ihren Freund und den Beschützer ihrer Brüder A. F. Anitschkow schreibe; natürlich war der Bräutigam sogleich bereit, ihren Wunsch zu erfüllen. Soffja Nikolajewna traute Alexei Stepanowitsch kein besonderes Talent im Brieffschreiben zu und äußerte den Wunsch, das Geschriebene vor der Absendung durchzusehen. Himmel! was mußte sie lesen! Alexei Stepanowitsch, der viel von Anitschkows Gelehrsamkeit gehört hatte, war auf den Einfall geraten, einen recht schönen Brief zu schreiben, und

hatte aus irgendeinem Romane so wunderliche Phrasen geschöpft, daß unter anderen Umständen Sofja Nikolajewna gelacht hätte, nun aber das Blut in die Wangen steigen fühlte und vor Scham weinen mußte. Anfangs wußte sie gar nicht, wie sie aus dieser schwierigen Lage herauskommen solle, besann sich aber nicht lange und entwarf selbst einen Brief an Anitschkow, den sie ihrem Bräutigam abzuschreiben gab, nachdem sie ihm gesagt hatte, daß er infolge mangelnder Gewöhnung, mit unbekanntem Leuten zu korrespondieren, einen Brief geschrieben habe, der Anitschkow mißfallen könne. Indem sie das sagte, fühlte sie sich für ihren Bräutigam tief beschämt, ihre Stimme zitterte, und es fiel ihr schwer, sich zu beherrschen; der Bräutigam aber war von dem Vorschlage entzückt. Er las den Brief durch, fand ihn herrlich, bewunderte die Verfasserin und bedeckte ihre Hände mit Küssen. Aber dieser erste Schritt zur Geringschätzung ihres künftigen Mannes und zu der Macht über ihn, nach der sie sich gesehnt hatte, fiel ihr doch recht schwer.

Da er wußte, daß die Eltern wenig Geld hatten und zur Sparsamkeit gezwungen waren, bat Alexei Stepanowitsch in einem Briefe an sie nur um eine bescheidene Geldsumme; er vermochte auch Frau Makajewa, einen Brief hinzuzufügen, um die Mäßigkeit seiner Ansprüche und die Notwendigkeit einer gewissen Geldsumme zur Deckung der Hochzeitskosten zu bezeugen. Er bat nur um achthundert Rubel. Frau Makajewa aber forderte fünfzehnhundert. Die Alten antworteten, daß sie nicht so viel Geld hätten und ihm ihre letzten dreihundert Rubel schickten; die übrigen fünfshundert Rubel, schrieben sie, solle er sich von irgend jemand borgen, wenn er sie notwendig brauche. Sie fügten übrigens hinzu, daß sie ihm vier Pferde, einen Kutscher, einen Vorreiter, einen Koch und eine Provision Eßwaren zuschicken wollten. Auf Frau Makajewas Brief aber antworteten sie nicht, da sie über ihre übermäßige Forderung erzürnt waren. An der Sache war nichts zu ändern. Alexei Stepanowitsch dankte seinen Eltern für ihre Güte und borgte fünfshundert

Rubel. Aber da es noch immer zu wenig war, ließ ihm Frau Makajewa, ohne Wissen seiner Eltern, noch fünfhundert.

Unterdessen wurden die Besuche des Bräutigams immer häufiger und länger, seine Gespräche mit der Braut immer ungewzogener. Da sah Soffja Nikolajewna erst ein, wie viele Schwierigkeiten ihr bevorstanden; da lernte sie erst ihren Bräutigam wirklich kennen! Freilich hatte sie sich nicht darin getäuscht, daß sie ihm einen natürlichen Verstand, ein gutes Herz und eine unerschütterliche Ehrlichkeit zugeschrieben hatte; aber in allem übrigen trat ihr eine solche Begrenztheit des Gesichtskreises, eine solche Kleinlichkeit der Interessen, ein solcher Mangel an Selbstgefühl und Selbständigkeit entgegen, daß nicht selten ihr fester Wille und ihr frischer Mut wankend wurden; nicht selten verzweifelte sie an der Ausführbarkeit ihres Vorhabens, streifte den Verlobungsring von ihrem Finger ab, legte ihn vor dem Bild der Gottesmutter nieder und rief unter bitteren Tränen die Himmlische um Rat und Hilfe an. Wir wissen schon, daß sie so in allen wichtigen Angelegenheiten ihres Lebens zu tun pflegte. Wenn sie auf solche Weise gebetet hatte, fühlte sich Soffja Nikolajewna gestärkt und beruhigt, sah diese Gefühle als eine Gabe von oben an, steckte den Ring wieder auf den Finger und ging ruhig und heiter in den Salon, wo der Bräutigam ihrer harrete. Ihr kranker Vater befand sich unterdessen mit jedem Tage schlimmer und schwächer. Seine Tochter versicherte ihm, daß sie immer neue liebenswürdige Eigenschaften bei ihrem Bräutigam entdeckte, und daß sie fest überzeugt sei, ihr Glück mit ihm zu finden. Die lange Krankheit hatte den scharfen Geist Nikolai Fjodorowitschs geschwächt. Er glaubte nicht nur an die Aufrichtigkeit seiner Tochter, sondern kam auch selbst zu der Überzeugung, daß ihr Glück gesichert sei. „Gott sei Dank!“ sagte er oft; „nun kann ich ruhig sterben.“

Die Hochzeit rückte heran. Die Aussteuer war fertig geworden. Auch der Bräutigam hatte das Nötige vorbereitet, oder richtiger Frau Makajewa, die ihn gänzlich in Händen hielt. Die

gescheite Dame hatte bis dahin keine Ahnung davon gehabt, wie wenig Alexei Stepanowitsch die gewöhnlichsten Regeln des Anstandes kannte. Ohne ihre Hilfe hätte er Unschicklichkeiten begangen, die seine Braut vollends in Verzweiflung gebracht hätten. So wollte er ihr zum Beispiel an ihrem Namenstage Zeug zu einem Kleide schenken, das höchstens für ihr Dienstmädchen gepaßt hätte. Er beabsichtigte zur Trauung in einem uralten Vehikel zu fahren, das die ganze Stadt zum Lachen gebracht hätte; und so weiter. Das waren freilich im Grunde Kleinigkeiten; aber Sofja Nikolajewna hätte es nicht ertragen, wenn ihr Bräutigam zum Gespött der vornehmen Gesellschaft in Ufa geworden wäre. Natürlich wurde der Ausfühung dieser Einfälle durch Frau Makajewa vorgebeugt, oder richtiger durch die Braut selbst, da die Alte alles mit ihr besprach. Sofja Nikolajewna sagte ihrem Bräutigam im voraus, er möge sich nicht bemühen, ihr etwas zum Namenstage zu schenken, da sie Namenstagsgeschenke nicht leiden könne. Für die Hochzeit ließ sie eine neue englische Kutsche kaufen, die der Ufasche Gutsbesitzer Mursachanow soeben aus Petersburg mitgebracht hatte, wo er in Zeit von einigen Monaten sein ganzes Geld vergeudet und verspielt hatte. Für diese Kutsche wurden dreihundertfünfzig Rubel in Assignaten bezahlt. Das Geld nahm Sofja Nikolajewna aus ihrer eigenen Kasse und sandte die Kutsche als ein Geschenk ihres Vaters dem Bräutigam zu, indem sie ihn bitten ließ, den Kranken nicht durch seine Dankagung zu belästigen. Auf ähnliche Weise wurden auch andere Schwierigkeiten beseitigt. Alexei Stepanowitsch und seine Braut schrieben an die alten Bagrows und luden sie in ihrem eigenen Namen und im Namen Nikolai Fjodorowitschs dringend zur Hochzeit ein. Dazu mochten aber die durch ländliche Ungezwungenheit verwöhnten alten Leute nicht kommen. Die Stadt und die städtische Gesellschaft flößten ihnen Furcht ein. Auch die Töchter wollten nicht hin; aber Stepan Michailowitsch fand es unpassend und befahl, daß Alexandra und Jelisaweta

der Hochzeit beiwohnen sollten. Erhkin befand sich in Dienstangelegenheiten in Drenburg; aber Iwan Petrowitsch Karatajew begleitete seine Frau nach Ufa. Die Ankunft dieser unerwarteten und ungebetenen Gäste verursachte für Sofja Nikolajewna viele Unannehmlichkeiten. Ihre künftigen Schwägerinnen, von Natur klug und listig und gegen sie feindlich gestimmt, verhielten sich gegen sie kalt und abstoßend, oft geradezu unhöflich. Sofja Nikolajewna wußte zwar, wie wenig Freundlichkeit sie von den Schwestern ihres Bräutigams zu erwarten habe; nichtsdestoweniger hielt sie es für ihre Pflicht, ihnen herzlich und freundschaftlich entgegenzukommen; doch sah sie schließlich ein, daß es eine vergebliche Mühe sei, und daß ihr liebenswürdiges Betragen ihre Feindinnen nur noch rücksichtsloser mache. Sie zog sich daher in die Schranken kühler Höflichkeit zurück, was sie dennoch vor jenen niederträchtigen Anspielungen und Anzüglichkeiten nicht schützen konnte, die man nicht umhin kann zu verstehen, und die man doch nicht auf sich beziehen darf, wenn man sich nicht eine Blöße geben will. Diese feige Art der Anspielungen, die jetzt durch die zunehmende Bildung in die Gesellschaftskreise der Kleinbürger, Dienstmädchen und Lakaien zurückgedrängt ist, war damals unter dem Landadel, der seiner Dienerschaft an Sitten und Bildung so nahe stand, nur zu gebräuchlich. Und habe ich das Recht zu sagen, daß sie zurückgedrängt sei? Existiert sie nicht vielmehr noch jetzt in unseren Kreisen, obschon in einer gewandteren, verfeinerten Form?

Natürlich konnten die Schwestern des Bräutigams, die garstigen Vogelscheuchen, wie man sie nannte, der Gesellschaft von Ufa nicht gefallen. Was Iwan Petrowitsch Karatajew betrifft, der vollends zum Baschkiren geworden war und vom frühen Morgen an der Gesundheit wegen bitteren Schnaps einzunehmen pflegte, so empfahl er sich bei Sofja Nikolajewna, als er sie zum erstenmal sah, folgendermaßen: er küßte ihr dreimal die Hand und rief mit dem Enthusiasmus eines echten Baschkiren: „Bohtausend! welch ein Blitzmädel unser Alexei

erwischt hat!“ Viele Tränen mußte die arme Soffja Nikolajewna verschlucken wegen der böshaften Äußerungen ihrer künftigen Schwägerinnen und der rohen Liebeshwürdigkeiten des künftigen Schwagers. Das Traurigste dabei war, daß Alexei Stepanowitsch nichts davon merkte und mit dem Betragen der Schwestern gegen Soffja Nikolajewna ganz zufrieden schien, was dieser nicht wenig Betrübniß und Sorge um die Zukunft verursachte. Jene bössartigen Schlangen ließen keinen Augenblick unbenutzt, um ihr Gift in die reine Seele ihres Bruders zu gießen, in dessen Wohnung sie logierten, und sie taten es so geschickt, daß Alexei Stepanowitsch ihre Ränke nicht bemerkte. Tausend Anspielungen auf den Stolz seiner Braut, auf ihre Armut, die sich unter Gold und Seide versteckte, auf seine gänzliche Unterordnung unter ihre Launen klangen ihm immerwährend in die Ohren. Vieles bemerkte, vieles verstand er nicht; aber manches traf doch das Ziel, machte ihn irre und brachte ihn in eine unruhige Stimmung. Alle diese verdeckten Umtriebe und manchmal auch offene Anfälle geschahen unter der Maske des Anteils und der Freundschaft. „Du siehst sehr mager aus, Brüderchen,“ sagte Jelisaweta Stepanowna. „Das kommt vom ewigen Laufen; Soffja Nikolajewnas Aufträge lassen dir keine Ruhe. Jetzt bist du eben müde und hungrig aus der Golubinajastraße<sup>1</sup> gekommen und eilst schon wieder zur Braut, ohne dir die Zeit zu nehmen, etwas zu genießen. Du weißt gar nicht, wie leid du uns tust . . .“ und heuchlerische Tränen oder wenigstens Blinzeln und Gebrauch des Taschentuches vollendeten die verfängliche Rede. „Nein,“ rief Alexandra Stepanowna, sich leidenschaftlich ins Gespräch mischend, „ich kann es nicht länger aushalten. Ich weiß, daß du uns zürnen wirst, Brüderchen, vielleicht gar aufhören wirst, uns zu lieben. Der Wille Gottes geschehe! Aber die Wahrheit will ich doch sagen: du hast dich ganz verändert; du schämst dich deiner Schwestern, du vernachlässigst uns; du denkst nur

<sup>1</sup> Eine entlegene Straße in Ufa. (Anmerkung des Verfassers.)



an deine Soffa Nikolajewna; deine einzige Sorge ist, ihr nicht zu mißfallen. Du bist ihr Sklave geworden, ihr Leibeigener! Und was soll man dazu sagen, daß sogar diese alte Hexe, diese Alakajewa, mit dir schaltet und waltet, wie es ihr beliebt: ‚Fahre dahin, kaufe dieses, erkundige dich nach jenem!‘ Und sie fordert noch, daß alles schnell geschehe, und erlaubt sich, dir Verweise zu geben! Uns aber achtet sie für nichts; es fällt ihr auch gar nicht ein, uns um Rat zu fragen.“ Alexei Stepanowitsch fand keine Worte, um die langen Reden zu widerlegen. Er sagte nur, er habe seine Schwestern lieb und werde sie immer liebhaben; aber er müsse jetzt zu Soffa Nikolajewna fahren; worauf er seinen Hut nahm und sich schleunig entfernte. „Laufe nur,“ schrie ihm die boshafte Alexandra Stepanowna nach, „laufe nur, daß du dich nicht verspätest; sonst wird sie böse und läßt dich nicht ihr die Hand küssen!“ Solche Szenen wiederholten sich immerwährend und konnten nicht ohne Wirkung bleiben. Soffa Nikolajewna bemerkte bald, daß ihr Bräutigam seit der Ankunft seiner Schwestern sich verändert habe. Er schien verlegen, erfüllte ihre Aufträge minder pünktlich und war weniger in ihrer Nähe. Soffa Nikolajewna sah sehr wohl den wahren Grund dieser Veränderung ein. Auch Frau Alakajewa, mit der sie in nahe, freundschaftliche Beziehungen getreten war, und die alles wußte, was in Alexei Stepanowitschs Wohnung vorging, brachte ihr fortwährend genaue Nachrichten. Soffa Nikolajewna hatte eine zu rasche und leidenschaftliche Natur, um eine Sache aufschieben zu können, die ihr notwendig schien. Sie urteilte sehr richtig, daß man dem schädlichen Einflusse der Schwestern nicht Zeit lassen dürfe, tiefere Wurzeln zu schlagen, daß es notwendig sei, dem Bräutigam die Augen zu öffnen und seine Liebe und seinen Charakter auf eine entscheidende Probe zu stellen. Wenn die Probe ungünstig ausfiel, war es besser, vor der Hochzeit auseinanderzugehen als ihr Schicksal mit einem willenlosen Wesen zu vereinen, das, wie sie sich ausdrückte, „weder Schutz gegen Sonne, noch Ob-

dach gegen Regen" gewähren konnte. Eines Morgens früh ließ sie ihren Bräutigam zu sich kommen, schloß sich mit ihm in den Salon ein, befahl, niemanden einzulassen, und wandte sich mit folgenden Worten an den vor Schrecken blaß gewordenen jungen Mann: „Hören Sie mich aufmerksam an! Ich will Ihnen jetzt aufrichtig sagen, was ich auf dem Herzen habe, und bitte Sie, mir mit gleicher Offenheit zu antworten. Ihre Schwestern können mich nicht leiden und haben alle Mittel aufgeboten, um Ihre Eltern gegen mich einzunehmen. Das haben Sie mir selbst gesagt. Aber Ihre Liebe zu mir hat alle Hindernisse überwunden. Ihre Eltern haben Ihnen ihren Segen gegeben, und ich habe mich entschlossen, Sie zu heiraten, trotz des Hasses Ihrer ganzen Familie. Ich hoffte einen Schutz zu finden in Ihrer Liebe und in meinem Bestreben, die schlechte Meinung, die man von mir hegt, zu vernichten. Ich sehe jetzt ein, daß ich mich getäuscht habe. Sie haben selbst gesehen, wie ich Ihre Schwestern empfangen habe, mit welcher Aufmerksamkeit, mit welcher Freundlichkeit. Durch ihr unzartes Betragen haben sie mich genötigt, mich von ihnen fernzuhalten; aber sie haben mir nicht ein unverbindliches Wort vorzuwerfen. Was ist die Folge davon gewesen? Kaum ist eine Woche verfloßen, seit Ihre Schwestern hier sind, und schon hat sich Ihr Betragen gegen mich geändert. Sie vergessen oder wagen es nicht, das zu erfüllen, was Sie mir versprechen; Sie bringen weniger Zeit mit mir zu; Sie sind zerstreut, verstimmt; Sie sind gegen mich kälter geworden. Suchen Sie es nicht zu leugnen; suchen Sie sich nicht zu entschuldigen; das wäre unredlich. Ich weiß, daß Sie mich immer noch lieben; aber Sie fürchten sich, Ihre Liebe zu zeigen; Sie fürchten sich vor Ihren Schwestern und sind darum verlegen und vermeiden sogar, mit mir allein zu bleiben. Was ich sage, ist vollkommen wahr; Sie wissen es selbst. Sagen Sie nun, welches Zutrauen kann ich zu der Dauer Ihrer Liebe haben? Und kann ein Gefühl Liebe genannt werden, das sich furchtsam verbirgt, weil Ihre Braut

Ihren Schwestern mißfällt, was Sie doch schon lange gewußt haben? Was würde denn geschehen, wenn ich auch Ihren Eltern mißfallen sollte und sie mich mit mißgünstigen Augen ansehen sollten? Da würde Ihre Liebe wohl gänzlich vergehen? Nein, Alexei Stepanowitsch, so lieben, so handeln Ehrenmänner nicht. Da Sie wußten, daß Ihre Verwandten mich nicht leiden können, hätten Sie in deren Gegenwart Ihre Aufmerksamkeit, Ihre Zärtlichkeit gegen mich verdoppeln müssen. Dann hätten sie es nicht gewagt, den Mund aufzutun. Statt dessen gestatten Sie ihnen, mich in Ihrer Gegenwart zu verunglimpfen. Ich weiß alles, was sie Ihnen von mir zu sagen pflegen. Ich schließe aus alledem, daß Ihre Liebe eine leere Empfindelei ist, daß auf Sie kein Verlaß ist, und daß es für uns beide besser ist, uns jetzt zu trennen als unser lebelang unglücklich zu sein. Überlegen Sie sorgsam, was ich Ihnen gesagt habe. Ich gebe Ihnen dazu zwei Tage Zeit. Fahren Sie fort, uns zu besuchen; aber zwei Tage lang werden wir uns nur vor Zeugen sehen, und ich werde Sie nicht an das heutige Gespräch erinnern. Dann aber werde ich Sie als einen ehrlichen Menschen auf Ihr Gewissen fragen, ob Sie sich stark genug fühlen, um mich gegen Ihre Verwandten und jeden, der mir feindlich entgegentreten könnte, zu schützen; ob Sie Ihre Schwestern dazu zwingen können, mich, wenn ich auch nicht da bin, in Ihrer Gegenwart mit ihren böshaftern Anspielungen zu verschonen. Ein Bruch eine Woche vor der Hochzeit ist zwar für jedes wohlherzogene junge Mädchen ein großes Unglück; aber lieber will ich es mit einemmal ertragen als mein lebelang Dual leiden. Sie wissen, daß ich in Sie nicht verliebt bin; aber ich fing an, Sie zu lieben, und gewiß wäre meine Liebe viel stärker und beständiger gewesen als die Ihrige. Leben Sie wohl! Heute und morgen sind wir einander fremd." Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer und machte die Thür hinter sich zu. Alexei Stepanowitsch, der schon längst die hellen Tränen in den Augen hatte und mehrmals

etwas hatte sagen wollen, war nicht zu Worte gekommen. Wie vom Donner getroffen stand er da und konnte sich nicht fassen. Endlich wurde der Gedanke, daß er seine angebetete Sofja Nikolajewna verlieren könne, seinem Geiste erschreckend deutlich und erweckte in ihm den Mut und die Energie, die zuweilen auf kurze Zeit auch die schwächsten, schlaffsten Naturen beleben. Er eilte nach Hause, und als seine Schwestern, durch das unruhige und bekümmerte Aussehen des Bruders keineswegs gerührt, ihn mit den gewöhnlichen boshaften Scherzen empfangen, geriet Alexei Stepanowitsch in Wut und gab ihnen einen Verweis, der ihnen ordentlich Furcht einjagte. Der Zorn eines gewöhnlich sanften und geduldigen Menschen hat etwas Schreckliches. Alexei Stepanowitsch sagte unter anderem seinen Schwestern, daß, wenn sie sich unterständen, in seiner Gegenwart nur noch ein beleidigendes Wort über seine Braut oder ihn selbst auszusprechen, er sogleich in eine andere Wohnung ziehen und aufhören wolle, sie zu sehen, und alles dem Vater schreiben werde. Das war genug. Alexandra Stepanowna erinnerte sich noch sehr wohl des Verweises, den sie vom Vater bekommen hatte. Sie wußte sehr wohl, welchen Sturm die Klage ihres Bruders erregen würde, und welche schrecklichen Folgen zu erwarten wären. Beide Schwestern warfen sich Alexei Stepanowitsch um den Hals, weinten, baten um Verzeihung, bekreuzten sich und schwuren, daß nie mehr so etwas vorkommen würde; daß sie selbst Sofja Nikolajewna von Herzen lieb hätten, und daß sie nur aus Sorge um seine Gesundheit, und um ihn von den vielen mühseligen Besorgungen abzubringen, sich die dummen Späße erlaubt hätten. Noch am selben Tage fuhren sie zu Sofja Nikolajewna und machten ihr eifrig den Hof. Sie verstand sehr wohl, was das zu bedeuten habe, und triumphierte. Der Gemütszustand ihres Bräutigams war unterdessen wirklich beklagenswert. Seine Liebe, die in der letzten Zeit durch das häufigere Zusammensein mit Sofja Nikolajewna, durch ihre schlichte, ungezwungene

Freundlichkeit und durch den Hinblick auf die nahe Hochzeit ruhiger und stiller geworden war, die sich gewissermaßen vor dem Spott der Schwestern zu verbergen angefangen hatte, die flammte nun wieder mit so wilder Kraft auf, daß er für den Augenblick fähig war, alles aufzuopfern, alles zu vollbringen, sogar Heldentaten. Das alles sprach sich lebhaft in seinem schönen Gesichte aus und glänzte in seinen Blicken, wenn er im Verlaufe der endlosen zwei Tage vor Soffja Nikolajewna erschien. Es wurde ihr schwer, sich eines aufmunternden Wortes oder Blickes zu enthalten; aber sie hielt ihren Vorsatz fest, die Zeit der Prüfung nicht abzukürzen. Sie selbst war über die Aufregung, über das Mitleid erstaunt, das sie empfand. Sie fühlte nun, daß sie wirklich diesen anspruchlosen, schüchternen Jüngling liebe, der ihr so grenzenlos ergeben war, der nicht gezaudert hätte zu sterben, wenn sie sich von ihm losgesagt hätte. Endlich waren diese langen zwei Tage vorüber. Am dritten war Alexei Stepanowitsch schon frühmorgens im Subinschen Salon, auf seine Braut harrend; die Thür ging auf, und Soffja Nikolajewna trat ein, schöner und lieblicher als jemals, mit einem sanften Lächeln um die Lippen und mit Augen, die so viel Liebe ausdrückten, daß Alexei Stepanowitsch bei ihrem Anblick, wie sie, die Hand freundlich ausstreckend, auf ihn zukam, für einen Augenblick gänzlich die Sinne verlor und kein Wort auszusprechen vermochte; bald besann er sich aber, und ohne die ihm gebotene Hand zu nehmen, sank er seiner Braut zu Füßen und machte mit glühender Beredsamkeit, unter tausend Tränen, seinem gepreßten Herzen Luft. Soffja Nikolajewna ließ ihn nicht zu Ende reden; sie hob ihn auf und sagte ihm, daß sie nun an seine Liebe glaube und sie teile; daß sie allen seinen Versprechungen traue und ohne Furcht ihr Schicksal in seine Hände lege. Sie war gegen ihn so freundlich, wie sie es noch nie gewesen war, und bediente sich so zärtlicher Ausdrücke, wie sie es noch nie getan hatte.

Es blieben nur noch fünf Tage bis zur Hochzeit übrig. Alle Vorbereitungen waren bereits beendet, und die Braut und der Bräutigam konnten ungestört die Zeit zusammen verbringen. Schon fünf Monate waren seit der Verlobung verflossen, und Sofja Nikolajewna, dem Vorsatze treu, ihren Bräutigam neu zu erziehen, hatte keine passende Gelegenheit versäumt, um ihm die moralischen Begriffe beizubringen, die ihm fehlten, um in ihm das Klar zu machen und zu entwickeln, was er nur verworren und dunkel zu fühlen und zu denken vermochte, um die falschen Ansichten aus seinem Geiste zu tilgen, die ihm seine bisherige Umgebung beigebracht hatte. Sie veranlaßte ihn auch, manche Bücher zu lesen, und wußte, wenn von dem Gelesenen die Rede war, ihm sehr geschickt das Mißverständene zu erläutern, unsichere Ansichten zu befestigen, bloße Meinungen mit dem wirklichen Leben zu vergleichen. Aber schwerlich hatte Sofja Nikolajewna im Verlaufe dieser fünf bewegten Monate so viel Neues mit ihrem Bräutigam besprochen, wie im Verlaufe dieser fünf Tage; insolge des eben erwähnten Vorfalls waren die Geistesfähigkeiten des Jünglings so geschärft, so gehoben, daß er alles mit besonderer Lebhaftigkeit und Wärme in sich aufnahm. Ich selbst kann freilich jetzt nicht beurteilen, welche Wirkung diese Moralpädagogik hervorbrachte. Ich kann nur die Aussage der beiden beteiligten Personen hier referieren, die beide in der Folge zu versichern pflegten, Alexei Stepanowitsch sei in dieser Zeit förmlich wiedergeboren worden. Ich glaube es gerne, besitze aber Beweise dafür, daß Alexei Stepanowitschs Fortschritte auf dem Gebiete des gesellschaftlichen Anstandes nicht groß gewesen sind. So weiß ich zum Beispiel, daß er noch am Tage vor der Hochzeit seiner Braut großen Ärger gemacht hat, und daß ihr Zorn auf seine sanfte Seele von anhaltender Wirkung gewesen ist. Die Sache trug sich folgendermaßen zu. Bei Sofja Nikolajewna waren eben zwei vornehme Damen zum Besuch. Plötzlich tritt ein Diener ein mit einem in Papier gewickelten Päckchen in der Hand

reicht es Sofja Nikolajewna und meldet, Alexei Stepanowitsch habe es durch seinen Kutscher übersendet und lasse Sofja Nikolajewna sagen, sie möge schnell eine Haube für Alexandra Stepanowna machen. Sofja Nikolajewna, die ihr Bräutigam erst vor einer halben Stunde verlassen hatte, ohne ein Wort von diesem sonderbaren Auftrage zu sagen, fühlte sich beleidigt. Die vornehmen Damen, die im ersten Augenblick das Paket für ein Geschenk des Bräutigams anzusehen schienen, verbargen nicht ein ironisches Lächeln, und die Braut, die ihre Selbstbeherrschung verlor, befahl, das Paket zurückzutragen und Alexei Stepanowitsch zu sagen, er möge sich an die Putzmacherin wenden; ihr sei die Arbeit gewiß aus Versehen gebracht worden. Die Sache verhielt sich indessen ganz einfach. Der Bräutigam hatte, als er nach Hause zurückkehrte, seine Schwester in großer Verlegenheit gefunden: die Putzmacherin, bei der sie die Festhaube für den Hochzeitstag bestellt hatte, war plötzlich krank geworden und hatte ihr das ganze Material zurückgesandt. Alexei Stepanowitsch, der oft gesehen hatte, wie geschickt seine Braut Kopfsputz anzufertigen wußte, wollte seiner beunruhigten Schwester behilflich sein und befahl seinem Diener, sogleich mit dem erwähnten Paket zu Sofja Nikolajewna zu laufen und sie ergebenst zu bitten, aus diesem Material einen Kopfsputz für Alexandra Stepanowna zu machen. Der Diener hatte etwas anderes zu tun und übergab den Auftrag dem Kutscher, und so wurde aus der gehorsamen Bitte ein Befehl. Alexei Stepanowitsch eilte zu der Braut, um die Sache zu erklären, und nahm das unglückselige Päckchen wieder mit. Sofja Nikolajewna, deren erste Aufwallung sich noch nicht gelegt hatte, geriet in noch größeren Zorn, als sie ihren Bräutigam mit dem wohlbekannten Päckchen in der Hand erblickte, und sagte viele ungehörige, bittere und beleidigende Worte. Der Bräutigam war ganz verblüfft und fassungslos, verteidigte sich schlecht und war tiefgekränkt. Sofja Nikolajewna sandte das Material zu einer bekannten Putzmacherin. Sie fühlte, daß sie zu weit ge-

gangen sei, und bemühte sich sogleich, ihre übereilten Äußerungen wieder gutzumachen. Aber zu ihrem Erstaunen wollte es nicht gehen. Alexei Stepanowitsch war durch diesen Auftritt zu tief erschüttert worden, und trotz aller Bemühungen der Braut, ihn zu beruhigen und aufzuheitern, behielt sein Wesen etwas Trauriges und Beklommenes.

Der 10. Mai 1788 war herangekommen, der Tag, der für die Hochzeit bestimmt war. Der Bräutigam kam morgens zu der Braut, und Sofja Nikolajewna, schon durch die gestrigen Vorfälle verstimmt, bemerkte zu ihrem Leidwesen, daß der traurige Ausdruck des vorigen Tages von Alexei Stepanowitschs Gesicht nicht gewichen sei. Sie hatte sich daran gewöhnt, sich Alexei Stepanowitsch an diesem Tage überglücklich zu denken, wo sich endlich sein lange gehegter Wunsch erfüllen sollte, und nun erschien er vor ihr mit nachdenklichem, sogar betrübtem Gesichte. Sie sagte es ihrem Bräutigam, und er wurde noch befangener. Natürlich beteuerte er, er sei der Glücklichsste der Sterblichen usw.; aber die hochklingenden, gewöhnlichen Phrasen, die sie sonst aus seinem Munde so oft mit Vergnügen gehört hatte, schienen ihr nun hohl und erzwungen. Bald trennten sie sich, um sich erst in der Kirche wiederzusehen, wo um sechs Uhr abends der Bräutigam die Braut erwarten sollte.

Quälende Zweifel erwachten in Sofja Nikolajewnas Seele. Konnte sie von ihrer Ehe Glück erwarten? Dunkle Ahnungen beängstigten ihren regen Geist. Sie warf sich ihre Leidenschaftlichkeit vor, ihre bitteren Reden; war nicht die Veranlassung dazu ganz nichtig gewesen, mußte sie nicht auf dergleichen Unschicklichkeiten von seiten ihres Bräutigams gefaßt sein? Dergleichen war auch sonst mehrmals vorgekommen; aber bei dem eben erzählten Vorfalle hatte der unglückliche Umstand, daß zwei gegen Sofja Nikolajewna feindlich gestimmte Damen zugegen waren, dahin gewirkt, ihr Ehrgefühl zu verletzen und ihre natürliche Reizbarkeit bis aufs höchste zu steigern. Sie



fühlte, daß sie Alexei Stepanowitsch gekränkt habe, sah ihr Unrecht ein, konnte aber nicht umhin, zugleich in tiefster Seele zu fühlen, daß sie wieder in dasselbe Unrecht verfallen könne. Die ungeheure Schwierigkeit ihres Unternehmens, der Umbildung eines siebenundzwanzigjährigen Mannes, kam ihr von neuem zum Bewußtsein. Ein ganzes Leben an der Seite eines ihr ungleichen Mannes, den sie trotz aller Liebe nicht völlig achten konnte, ein ewiger Konflikt zwischen unvereinbaren Gefühlen und Meinungen, die Unmöglichkeit eines gegenseitigen Verständnisses, das war die Perspektive, die das arme Mädchen vor sich hatte, und ihr fester Wille begann zu wanken; ein ihr bis dahin unbekanntes Gefühl, der Zweifel an den eigenen Kräften, schlich sich in ihre Seele. Was war aber zu tun? Sollte sie noch am Hochzeitstage ihren Bräutigam ausschlagen zum unsäglichen Kummer ihres alten Vaters, der sich schon an den beruhigenden Gedanken gewöhnt hatte, seine Tochter als glücklich versorgt zu betrachten? Sollte sie ihren Feinden und insbesondere den vornehmen Damen diese Freude machen, sich dem Geflatsch, den albernen Deutungen, vielleicht den Verleumdungen der ganzen Stadt preisgeben? Sollte sie dem Menschen das Herz brechen, der sie so innig liebte? Und das alles nur aus Furcht, den Plan nicht ausführen zu können, den sie doch schon so oft durchdacht, dessen Verwirklichung ihr zum Teil so glänzend gelungen war! „Nein, das darf nicht sein! Gott wird mir helfen, die Gottesmutter zu Smolensk wird meine Helferin sein und mir die Kraft geben, meine heillose Hestigkeit zu bezwingen.“ So dachte Sofja Nikolajewna, und das Gebet gab ihr Mut und Ruhe wieder.

Die Kirche zu Mariä Himmelfahrt war ganz in der Nähe des Subinschen Hauses und war damals von einem freien Platze umgeben. Lange vor sechs Uhr drängten sich schon Neugierige aus dem Volke an sie heran. Vor dem Portal des Subinschen Hauses standen die Equipagen der Personen, die man eingeladen hatte, die Braut zu geleiten; die übrige Gesell-

schaft versammelte sich in der Kirche. Die Braut wurde zur Hochzeit gepuzt. Der kleine Bruder, der dreijährige Nikolinka, dessen Geburt seiner Mutter das Leben gekostet hatte, zog nach hergebrachter Sitte der Schwester die Schuhe an, versteht sich mit Hilfe der Kammerjungfern. Kurz vor sechs Uhr war die Toilette der Braut vollendet, und nachdem ihr der Vater den Segen gegeben hatte, erschien sie im Salon. Der reiche Hochzeitschmuck verlieh ihrer Schönheit einen neuen Glanz. Der Weg, von dem Hause des Bräutigams zur Kirche führte bei den Fenstern des Salons vorüber, und Sofja Nikolajewna sah ihn in der mit vier schönen Pferden aus dem Bagrowschen Gestüte bespannten englischen Kutsche vorbeifahren. Sie hatte sogar noch Zeit, ihrem Alexei freundlich zuzuwinken, der sich aus dem Wagen herausbog und durch das geöffnete Fenster des Salons hereinsah. Es folgten bald die Schwestern des Bräutigams, Frau Alakajewa und die Herren, die ihn zur Kirche geleiten sollten. Sofja Nikolajewna wollte den Bräutigam nicht warten lassen, und trotz aller Einreden bestand sie darauf, ohne Verzug nach der Kirche zu fahren. Sofja Nikolajewna trat ruhig und fest in die Kirche, reichte ihrem Bräutigam mit freundlichem Lächeln die Hand, wurde aber durch den traurigen Ausdruck seines Gesichts verstimmt, und alle mußten bemerken, daß Braut und Bräutigam während der Zeremonie nicht heiter aussahen. Die Kirche war glänzend erleuchtet und voller Zuschauer. Die bischöflichen Sänger schonten ihre Stimmen nicht. Die Hochzeit konnte in jeder Hinsicht eine reiche und glänzende genannt werden. Nach Beendigung der Zeremonie wurde das junge Ehepaar von den Hochzeitsgästen nach dem Subinschen Hause geleitet. Hier begann sogleich der Tanz, der bis zum reichen, aber frühen Abendessen dauerte. Alle Gäste, die das Recht hatten, in Nikolai Fjodorowitschs Zimmer zu dringen, brachten ihm ihre Glückwünsche dar. An den folgenden Tagen ging alles zu, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt; Diner, Ball, Visiten, und wieder

Diner und wieder Ball, kurz alles, wie es noch heutzutage sogar in den Hauptstädten gebräuchlich ist.

Der traurige Schatten, der am Hochzeitstage die Gesichter der jungen Eheleute umwölkt hatte, war längst verschwunden. Sie waren vollkommen glücklich. Niemand konnte sie ohne Wohlgefallen ansehen, und oft wurde der Ausruf wiederholt: „Welch ein herrliches Pärchen!“ Nach einer Woche beabsichtigten sie nach Bagrowo zu fahren, wohin Alexei Stepanowitschs Schwestern schon drei Tage nach der Hochzeit abgereist waren. Sofja Nikolajewna hatte durch sie einen freundlichen Brief an ihre Schwiegereltern gesandt.

Die Schwestern Alexei Stepanowitschs waren in der letzten Zeit, nach dem unerwarteten Zornesausbruche ihres Bruders, vorsichtig geworden; sie hatten sich in seiner Gegenwart aller Anzüglichkeiten, schlechten Scherze und zweideutigen Blicke enthalten; gegen Sofja Nikolajewna hatten sie sich sogar zuvorkommend benommen, was letztere freilich nicht über ihre Besinnung irremachen konnte; Alexei dagegen glaubte fest an die Annäherung zwischen seinen Schwestern und seiner Frau. Natürlich hatten jene bei der Hochzeit und den darauf folgenden Festen eine ziemlich klägliche Rolle gespielt und hatten darum geeilt, wieder wegzufahren. Zu Hause angelangt, d. h. in Bagrowo, hatten sie für gut gehalten, mit Vorsicht zu verfahren und ihren Haß gegen Sofja Nikolajewna vor dem Alten zu verbergen; dagegen malten sie der Mutter und den beiden andern Schwestern die Hochzeit und alles, was in der Stadt vorgegangen war, in so geschickt gewählten Farben aus, daß ein starkes Vorurteil gegen die neue Verwandte entstehen mußte. Sie vergaßen nicht, von dem schrecklichen Zorne und den Drohungen des Bruders wegen ihrer spöttischen Äußerungen über Sofja Nikolajewna zu reden, und alle kamen darin überein, daß man diese in Stepan Michailowitschs Gegenwart freundlich behandeln und ihm direkt nichts Schlechtes von ihr sagen, zugleich aber keine Gelegenheit versäumen dürfe, ihn

auf unmerkliche Weise gegen die ihnen verhaßte Sofja Nikolajewna feindlich zu stimmen. Dazu war freilich viel Gewandtheit nötig. Jelisaweta und Alexandra Stepanowna wollten die Sache niemandem anvertrauen und unternahmen es selbst, sie durchzuführen. Der Großvater ließ sich viel von der Hochzeit erzählen, von den Gästen, die zugegen gewesen waren, von dem Gesundheitszustande des alten Subin und überhaupt von allem, was in der Stadt vorgegangen war. Die Töchter lobten alles; aber ihr Lob hatte einen giftigen Beigeschmack, der dem Alten nicht entgehen konnte. Zum Späße, vielleicht aber auch, um das Gehörte zu kontrollieren, wandte er sich auch an Iwan Petrowitsch Karatajew mit der Frage: „Was sagst aber du, Bruder Iwan, zu deiner Schwägerin? Das Hinundherreden der Frauenzimmer hilft mir nicht viel; du, als ein Mann, kannst die Sache besser beurteilen.“ Trotz der Winke seiner Gemahlin erwiderte Iwan Petrowitsch mit Feuer: „Ja, das kann ich Ihnen sagen, Väterchen: so ein Blitzmädel, wie Bruder Alexei es sich geholt hat, ist in der ganzen Welt nicht mehr zu finden. Ein Blick von ihr ist einen Rubel wert. Und gescheit ist sie, gar nicht zu sagen! Aber eins muß ich gestehen: sie ist stolz, liebt den Scherz nicht; versucht man nur, ihr Süßholz vorzuraspeln, so sieht sie einen gleich so an, daß man das Maul halten muß.“ — „Ich sehe schon, Bruder, daß sie dir über den Mund gefahren ist,“ sagte der Alte, lachte und fügte hinzu: „Das ist noch kein großes Ubel!“ Stepan Michailowitsch faßte infolge dieser Gespräche und der von Sofja Nikolajewna empfangenen Briefe eine überaus günstige Meinung von seiner unbekanntem Schwiegertochter.

Die Nachricht von der baldigen Ankunft des jungen Ehepaars brachte einige Verwirrung in das ruhige, sehr einfache Haus der schlichten Landbewohner. Alles mußte geputzt werden, man mußte an Toilette und dergleichen denken. Sofja Nikolajewna war eine städtische Modedame und trotz ihrer Armut gewohnt, vornehm zu leben; sie war gewiß spöttisch und schwer zu befriedigen; so dachten und sprachen alle, außer dem

Alten. Freie Zimmer waren im Hause nicht vorhanden, und so mußte Tanja ihre hübsche Eckstube räumen, deren Fenster nach dem Garten und nach dem klaren Buguruslan zu lagen, dessen Ufer so reich an grünem Gebüsch und hellstimmigen Nachtigallen sind. Tanja hatte wenig Lust, nach dem Vorraum des Badehäuschens umzuziehen; aber einen anderen Raum gab es nicht. Alle ihre Schwestern waren im Hause, und Karatajew und Erlykin schliefen auf dem Heuboden. Einen Tag vor der Ankunft des jungen Paares kamen in Bagrowo das Ehebett, die seidenen Bettvorhänge und Fenstergardinen an. Auch ein Diener war mitgesandt worden, der das alles zu ordnen und einzurichten verstand. In ein paar Stunden war Tanjas Zimmer neu dekoriert. Stepan Michailowitsch bewunderte die elegante Einrichtung; die Frauen bissen sich vor Neid in die Lippen. Endlich brachte ein reitender Bote die Nachricht, daß die Neuvermählten in dem Mordwinendorfe Noikino, acht Werst von Bagrowo, haltgemacht hätten, um sich umzukleiden; in ein paar Stunden würden sie ankommen. Alles geriet in Bewegung. Der Alte hatte zwar bereits am Morgen zum Priester geschickt; aber da dieser noch nicht gekommen war, wurde noch ein Bote zu Pferde hingesandt, um ihn schnell herbeizuholen. Unterdessen ging auch in Noikino eine merkwürdige Szene vor. Die Neuvermählten hatten einen Diener vorausgeschickt, um ihnen frische Pferde zu bestellen. In Noikino kannten alle Alexei Stepanowitsch, und Stepan Michailowitsch galt dort als der Wohltäter der ganzen Gemeinde. Das ganze Dorf, groß und klein, Männer und Weiber, an sechshundert Menschen, waren vor dem Hause zusammengelaufen, wo die Herrschaften absteigen sollten. Sofja Nikolajewna hatte noch nie Mordwinen aus der Nähe gesehen und freute sich über die schönen, rüstigen Mädchen, über ihre weißen, rotgestickten Hemden, ihre schwarzen Gürtel, über die silbernen Münzen und Schellen, die sie als Schmuck an Kopf, Brust und Rücken trugen. Als sie jedoch die einfachen und

rohen, aber herzlichen Glückwünsche und das Freudengeschrei dieser Menge hörte, mußte sie lachen und weinen zugleich. „Ei, ei,“ riefen sie in schlechtem Russisch, „ei, ei, Alexei, was dir Gott für eine Frau gegeben hat! Ei, wie schön! Da wird sich unser Vater Stepan Michailowitsch freuen! Gott segne euch!“ Als aber die junge Frau in ihrem reichen städtischen Anzuge erschien, um sich wieder in den Wagen zu setzen, entstand ein solcher Lärm von freudigen Lobeserhebungen, daß sogar die Pferde scheu wurden. Die Neuvermählten schenkten der Gemeinde zehn Rubel Trinkgeld und fuhren weiter.

Hinter der herrschaftlichen Tenne, die auf einem hohen Berge lag, kam ein großer Wagen zum Vorschein. „Sie kommen! sie kommen!“ schallte es im ganzen Hause, und das gesamte Hofgesinde, bald auch alle Bauern liefen im Hofraum des Hauses zusammen, und Kinder und jüngere Leute eilten den Ankommenden entgegen. Die alten Bagrows und die ganze Familie waren auf die Freitreppe getreten. Arina Wasiljewna in seidenerm Rocke und seidener Jacke mit einem goldgestickten Seidentuche um den Kopf, und Stepan Michailowitsch in einem altmodischen Rocke, rasiert und mit einer Binde um den Hals, standen auf der obersten Stufe. Letzterer hielt ein Bild der heiligen Jungfrau, erstere einen Laib Brot und ein silbernes Salzfaß. Die Töchter und die Schwieger söhne standen daneben. Die Equipage fuhr vor, die Neuvermählten stiegen aus, sanken den Eltern zu Füßen, empfingen ihren Segen und küßten sich mit ihnen und allen Anwesenden. Kaum war diese Zeremonie zu Ende und kaum hatte die junge Frau sich wieder zum Schwiegervater gewandt, als dieser ihre Hand ergriff, ihr in die tränenerfüllten Augen sah, sie zärtlich umarmte und sagte: „Ehre sei Gott! Komm, daß wir ihm danken!“ Er nahm die Schwiegertochter bei der Hand, führte sie durch das Gedränge in den Saal, stellte sie sich zur Seite, und der Priester, der sie in vollem Ornat erwartete, verkündigte laut: „Gepriesen sei unser Gott, jetzt und künftig und in alle Ewigkeit!“

#### IV. Das junge Ehepaar in Bagrowo

Nach dem Dankgottesdienste, welchen der Schwiegervater und die Schwiegertochter mit inbrünstigem Gebet begleitet hatten, küßten alle das Kreuz. Der Priester besprengte die Neuvermählten und die übrigen Anwesenden mit Weihwasser; dann ging das Umarmen und Küssen wieder los, mit den üblichen Redensarten untermischt: „Ich bitte um Liebe und Freundschaft.“ „Ich empfehle mich Ihrem verwandtschaftlichen Wohlwollen.“ Das sagten natürlich diejenigen, die die junge Frau noch nicht kannten. Stepan Michailowitsch schwieg. Er blickte nur mit Liebe in das glühende Antlitz, in die tränenglänzenden Augen Soffja Nikolajewna, lauschte jedem ihrer Worte, beobachtete jede ihrer Bewegungen. Endlich nahm er die Schwiegertochter bei der Hand, führte sie in den Salon, setzte sich aufs Sofa und ließ die Neuvermählten neben sich Platz nehmen. Urina Wasiljewna ließ sich am andern Ende des Sofas, ihrem Sohne zur Seite, nieder. Die Töchter des Hauses und ihre Männer setzten sich im Kreise um diese Gruppe herum. Ich muß bemerken, daß Stepan Michailowitsch sich nie im Salon aufhielt und ihn nur in ungewöhnlichen Fällen, und auch dann nur auf kurze Zeit, betrat. Im ganzen Hause hatte er nur sein eigenes Zimmer gern und die schlicht aus Balken und Brettern gezimmerte Freitreppe vor der Haustür. Er hatte sich an diese Räume so gewöhnt, daß er sich im Salon unbehaglich, gleichsam nicht zu Hause fühlte. Für dieses Mal jedoch überwand er seinen Widerwillen und knüpfte mit Soffja Nikolajewna ein freundliches Gespräch an. Vor allem erkundigte er sich nach der Gesundheit seines lieben Vaters Nikolai Fjodorowitsch, drückte sein herzlichstes Bedauern aus, als er hörte, daß der Kranke mit jedem Tage schwächer werde, und fügte hinzu, daß er seine teuren Gäste nicht zu lange in Bagrowo aufhalten werde. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß die junge Frau im Reden nicht zurückblieb und sich nicht nur fein, sondern auch

zuwinkend und herzlich benahm. Urina Wasiljewna, von Natur gutmütig, folgte dem Beispiele ihres Mannes, soweit sie es vermochte, und soweit sie es in Gegenwart ihrer Töchter wagte. Alsinja Stepanowna hatte beim ersten Blicke ihre Schwägerin liebgewonnen und betrug sich freundlich gegen sie. Die übrigen schwiegen; es war aber nicht schwer, aus ihren Blicken ihre Gedanken zu erraten. Nach Verlauf einer halben Stunde flüsterte die junge Frau ihrem Manne etwas ins Ohr, der eilig aufstand und in das für sie vorbereitete Schlafgemach ging, das sich neben dem Salon befand. Stepan Michailowitsch stutzte; doch wußte Sofja Nikolajewna ihn durch ein so lebhaftes Gespräch zu beschäftigen, daß er abgelenkt wurde und sehr erstaunt war, als kurz darauf beide Thürflügel sich öffneten und Alexei Stepanowitsch hereintrat, ein großes silbernes Präsentierbrett tragend, das mit Hochzeitsgeschenken so beladen war, daß es sich unter der Last bog. Sofja Nikolajewna stand behende auf, nahm ein Stück des feinsten englischen Tuches und eine Jacke aus Silberstoff, reich mit Goldfäden gestickt, von dem Brette und reichte beides ihrem Schwiegervater mit dem Bemerken, daß letztere ihre eigene Arbeit sei, was auch vollkommen der Wahrheit entsprach. Stepan Michailowitsch warf zwar seinem Sohne, der noch immer mit dem Präsentierbrette dastand, einen schiefen Blick zu, nahm aber die Geschenke freundlich an und küßte sein Schwiegertöchterchen. Urina Wasiljewna bekam ein seidenes Kopfstuch, ganz mit Gold durchwirkt, und ein großes Stück reichen chinesischen Seidenstoffes, der auch damals eine Seltenheit war. Die Schwägerinnen erhielten jede ebenfalls ein Stück Seidenzeug, die Schwäger jeder ein Stück englisches Tuch; natürlich waren diese letzteren Geschenke von etwas geringerem Werte. Es erfolgte ein allgemeines Aufstehen, Küssen, Händeküssen, Sichverneigen und Danken. Die Thüre zum Saale knackte unter dem Andränge der neugierigen Zuschauer und Zuschauerinnen; durch die Thüre des Schlafzimmers aber guckten furchtsam die fettigen



Köpfe der Dienstmädchen, während das übrige Hofgesinde sich nicht in das reich verzierte Zimmer der Neuvermählten wagte. Im Saale entstand Lärm. Die Diener konnten die Menge nicht hinausdrängen, die sie verhinderte, den Tisch zu decken. Stepan Michailowitsch erriet, was vorging, stand auf, trat an die Türe und säuberte mit einem Blicke und dem leise gesprochenen Worte: „Hinaus!“ den Saal.

Das Mittagmahl hatte den gewöhnlichen Verlauf. Die Neuvermählten saßen nebeneinander, zwischen Vater und Mutter. Die Menge der Gerichte war groß, eins fetter und schwerer als das andere. Der Koch Stepan hatte Zimmet, Pfeffer und Gewürznelken und besonders Butter nicht gespart. Der Schwiegervater nötigte freundlich sein neues Töchterchen zum Essen, und das Töchterchen aß, zu Gott flehend, daß sie davon nicht am andern Tage sterben möge. Gesprochen wurde wenig, teils weil das Essen keine Zeit dazu ließ, teils weil niemand Talent zur Unterhaltung besaß und alle mehr oder weniger befangen waren. Dazu kam, daß Erlykin, wenn er nüchtern war, an einer außerordentlichen Wortkargheit litt, die ihm den Ruf eines sehr gescheiten Mannes verschafft hatte, und daß Karatajew es nicht wagte, in Gegenwart seines Schwiegervaters ungefragt den Mund aufzutun, und sich meist mit der Wiederholung der letzten Worte jemandes begnügte, z. B. „Die Heuernte wäre sehr schön ausgefallen, wenn nicht der Regen dazwischen gekommen wäre,“ — „wenn nicht der Regen dazwischen gekommen wäre,“ wiederholte Karatajew. „Der Roggen hat gut geblüht, aber unerwartet ist ein Frost eingetreten,“ — „ist ein Frost eingetreten,“ fügte Karatajew schleunig hinzu. Solche Wiederholungen kamen oft recht ungeschickt heraus. Die Alten hatten vergessen, aus Ufa Champagner kommen zu lassen, und auf die Gesundheit des jungen Ehepaars wurde ein drei Jahre alter Erdbeerlikör getrunken, dick wie Öl und im ganzen Zimmer den herrlichsten Erdbeergeruch verbreitend. Wanka Masan, nach Teer riechende Stiefel an den Füßen

und mit einem neuen Rocke angetan, der ihm das Ansehen eines kostümierten Tanzbären gab, präsentierte allen nach der Reihe dasselbe weißgeblüimte Glas mit einer blauen Spirale im Inneren des Fußes. Als dann die jungen Eheleute für die Glückwünsche danken mußten, war es freilich Sofja Nikolajewna nicht sehr angenehm, aus dem Glase zu trinken, das soeben die fetten Lippen Karatajew's berührt hatten. Allein sie zauderte nicht und wollte sogar aus Höflichkeit das ganze Glas austrinken. Doch hielt sie der Schwiegervater davon ab, indem er sagte: „Trink nicht alles aus, liebes Töchterchen, es würde deinem Köpfcgen schaden: dieser Likör ist süß und wohlgeschmeckend, aber stark, und du bist nicht daran gewöhnt.“ Sofja Nikolajewna versicherte, daß ein so köstliches Getränk ihr nicht schaden könne, und bat um Erlaubnis, noch ein Schlückchen zu tun, und der Alte hielt ihr scherzend das Glas, während sie noch einmal daran nippte.

Der ganzen Familie war es klar, daß Stepan Michailowitsch mit seiner Schwiegertochter zufrieden war, und daß alles, was sie redete, ihm gefiel. Dasselbe sah auch Sofja Nikolajewna selbst, obgleich sie zu ihrem Staunen bemerkt hatte, daß der Schwiegervater zweimal für einen Augenblick durch etwas unangenehm berührt zu sein schien. Ubrigens war sie während der Tafel oft seinem ausdrucksvollen Blick begegnet, der freundlich auf sie gerichtet war. Endlich war das lange und nur für Sofja Nikolajewna ermüdende ländliche Festmahl zu Ende, das sie nach Kräften durch heitere Gespräche zu beleben gesucht hatte. Man erhob sich von den Stühlen. Dem alten Stepan Michailowitsch wurde von seinem Sohne und von seinen Töchtern die Hand geküßt. Dasselbe wollte auch Sofja Nikolajewna tun; aber der Alte entzog ihr seine Hand und umarmte und küßte sie. Dieses Zurückziehen der Hand geschah schon zum zweiten Male, und ihrer leicht erregbaren Natur folgend, sagte Sofja Nikolajewna lebhaft und zärtlich: „Warum geben Sie mir nicht Ihre Hand, Väterchen? Ich bin doch auch Ihre Tochter und

möchte sie auch mit Liebe und Ehrfurcht küssen." Aufmerksam und ernsthaft sah der Alte seine Schwiegertochter an und erwiderte freundlich: „Ich habe dich herzlich lieb; aber nur leibliche Kinder dürfen dem Vater die Hand küssen. Ich bin kein Pope<sup>1</sup>.“

Wieder begab man sich in den Salon und nahm dort wie vorher Platz. Alskutka brachte den Kaffee, den der Alte nicht mochte, und der nur bei sehr feierlichen Gelegenheiten serviert wurde, der aber ein Lieblingsgetränk der ganzen Familie war. Nach dem Kaffee stand Stepan Michailowitsch auf und sagte: „Nun wäre es Zeit, sich tüchtig auszuruhen, und auch unsere teureren Gäste werden wohl von der Reise müde sein.“ Darauf ging er in seine Stube, wohin ihn Sohn und Schwiegertochter geleiteten. „Hier ist mein Nest, Töchterchen,“ sagte heiter der Alte. „Setz dich, wenn du hierbleiben willst! Nur ausnahmsweise habe ich mit euch im Salon gegessen, noch dazu mit diesem Kunt beladen“ (er wies auf das Halstuch). „Alexei weiß es. Künftig aber bitte ich diejenigen, die mir Gesellschaft leisten wollen, hierherzukommen.“ Er küßte die Schwiegertochter, reichte dem Sohne die Hand zum Küssen und entließ sie, worauf er sich entkleidete und sich hinlegte, um von den außerordentlichen Gemütsbewegungen und körperlichen Anstrengungen des Tages auszuruhen. Ein tiefer Schlaf überwältigte ihn auf der Stelle, und bald ertönte sein kräftiges Schnarchen, das den Bettvorhang, den eben Masan über seinem alten Herrn geschlossen hatte, in gleichmäßige Bewegung versetzte.

Dem Beispiele des Hausherrn folgten auch die andern Mitglieder der Familie. Die Schwiegersöhne, denen man es ansah, daß sie tüchtig gegessen hatten (Karatajew hatte augenscheinlich auch tüchtig getrunken), begaben sich auf den Heuboden im Pferdestall, um dort auszuruhen. Die Töchter versammelten sich bei der Mutter, die ihr besonderes Schlafgemach

<sup>1</sup> Den Popen wird beim Empfang des Segens die Hand geküßt. (Anmerkung des Übersetzers S. R.)

hatte. Hier aber begann ein so eifriges Flüstern und Kritifiren, daß keine der Damen an diesem Nachmittage zum Schlafen kommen konnte. Was da nicht alles der armen Sofja Nikolajewna aufgebürdet wurde! Wie die Schwägerinnen sie zerfezten! Das entschiedene Wohlwollen Stepan Michailowitschs gegen die Schwiegertochter brachte die ganze Familie in Wut. Nur eine gute Seele, Afsinja Stepanowna Nagatkina, versuchte, sie zu verteidigen; aber es gelang ihr so wenig, daß sie sogar aus dem Zimmer gejagt und für immer aus dem geheimen Familienrate ausgeschlossen wurde; zugleich ward zu ihrem früheren Spitznamen „liebe Einfalt“ ein neuer höchst beleidigender hinzugefügt, den sie bis in ihr spätes Alter behielt. Aber trotzdem und trotz aller Verfolgungen von seiten der Familie hörte sie nie auf, ihre liebe Schwägerin zu verteidigen.

Das junge Ehepaar zog sich in sein festlich geziertes Zimmer zurück. Sofja Nikolajewna packte mit Hilfe ihres Mädchens, der flinken, schwarzäugigen Parascha, die Koffer und Kistchen aus, deren die englische Kutsche eine gewaltige Menge mitgeführt hatte. Parascha kannte schon das ganze Hofgesinde, wußte auch die Greise und Matronen aus dem Dorfe zu nennen, die besonders beschenkt werden mußten, und Sofja Nikolajewna, die einen reichen Vorrat an verschiedenen Kleinigkeiten mitgebracht hatte, bestimmte die Geschenke, die ein jedes empfangen sollte, dabei Alter und Verdienst und das Ansehen in Erwägung ziehend, das die Leute bei den Herrschaften genossen. Die jungen Eheleute fühlten sich nicht im mindesten müde und ruhebedürftig. Sofja Nikolajewna vertauschte ihr reiches Kleid gegen ein einfacheres, und es ihrer Parascha überlassend, das Auspacken und die Einrichtung des Zimmers zu Ende zu bringen, ging sie trotz der Wärme mit ihrem Manne spazieren, der ihr seine Lieblingsplätze zeigen wollte: das Birkenwäldchen, die mit eben ergrünenden Linden bestandene Insel, die klaren Fluten des sie umströmenden Flusses. Und wie schön war es dort in dieser Jahreszeit, wo die Frische des Frühlings sich mit

der Wärme des Sommers vereinigte! Der leidenschaftlich verliebte, noch von seinem Glück berauschte Alexei Stepanowitsch war unangenehm berührt, als Sofja Nikolajewna, ohne sich an dem Wäldchen und der Insel zu freuen, ohne sogar sonderlich Notiz davon zu nehmen, sich neben ihm im Schatten, am Ufer des schnellfließenden Flusses niederließ und sogleich mit ihm ein Gespräch anknüpfte über die Familie, über den Empfang, der ihnen zuteil geworden war, über ihre Sympathie für den Schwiegervater und darüber, daß dieser auch sie liebgewonnen habe, was ihr beim ersten Blicke klar geworden sei; daß sie auch wohl der Schwiegermutter gefallen haben würde, wenn diese nicht gleichsam fürchtete, ihr näherzutreten; daß Alfsinja Stepanowna am wohlwollendsten scheine, daß aber auch sie nicht ganz unbefangen sei. „Ich sehe und verstehe alles,“ fügte sie hinzu; „ich merke, woher hier die Aufregung rührt. Mir ist kein Wort, kein Blick entgangen; ich weiß, was ich zu erwarten habe. Möge es Gott deinen Schwestern Jelisaweta und Alexandra Stepanowna verzeihen!“ Aber Alexei Stepanowitsch hörte nur zerstreut auf ihre Reden: der Schatten war so labend unter den Zweigen, die ihr zartes Grün zu dem Wasser neigten, der Fluß eilte so sanft murmelnd einher, belebt von schnell vorbeihuschenden Fischen, seine Sofja Nikolajewna, seine angebetete Frau, saß neben ihm und hatte den einen Arm um ihn geschlungen — mein Gott! wer könnte da noch an etwas denken, Anklagen erheben, unzufrieden sein? Da kann man das Gesprochene kaum hören, geschweige denn verstehen — und Alexei Stepanowitsch hörte und verstand entschieden gar nichts von dem, was seine junge Frau redete. Ihm war so wohl, so süß zumute, daß er schweigend in sich selbst versank, alles vergessend, was um ihn vorging. Sofja Nikolajewna fuhr fort zu sprechen, sprach mit Wärme, mit Leidenschaft — und mußte endlich bemerken, daß ihr Mann auf sie nicht hörte, daß er beinahe schlief. Sie stand hastig auf, und es begann eine jener peinlichen Szenen, jener Konflikte des gegenseitigen Mißverstehens, wie sie

schon früher ein paarmal vorgekommen waren, aber noch nie in so schroffer Weise. Alles früher Gesagte wurde wiederholt, nur in stärkeren Worten, und die leidenschaftliche Rede unterbrachen Tränen und bittere Vorwürfe der Gleichgültigkeit. Der bestürzte Alexei Stepanowitsch, der wie aus allen Himmeln gefallen, wie aus einem süßen Traume aufgerüttelt war, dachte seine Frau zu beruhigen, indem er ihr versicherte, daß alles in Ordnung und vortrefflich sei, daß sie sich mit Hirngespinnsten quäle, daß alle sie lieb hätten, wie es ja auch anders undenkbar sei. Aber trotz des herzlichen Zuredens, trotz der unendlichen Liebe, die in den Blicken, in der Stimme Alexei Stepanowitschs zum Ausdruck kam, konnte Sofja Nikolajewna bei all ihrem Geiste und Gefühle ihren Mann nicht verstehen und fand in seinen Worten nur einen neuen Beweis seiner Gleichgültigkeit, seiner Kälte! Die Erörterungen darüber wurden immer heftiger, und ich weiß nicht, wie weit sie geführt hätten, wenn nicht Alexei Stepanowitsch das Dienstmädchen seiner Schwester Tatzjana erblickt hätte, daß auf sie beide zulief, und erratend, daß der Vater erwacht sei, und daß man sie suche, seine Frau darauf aufmerksam gemacht hätte; sogleich faßte sich Sofja Nikolajewna, ergriff ihren Mann bei der Hand und eilte mit ihm nach Hause; aber verwirrt und traurig folgte ihr Alexei Stepanowitsch.

In Bagrowo waren zum voraus Vorrichtungen getroffen worden, um am Tage der Ankunft des jungen Paares Hofgesinde und Bauern zu bewirten, auch die fremden Leute, die etwa kommen würden. Zum voraus war die nötige Quantität Hausbier gebraut und ein paar Duzend Eimer Branntwein vorgerichtet worden. Als sich Stepan Michailowitsch nachmittags zur Ruhe legte, fragte er: „Sind viele da aus Noiskino und Kiwazkoje?“ und Masan berichtete, daß alle da seien, auch die Alten und die Kinder. Stepan Michailowitsch lächelte und sagte: „Nun, so wollen wir sie bewirten. Sage der Schaffnerin Fedosja und dem Haushalter Peter, sie sollen alles

bereithalten!" Stepan Michailowitsch schlief nicht lange, erwachte aber in noch heiterer Stimmung, als er sie beim Einschlafen gehabt hatte. „Ist alles bereit?" waren seine ersten Worte. „Schon längst," war die Antwort. Der Alte kleidete sich eilig an, und zwar zog er nicht mehr das lästige Paradekostüm, sondern seinen lieben wollenen Schlafrock an und ging hinaus auf die Freitreppe, um selbst die Bewirtung zu leiten. Im weiten, grünen Hofraume, den kein Zaun von der Straße trennte, waren bretterne Tische aufgeschlagen, auf denen Bierfässer und Branntweinfäßchen standen, dazwischen große Haufen von Weizenbrot. Das Hofgesinde bildete eine besondere Gruppe in der Nähe; weiter entfernt stand die große Menge der Bauern, noch weiter die noch viel größere Menge der zusammengelaufenen Mordwinen beiderlei Geschlechts. Stepan Michailowitsch sah sich alles mit schnellem Blicke an, überzeugte sich, daß alles in Ordnung sei, und begab sich wieder auf seine Freitreppe. Soeben wollte er seine Familie fragen, die sich unterdessen um ihn versammelt hatte, wo die Neuvermählten blieben, als Sofja Nikolajewna mit ihrem Manne erschien. Der Alte begegnete der Schwiegertochter mit verdoppelter Freundlichkeit und benahm sich gegen sie so natürlich wie gegen eine Tochter. „Nun, Alexei," sagte er, „nimm deine Frau bei der Hand und geh mit ihr das Hofgesinde und die Bauern zu begrüßen: die Leute wollen ja alle ihre junge Herrin sehen und ihr die Hand küssen. Kommt!" Er eröffnete den Zug; ihm folgte Alexei Stepanowitsch, seine Frau bei der Hand führend. In einiger Entfernung schloß sich Arina Wasiljewna mit ihren Töchtern und Schwiegersöhnen an. Nur mit Mühe konnten die Töchter des Hauses (mit Ausnahme von Aljinja Stepanowna) ihren Ärger verbergen. Die wachsenden Aufmerksamkeiten Stepan Michailowitschs, der feierliche Eintritt der verhaßten Sofja Nikolajewna in den Rang der jüngeren Hausfrau, ihre Schönheit und Eleganz, ihre Gewandtheit im Betragen und im Reden, ihre respektvolle, hinreißende Liebens-

würdigkeit gegen den Schwiegervater — alles reizte, alles verletzte ihre neidischen Gemüther. Sie fühlten sich zurückgesetzt, verdrängt aus ihrer Stellung im väterlichen Hause. „Von uns ist weiter nichts mehr zu sagen,“ flüsterte Alexandra Stepanowna; „wir sind abgeschnittene Zweige; aber Tanja kann ich nicht ohne Tränen ansehen. Was hat sie von nun an im Hause zu bedeuten? Sie ist nichts als eine Magd Sofja Nikolajewnas; und auch Sie, liebe Mutter, wird jetzt niemand mehr respektieren. Alle werden sich an die neue Herrin halten.“ Ihre Stimme zitterte, und Tränen zeigten sich in ihren großen, sich hin und her drehenden Augen. Unterdessen hatte sich Stepan Michailowitsch dem Hofgesinde genähert und rief auch seine Bauern mit den Worten herbei: „Warum steht ihr nicht beisammen? Seid ihr nicht die Kinder ein und derselben Mutter? Da habt ihr sie,“ fuhr er fort, „eure junge Herrin; den jungen Herrn kennt ihr schon lange. Dienet ihnen, wenn die Zeit dazu kommen wird, so treu und eifrig, wie ihr mir und Urina Wasiljewna gedient habt! Sie dagegen werden gegen euch freundlich und gnädig sein.“ Alle warfen sich vor dem jungen Ehepaare nieder. Die junge Frau stand betroffen da und wußte gar nicht, was sie anfangen sollte. Sie war an solche Auftritte nicht gewöhnt. Ihre Verwirrung bemerkend, sagte der Schwiegervater: „Das schadet nichts, wenn sie sich verbeugen; die Köpfe werden ihnen davon nicht abfallen. Nun, küßt der jungen Herrin die Hand, und laßt es euch dann schmecken!“ Alle erhoben sich und traten zu Sofja Nikolajewna heran. Sie sah sich um: die flinke Parascha und der zu ihrer Mitgift gehörige Diener Siodor standen schon da mit den vorbereiteten Geschenken. Auf einen Wink ihrer Herrin reichten sie ihr behende einen Kasten und ein Bündel voll allerhand Sachen. Noch nicht gewohnt, die Hand zum Küssen zu reichen und zugleich unbeweglich wie eine Bildsäule dazustehen, begann Sofja Nikolajewna alle Leute dabei zu küssen, was sich beim Empfang des Gesenkts aus ihrer Hand wiederholte;



doch mischte sich bald Stepan Michailowitsch drein, der berechnete, daß es auf diese Weise vor der Zeit des Abendbrotes nicht zum Teetrinken kommen werde. „Du kannst ja nicht alle, und nun gar zweimal, küssen, Schwiegertöchterchen,“ sagte er. „Es sind ihrer zu viele. Küsse die Greise und die alten Mütterchen, das laß ich mir gefallen; die übrigen haben an deiner Hand genug.“ Trotz dieser Verkürzung und Vereinfachung dauerte die langweilige, lästige Zeremonie doch sehr lange. Stepan Michailowitsch verzögerte selbst die Sache manchmal durch seine Lebhaftigkeit, indem er die Leute bei Namen nannte und ihre besonderen Verdienste erwähnte. Viele alte Weiber und Greise sprachen einfache Worte voll Hingebung und Liebe, manche weinten sogar, und alle sahen der neuen Herrin freudig und wohlwollend ins Gesicht. Sofja Nikolajewna war tief erschüttert. „Warum sind diese guten Leute so bereit, mich zu lieben, warum haben mich sogar einige schon liebgewonnen?“ dachte sie. „Wodurch habe ich ihre Liebe verdient?“ Endlich, nachdem alle, jung und alt, der jungen Herrin die Hände geküßt und viele auch von ihr geküßt worden waren, alle aber dabei reiche Geschenke bekommen hatten, nahm Stepan Michailowitsch Sofja Nikolajewna bei der Hand und trat mit ihr vor das Gedränge der Nordwinen. „Guten Tag, Nachbarnsleute!“ rief er ihnen heiter und freundlich zu; „es freut mich, daß ihr gekommen seid. Da ist eure neue Nachbarin. Habt sie lieb! Ich bitte auch euch, auf ihre Gesundheit zu trinken und mit meiner Bewirtung fürlieb zu nehmen.“ Laute und freudige Ausrufe tönnten ihm zur Antwort: „Schönen Dank, Stepan Michailowitsch! Gott sei Dank! Was er deinem Alexei für ein schönes Weib gegeben hat! Wie schön, wie schön. Das kommt, weil du so ein guter Mensch bist, Stepan Michailowitsch!“

Das Gelage begann. Stepan Michailowitsch begab sich, von der ganzen Familie begleitet, auf sein Lieblingsplätzchen, die Freitreppe. Er spürte, daß die Zeit des Tees, den man

sonst immer um sechs Uhr trank, längst vergangen sei. Und in der That war es schon längst sieben; schon fing der lange Schatten des Hauses an, mehr nach Süden zu gehen, und berührte die Vorratskammer und den Pferdestall. Schon längst kochte und zischte auf dem großen Tische, dicht neben der Freitreppe, die Teemaschine, und Alksjutka stand wartend daneben. Alle nahmen um den Tisch Platz. Nur Stepan Michailowitsch konnte sich nicht von der Freitreppe trennen und setzte sich auf sein Lieblingsplätzchen, nachdem er seine treue Friesdecke darüber ausgebreitet hatte. Des Abends pflegte Tansa den Tee einzuschenken, wobei ihr Alksjutka nur behilflich war. Soffia Nikolajewna bat um Erlaubnis, sich zu dem Schwiegervater auf die Stufen setzen zu dürfen, was dieser mit sichtbarem Vergnügen gestattete. Die Schwiegertochter sprang behende vom Tische auf, die halbgeleerte Tasse in der Hand, und ließ sich augenblicklich neben dem Alten nieder. Dieser empfing sie mit Liebkosungen und ließ gleich für sie eine andere Decke bringen, damit sie ihr Kleid nicht beschmutze. Es entspann sich unter ihnen ein lebhaftes, heiteres Gespräch. Am Teetisch wechselte man unterdessen boshafte Blicke und flüsterte sogar boshafte Bemerkungen, ohne auf die Anwesenheit des jungen Mannes zu achten. Er konnte nicht umhin, es gewahr zu werden, und dem ohnehin verstimmtten Alexei wurde vollends unbehaglich und traurig zumute. Da ertönte die laute Stimme des Alten: „Komm zu uns, Alexei! Hier ist es gemüthlicher.“ Alexei fuhr zusammen, setzte sich zum Vater und schien heiterer zu werden. Nach dem Tee blieb man an denselben Plätzen sitzen und plauderte bis zum Abendessen, das an diesem Tage ebenfalls später als gewöhnlich, nach neun Uhr, aufgetragen wurde. Dazwischen hörte man die lauten Lieder und das heitere Gelächter der vergnügten Menge, das weit in der sich allmählich verdunkelnden Umgegend widerhallte. Nach dem Abendessen verteilte sich sogleich die Gesellschaft. Ein jeder kroch in seine Höhle, wie Stepan Michailowitsch zu sagen

pflegte. Als Soffja Nikolajewna von dem Alten Abschied nahm, bat sie ihn, ihr für die Nacht seinen Segen zu geben und sie zu bekreuzen, und der Schwiegervater that es gern und küßte sie mit väterlicher Zärtlichkeit.

Die Schwiegermutter und die älteste Schwägerin, Frau Nagatkina, geleiteten das junge Ehepaar nach seinem Schlafzimmer und blieben ein Weilchen da. Alexei Stepanowitsch gab darauf seinerseits der Mutter und der Schwester das Geleit. Soffja Nikolajewna eilte, ihr Dienstmädchen zu entlassen, und setzte sich an eins der offenen Fenster, die nach dem Fluß herausgingen, der ganz nahe zwischen Weiden und Erlen dahinsfloß. Die Nacht war prächtig; die Abendröthe schickte sich an, als wollte sie gar nicht erlöschen, in die Morgenröthe überzugehen. Die Frische des nahen Wassers und der Wohlgeruch der jungen Baumblätter drang in das Zimmer mit den schmetternden Liedern der Nachtigallen. Doch ganz andere Gegenstände beschäftigten den Geist Soffja Nikolajewnas. Als eine kluge Frau hatte sie zum voraus gewußt, was sie in der Familie ihres Mannes erwartete, und hatte sich danach ihren Plan gemacht. Aber bei dem beständigen Leben in der Stadt hatte sie keine klare Vorstellung von dem Leben der weniger reichen Gutsbesitzer gehabt, deren Landsitze in den entlegenen Gegenden der großen Provinz zerstreut waren. Sie hatte freilich nichts Schönes erwartet; aber die Wirklichkeit war viel schlimmer, als sie es sich gedacht hatte. Alles mißfiel ihr; alles machte auf sie einen widrigen Eindruck: das Haus, der Garten, das Wäldchen, die Insel. Sie war an die prächtigen Aussichten gewöhnt, die das bergige Ufer der Bjelaja bei Ufa bietet, und das Dörfchen im Tale, das hölzerne, durch Zeit und Unwetter dunkel gewordene Haus, der Teich mit seinen sumpfigen Ufern, das ewige Geklapper der Stampfmühle, das alles fand sie geradezu häßlich. Auch die Leute konnten ihr nicht gefallen, von der Familie bis auf die Bauernkinder, mit einziger Ausnahme Stepan Michailowitschs. Wenn er nicht dagewesen

wäre, hätte sie sich geradezu der Verzweiflung ergeben. Sie war ihm mit einer vorgefaßten guten Meinung entgegengetreten; im ersten Augenblicke hatte das ziemlich rauhe Äußere des Schwiegervaters sie zurückgeschreckt; bald jedoch hatte sie in seinem verständigen Blicke und in seinem gutmütigen Lächeln gelesen und aus seiner Stimme herausgehört, daß dieser alte Mann viel Gefühl habe, daß er ihr von Herzen zugetan sei, daß er bereit sei, sie liebzugewinnen, und sie sicher liebgewinnen werde. Sie wußte schon früher, daß ihre ganze Hoffnung auf dem Schwiegervater beruhe, und hatte schon damals den festen Entschluß gefaßt, seine Neigung zu gewinnen; nun aber hatte sie ihn wirklich selbst liebgewonnen, und die Berechnungen der Vernunft fielen mit dem Drange des Herzens zusammen. In dieser Hinsicht war Soffja Nikolajewna mit sich selbst zufrieden; sie sah recht wohl, daß sie sich ihrem Ziele schnell näherte. Dagegen quälte sie der Gedanke, daß sie in einem Augenblicke der Aufwallung ihren guten Mann gekränkt habe; sie erwartete ihn mit der größten Ungeduld, aber er wollte gar nicht zurückkommen. Wenn sie nur gewußt hätte, wo er sich befand, so wäre Soffja Nikolajewna schon längst zu ihm geeilt. Sie fühlte das Bedürfnis, ihm um den Hals zu fallen, ihm weinend zu sagen: „Verzeih mir!“ und durch einen Strom zärtlicher Worte und Liebkosungen die letzten Spuren der Unzufriedenheit aus seiner Seele zu vertilgen. Doch Alexei Stepanowitsch kehrte nicht zurück. Die wohlthätigen Augenblicke der Reue, der enthusiastischen Liebe, des Dranges, alles Geschehene wieder gutzumachen, vergingen umsonst. Ein solcher Aufschwung der Gefühle kann nicht lange dauern, und nach einigen Minuten regte sich bei Soffja Nikolajewna die Verwunderung und bald darauf der Unwille über das lange Ausbleiben ihres Mannes. Endlich erschien er, besangen und traurig, und statt sich ihm um den Hals zu werfen und zu sagen: „Verzeih mir!“ rief Soffja Nikolajewna mit bewegter und etwas gereizter Stimme ihm, als er kaum über die Schwelle getreten war,

entgegen: „Um Gottes willen, wo bleibst du? Warum läßt du mich so allein? Ich habe eine wahre Qual ausgestanden, zwei ganze Stunden auf dich gewartet!“ — „Ich habe kaum eine Viertelstunde bei der Mutter und den Schwestern gegessen,“ erwiderte Alexei Stepanowitsch sanft und traurig. — „Und sie haben von mir Schlechtes gesagt, mich verklagt, verleumdet, und du hast ihnen geglaubt? Warum siehst du so niedergeschlagen, so traurig aus?“ Sofja Nikolajewnas Gesicht drückte eine heftige Aufregung aus, und ihre schönen Augen füllten sich mit Tränen. Ihr junger Gatte geriet in Unruhe, sogar in Angst. Die Tränen erschreckten ihn. „Sonitschka,“ sagte er, „beruhige dich; niemand hat dich verklagt; und wer sollte dazu Veranlassung finden? Du hast niemandem etwas zuleide getan.“ Alexei Stepanowitsch sprach nicht ganz wahr. Offen hatte niemand über seine Frau geklagt, niemand ihr etwas Schlechtes nachgesagt; aber man hatte ihm durch Anspielungen und Andeutungen klar zu verstehen gegeben, daß seine Frau sich bei dem Schwiegervater als dem einzigen mit der Absicht einschmeichle, die übrigen Mitglieder der Familie demütigen zu können, daß man ihre Ränke durchschaue, und daß mit der Zeit auch Alexei Stepanowitsch diese merken werde, wenn er erst werde ihr Sklave geworden sein. Alexei Stepanowitsch schenkte diesen Einflüsterungen keinen Glauben; allein die beklommene Stimmung, in der er sich seit dem Gespräche auf der Insel befand, wurde dadurch noch verstärkt, und sein gutes Herz war schwer bedrückt. Er antwortete nur: „Das verfängt bei mir nicht, liebe Mutter,“ und verließ das Zimmer; aber er kehrte nicht sogleich zu seiner Frau zurück, sondern ging eine Zeitlang im leeren, dunklen Saale auf und ab; er blickte durch die sieben geöffneten Fenster hinaus nach dem in der Dunkelheit schlummernden Krähenwäldchen, nach den Gebüsch am Ufer, dem Schauplatze seiner Kinderspiele; er horchte dem Schlagen der Nachtigall, dem Geräusche der Mühle, dem Geschrei der Nachtvögel. Ihm wurde besser zu-

mute, und er trat ins Schlafzimmer, keineswegs auf den Auftritt gefaßt, der ihn dort erwartete. Ubrigens besann sich Sofja Nikolajewna bald; die Reue erwachte wieder in ihrem Herzen, wenn auch nicht mit der früheren Energie; sie veränderte den Ton ihrer Rede, wandte sich liebevoll und bedauernd zu ihrem Manne, bat ihn unter Liebkosungen um Verzeihung, sprach mit aufrichtiger Wärme aus, wie glücklich sie sich fühle, der Sympathie seines Vaters versichert zu sein, beschwor ihn, gegen sie vollkommen aufrichtig zu sein, bewies ihm überzeugend die Notwendigkeit der gegenseitigen Offenherzigkeit, — und das weiche Herz ihres Mannes öffnete sich; er war gerührt, beruhigt und sagte ihr manches, was er beschlossen hatte ihr nie zu sagen, um nicht seine Frau mit seiner Familie zu entzweien. Nachdem er auf diese Weise sein Herz erleichtert hatte, legte er sich zu Bette und schlief sogleich ein. Sofja Nikolajewna dagegen blieb noch lange wach und mit ernsthaften Gedanken beschäftigt. Endlich erinnerte sie sich, daß sie am andern Morgen früh aufstehen müsse, da sie die Absicht hatte, ihren Schwiegervater bei Sonnenaufgang auf der Freitreppe zu besuchen, lange vor dem Erscheinen der Familie, um dem Alten ein Vergnügen zu machen und mit ihm ungestört reden zu können; sie versuchte einzuschlafen und schlief auch wirklich ein, freilich sehr spät und mit großer Mühe.

Mit dem ersten Sonnenstrahl erwachte Sofja Nikolajewna. Sie hatte wenig geschlafen; doch stand sie frisch und munter auf. Sie kleidete sich behende an, küßte ihren Mann, sagte ihm, daß sie zum Alten gehe, und daß er noch ein paar Stündchen schlafen könne, und eilte zum Schwiegervater. Stepan Michailowitsch hatte ein wenig länger geschlafen als gewöhnlich, und war eben erst auf die Freitreppe hinausgetreten. Der Morgen, der herrliche, festliche Maimorgen in seiner vollen Frühlingspracht, mit dem freudigen, tausendstimmigen Chöre aller lebenden Wesen, mit den langen Schatten, in die sich die duftige Kühle der Nacht vor den triumphierenden Strahlen

der Sonne zurückzog, das alles wirkte auf Sofja Nikolajewna belebend, obgleich der Genuß der Naturschönheiten ihr bisher ziemlich fremd gewesen war. Das Erscheinen der Schwiegertochter versetzte den Alten in ein freudiges Staunen. Ihr frisches Gesicht, ihre glänzenden Augen, die sorgsame Frisur, der elegante Morgenanzug zeigten, daß man nicht etwa die Schwiegertochter geweckt habe, damit sie sich eilig und verschlafen anziehe und ihren Schwiegervater begrüße. Stepan Michailowitsch liebte die lebhaften, frischen, gescheiten Leute. Alle diese Eigenschaften fand er an Sofja Nikolajewna und hatte seine Freude daran. „Warum bist du so früh aufgestanden?“ sagte er, seine Schwiegertochter umarmend. „Du hast nicht ausgeschlafen. Du bist daran nicht gewöhnt! Du wirst Kopfschmerzen bekommen!“ — „Nein, Vater,“ entgegnete Sofja Nikolajewna, den Alten mit inniger Zärtlichkeit umarmend. „Ich bin daran gewöhnt, früh aufzustehen; von Kindheit an habe ich viel Sorgen und Geschäfte gehabt. Ich hatte für eine ganze Familie und einen kranken Vater zu sorgen. Erst in der letzten Zeit habe ich mich verwöhnt und angefangen, später aufzustehen. Aber heute bin ich früh aufgewacht. Alexei“ (der Alte runzelte die Stirn) „hat mir gesagt, daß Sie schon längst aufgestanden seien, und ich bin in der Hoffnung gekommen, daß Sie mich nicht wegschicken, sondern mir gestatten werden, Ihnen den Tee zu bereiten.“ Diese einfachen Worte waren mit einer solchen Wärme, mit so innigem Gefühle gesprochen, daß der Alte gerührt war, Sofja Nikolajewna auf die Stirn küßte und erwiderte: „Nun, wenn dem so ist, so habe Dank, liebes Töchterchen! Wir wollen jetzt mit Muße zusammen plaudern, und du wirst mir den Tee bereiten.“ Aksjutka stellte schon die Teemaschine auf den Tisch. Stepan Michailowitsch befahl, niemanden zu wecken, und Sofja Nikolajewna begann, den Tee zu bereiten. Sie machte das alles geschickt und anmutig, als wenn sie sich ihr Leben lang darin geübt hätte. Mit Vergnügen betrachtete der Alte die schöne

junge Frau, die so wenig den ihn umgebenden Frauenzimmern gleich, der alles, was sie angriff, glatt von der Hand ging. Alles war genau so, wie er es liebte, d. h. der Tee war stark; die Teekanne, mit einer Serviette bedeckt, war auf die Teemaschine gestellt worden; die Tasse war bis zum Rande voll, und Sofja Nikolajewna reichte sie ihm, ohne daß ein Tropfen auf die Untertasse floß; das aromatische Getränk war so heiß, daß es die Lippen verbrannte. „Du bist ja eine Zauberin,“ sagte der angenehm überraschte Alte, die Tasse nehmend und den Tee kostend. „Du kennst schon alle meine Eigenheiten. Wenn du auch gegen deinen Mann so aufmerksam sein wirst, so wird er ein gutes Leben haben.“ Gewöhnlich trank der Alte seinen Tee allein, und erst wenn er damit fertig war, begann die Familie zu trinken; nun aber befahl er seiner Schwiegertochter, als er die zweite Tasse aus ihrer Hand empfing, sich auch eine einzuschenken und sich neben ihm niederzulassen. „Nie habe ich mehr als zwei Tassen getrunken, heute aber habe ich Lust zu einer dritten,“ sagte er mit seiner freundlichsten Stimme; „nie hat mir der Tee so wohl geschmeckt.“ In der That besorgte Sofja Nikolajewna alles mit so liebevoller Aufmerksamkeit, daß die Wirkung davon auf ein so empfängliches Gemüt wie das des Alten nicht ausbleiben konnte und ihm ganz ausnehmend wohl und heiter zu Mute wurde. Er nötigte seine Schwiegertochter, noch eine Tasse zu trinken und einen der hausbackenen Kringel zu essen, ein Gebäck, durch das die Bagrowschen Backöfen lange Zeit berühmt waren. Das Teegeschirr wurde fortgeschafft. Es entspann sich das lebhafteste, traulichste, freundschaftlichste Gespräch. Sofja Nikolajewna überließ sich ganz ihrem warmen Gefühle, ihrer hinreißenden Liebenswürdigkeit und gewann vollkommen das Herz Stepan Michailowitschs. Mitten im angenehmen Gespräche fragte er: „Und was macht dein Mann? Schläft er noch?“ — „Alexei war aufgewacht, als ich aufstand,“ erwiderte Sofja Nikolajewna lebhaft; „ich habe ihn aber angewiesen, noch weiter=



zuschlafen.“ Der Alte zog die Augenbrauen stark zusammen und schwieg ein Weilchen. „Hör mal, liebes Schwiegertöchterchen,“ sagte er darauf, ohne Zorn, aber mit Würde, „du bist so gescheit, daß ich dir die Wahrheit ohne Umschweife sagen kann. Ich liebe es nicht, etwas auf dem Herzen zu behalten. Willst du meine Worte beachten, so ist es gut. Willst du es nicht, so steht dir auch das frei; du bist nicht meine leibliche Tochter. Es gefällt mir nicht, daß du deinen Mann Alexei nennst. Du könntest doch auch seinen Vatersnamen hinzufügen; du bist nicht seine Mutter und nicht sein Vater. Du würdest doch auch einen Diener schlechthin Alexei nennen. Eine Frau muß ihrem Manne Achtung erweisen, wenn sie will, daß er auch von andern Achtung genieße. Es hat mir auch nicht gefallen, daß du ihn gestern weggeschickt hast, um die Geschenke zu holen, und daß er mit dem Präsentierbrette dagestanden hat wie ein Diener. Nun hast du eben wieder gesagt, du habest ihn angewiesen, noch weiterzuschlafen. Eine Frau muß nie dem Mann eine Anweisung erteilen; das führt zu nichts Gutem. Vielleicht ist es bei euch in der Stadt so Sitte; aber nach unseren alten ländlichen Sitten taugt das nichts.“ Mit Ehrfurcht hörte Sofja Nikolajewna zu. „Ich danke Ihnen, Vater,“ sagte sie mit so inniger, so tiefbewegter Stimme, daß jedes ihrer Worte dem Alten ins Herz drang, „ich danke Ihnen, daß Sie mir nicht verschwiegen haben, was Ihnen an mir mißfiel. Ich werde nicht nur mit Freuden Ihren Willen erfüllen; ich sehe auch selbst ein, daß ich unrecht hatte. Ich bin noch jung, Vater. Es ist niemand um mich gewesen, der mich hätte belehren können. Mein Vater ist seit sechs Jahren bettlägerig. Diese Art des Umgangs mit dem Manne habe ich andern Frauen abgelernt. Aber in Zukunft soll nie mehr Ähnliches geschehen, auch wenn niemand zugegen ist. Vater!“ fuhr sie fort, und große Tränen perlten aus ihren Augen, „ich bin Ihnen zugetan wie eine leibliche Tochter; behandeln Sie mich immer als eine solche! Tadeln Sie mich, schelten Sie mich, wenn ich etwas

Unrechtes tue, und verzeihen Sie mir dann; aber behalten Sie keinen Unwillen gegen mich in Ihrem Herzen! Bei meiner Jugend, bei meinem raschen Blute kann ich jeden Augenblick einen falschen Schritt tun; erinnern Sie sich, daß ich in einer fremden Familie alleinstehende, niemanden kenne, von niemand gekannt bin; verlassen Sie mich nicht!" Sie warf sich ihrem Schwiegervater um den Hals, dessen Augen sich auch mit Tränen gefüllt hatten; sie umarmte ihn wie eine zärtliche Tochter, sie küßte seine Brust, seine Hände. Der Schwiegervater entzog sie ihr diesmal nicht und sagte: „Nun wohl, so sei es!“ Stepan Michailowitsch hatte, wie wir schon wissen, einen sicheren Instinkt. Das Böse stieß ihn unfehlbar zurück, das Gute zog ihn unfehlbar an. Beim ersten Blicke hatte ihm die Schwiegertochter gefallen; nun hatte er sie vollständig erkannt, gewürdigt und für immer lieb gewonnen. Manche Prüfungen mußte dieses Gefühl in der Folge bestehen; doch wankte es nicht bis zu seiner Sterbestunde.

Bald erschien Alexei Stepanowitsch und nach ihm die ganze Familie. Die Töchter hatten der Mutter schon längst zugeredet, zum Vater hinauszugehen; aber sie hatte es nicht gewagt, weil der Befehl Stepan Michailowitschs, niemanden zu wecken, dem Verbot gleichkam, vor ihm zu erscheinen. Auch jetzt war sie nur erschienen, weil der Alte seinem Masan befohlen hatte, alle herbeizurufen. Sofja Nikolajewnas Gesicht zeigte keine Spuren von Tränen mehr, und sie kam der Schwiegermutter und den Schwägerinnen mit besonderer Aufmerksamkeit und Freundlichkeit entgegen. Auch an Stepan Michailowitsch war nichts Besonderes zu merken; aber Sofja Nikolajewnas strahlende Freudigkeit fiel gleich den beiden mittleren Schwägerinnen auf, die mit Schrecken errieten, welche Bewandnis es damit hatte. — Stepan Michailowitsch dekretierte, daß die Neuvermählten allen Verwandten nach der Reihe ihren Besuch abstatten sollten, und zwar nach der Altersordnung. Demzufolge wurde beschloffen, am anderen Tage zu Aksinja Stepa-

nowna Nagatkina zu fahren, die am selbigen Tage nachmittags sich nach Hause begab, um alles vorzubereiten; mit ihr fuhr Jelisaweta Stepanowna, um ihr in den wirtschaftlichen Anordnungen für den Empfang des jungen Paares zum Mittagessen behilflich zu sein. Das Nagatkinsche Gut war fünfzig Werst entfernt. Die guten Bagrowschen Pferde konnten diese Strecke leicht zurücklegen, ohne auszuruhen, und die Abfahrt wurde auf sechs Uhr morgens bestimmt.

Stepan Michailowitsch verbarg keineswegs seine Zuneigung zu der Schwiegertochter. Er trennte sich nicht von ihr und ward der Gespräche mit ihr nie müde: bald befragte er sie über ihre Familienangelegenheiten, bald ließ er sie von ihrem Leben in der Stadt erzählen; er hörte aufmerksam und teilnahmvoll zu und gab nicht selten in kurzen Worten ein treffendes Urtheil über das Gehörte ab. Sofja Nikolajewna nahm seine gewichtigen Bemerkungen eifrig entgegen und zeigte deutlich, daß es nicht eine erheuchelte Zustimmung, sondern eine richtige Würdigung seiner Worte war. Stepan Michailowitsch seinerseits machte Sofja Nikolajewna mit den gegenwärtigen und früheren Verhältnissen ihrer neuen Familie bekannt. Er erzählte alles so gewissenhaft und einfach, mit so viel Aufrichtigkeit und Wärme, daß Sofja Nikolajewna, die einzige, die solches voll zu würdigen verstand, ganz entzückt war. Sie war nie einem Manne dieses Schlages begegnet. Ihr Vater war ein geistreicher, zartfühlender Greis, von leicht erregbarem Gemüthe von reinem, uneigennützigem Charakter, aber schwach, in den Anstandsformen der damaligen Zeit befangen, ein glatter, schmiegsamer Beamter, der sich vom Kanzleischreiber bis zur Würde eines Vizestatthalters emporgearbeitet hatte. Hier dagegen lernte sie einen Mann kennen, der zwar ungebildet und rauh in seinen Formen und, wie man sagte, schrecklich im Zorne war, aber verständig, gutmütig, wahrheitsliebend, unerschütterlich in seinem sittlichen Urtheil, einen Mann, der nicht nur immer rechtschaffen handelte, sondern auch immer nur die Wahrheit

sagte. Und diese Züge vereinigten sich in der lebhaften Phantasie der edlen jungen Frau zu einem Ideale männlicher Würde, das ihr neu war, das ihr höher schien als alles bisher Bekannte. Und welches Glück: dieser Mann war ihr Schwiegervater! Von ihm hing ihre Stellung in der neuen Familie, vielleicht gar ihr Glück in der Ehe ab!

Das Mittagessen war viel heiterer als am vorigen Tage. Die junge Frau saß wieder zwischen ihrem Schwiegervater und ihrem Manne; Arina Wasiljewna aber hatte ihren gewöhnlichen Platz, ihrem Manne gegenüber, eingenommen. Gleich nach dem Mittagessen fuhren Afsinja und Jelisaweta Stepanowna nach Nagatfino. Als der Alte sich wie gewöhnlich zur Ruhe begab, sagte er zu seiner Frau: „Nun, Arischa, Gott hat uns, wie es scheint, eine prächtige Schwiegertochter gegeben; es wäre eine Sünde, sie nicht liebzuhaben.“ — „So ist es in der That, Stepan Michailowitsch,“ erwiderte Arina Wasiljewna; „wenn dir Sofja Nikolajewna recht ist, so ist sie es mir ebenfalls.“ Der Alte machte ein schiefes Gesicht, schwieg aber still. Die Alte entfernte sich schnell, um weitere Erörterungen zu vermeiden, und um ihren Töchtern die bedeutsamen Worte des Vaters mitzuteilen, die von dem Augenblicke an als ein Gesetz zu betrachten waren, das wenigstens nicht offen gebrochen werden durfte.

Obgleich Sofja Nikolajewna in der letzten Nacht wenig geschlafen hatte, wollte sie doch am Nachmittage nicht ruhen. Sie begleitete ihren Mann wieder auf einem Spaziergange und ging, wie er es wünschte, mit ihm in den alten Birkenhain und den Fluß entlang. Diesmal fanden keine unerquicklichen Auftritte statt. Von freudigem Vertrauen auf die Zukunft und von Liebe und Bewunderung für ihren Schwiegervater erfüllt, versuchte sie es, ihrem Manne die Gefühle mitzuteilen, die ihre erregte Seele beschäftigten. Wie es leidenschaftlichen, enthusiastischen Leuten geht, übertrug sie einen Teil der Eigenschaften, die sie an ihrem Schwiegervater entzückt hatten, auf

ihren schönen jungen Freund und liebte ihn in diesem Augenblicke zärtlicher als jemals. Mit freudigem Staunen hörte Alexei Stepanowitsch die lebhaften Reden seiner schönen Frau an und dachte bei sich: „Gott sei Dank, daß der Vater und sie einander so wohl gefallen; jetzt wird alles gut gehen.“ Er küßte seiner Frau die Hände, wiederholte, daß er der glücklichste der Sterblichen sei, daß er ein Juwel besitze, das in der ganzen Welt nicht seinesgleichen habe, und vor dem jeder sich beugen müsse. Ubrigens konnte er seine Frau nicht vollkommen verstehen, konnte die Feinheit nicht würdigen, mit der sie die edlen Eigenschaften Stepan Michailowitschs auffaßte; er blieb bei seiner früheren Meinung, daß sein Vater ein Mann sei, vor dem alle Respekt und sogar Furcht haben mußten. Aber diesmal merkte Sofja Nikolajewna nichts davon. Sie sprach selbst die Empfindungen ihres Mannes aus, indem sie alles schön fand, auch den holperigen Hain, auch den tiefen Fluß; sogar von ihren Schwägerinnen sprach sie in einem wohlwollenden Tone.

Gleich nach seinem Erwachen vom Mittagschlaf ließ Stepan Michailowitsch die Schwiegertochter und ihren Mann, sowie auch die übrigen Mitglieder der Familie zu sich rufen. Seit langer Zeit hatte man ihn nicht so freudig und freundlich gesehen. War es, daß ihm der Schlaf besonders gut bekommen oder daß ihm im Herzen besonders wohl war, jedenfalls mußte ein jeder bemerken, daß der alte Herr ganz ausnehmend heiter und zufrieden aussah. Nach der letzten Äußerung des Vaters hatte Alexandra Stepanowna sich gezwungen, wohlwollender zu scheinen, und Arina Wasiljewna und Tanja waren mit Vergnügen freundlicher und gesprächiger geworden; auf ein Zeichen Alexandra Stepanownas begann auch Karatajew, dreister die letzten Worte jeder fremden Rede nachzusprechen, auch wenn sie nicht an ihn gerichtet war; nur der General beharrte in seinem tiefsinnigen Schweigen. Der ganze Familienkreis war außerordentlich gemüthlich und gesprächig geworden.

Der Alte bekam Lust, den Tee früher als gewöhnlich zu trinken, natürlich im Schatten des Hauses, neben der Freitreppe, und der Schwiegertochter wurde das ausschließliche Recht verliehen, abends den Tee einzugießen. Tanja trat ihr gern dieses Amt ab. Nach dem Tee befahl Stepan Michailowitsch, zwei Wagen anzuspannen, ließ die Schwiegertochter an seiner Seite sitzen und fuhr mit der ganzen Familie nach der Mühle. Man wird sich erinnern, daß die Mühle eine Liebhaberei meines Großvaters war, der sich darauf ganz vortrefflich verstand. Seine Mühlsteine und seine Stampfmühle arbeiteten ganz ausgezeichnet, wenn auch das Mühlengebäude unscheinbar und nachlässig mit Schilf gedeckt war. Er liebte es, die innere Einrichtung seiner Mühle zu zeigen, und hatte ein besonderes Vergnügen daran, seiner Schwiegertochter alle Einzelheiten des Mechanismus zu erläutern. Er freute sich an ihrer völligen Unwissenheit, an ihrer Neugier, ja manchmal an ihrer Angst, wenn er plötzlich einen starken Wasserstrom auf alle vier Gänge leitete, wenn alles umher sich zu bewegen, zu knarren und zu klappern begann und die Mühlsteine sich schnell drehten, brummen und tönnten und der Fußboden wankte und alles erzitterte und in einer Mehlwolke verschwand. Für Sofja Nikolajewna war das alles neu, aber nicht sonderlich angenehm. Allein ihrem Schwiegervater zu Gefallen nahm sie Anteil an allem, fragte nach allem und fand alles schön. Der Schwiegervater hatte daran eine wahre Freude, er hielt die Schwiegertochter lange in der Mühle auf, und als er mit ihr auf den Mühlendamms heraustrat, wo der junge Ehemann und die beiden Schwägerinnen sich mit Angeln beschäftigten, wurden sie von einem allgemeinen Gelächter empfangen. Sowohl der Alte als die junge Frau waren über und über mit Mehl bedeckt. Stepan Michailowitsch, der daran gewöhnt war, hatte es sich zum Teil an der Tür abgeschüttelt und abgewischt; aber er mußte selbst lachen, als er seine Schwiegertochter ansah, die gar nicht ahnte, daß sie so gründlich gepudert sei. Natürlich

lachte und scherzte sie selbst darüber am meisten, als sie es gewahr wurde, und bedauerte nur, daß kein Spiegel da war und sie nicht in ihm sehen konnte, ob sie hübsch zum Valle geputzt sei. Da die andern ganz in das Angeln vertieft waren, nahm der Alte seine junge Müllerin, wie er sie an diesem ganzen Abend nannte, und fuhr sie um den Teich, über die Brücke, längs aller Ausbuchtungen der Wasserfläche und wieder zurück über den Mühlendam zu dem Stauwasser, wo die Fischer angelten, die behäbige Arina Wasiljewna aber ruhig dasaß und auf deren Tun hinblickte. Überall, wo der Wagen fuhr, war es feucht und schmutzig. Es war kaum möglich, über die schlechte Holzbrücke zu fahren; noch schwieriger war es, über den weichen Mist des Dammes zu kommen; das alles mißfiel der jungen Frau im höchsten Grade; doch konnte es Stepan Michailowitsch natürlich nicht bemerken, der den Schmutz und die Lämpel nicht sah, der den üblen Geruch des stehenden Wassers und des mistigen Dammes nicht spürte. Alles hatte er ja selbst eingerichtet, alles schien ihm recht. Die Sonne ging unter, es wurde feucht; man begab sich fröhlich nach Hause, die Angler mit Beute beladen: mit schönen Barschen, Rotfedern und kleinen Döbeln. An der Freitreppe erwartete den Hausherrn der Verwalter, um mit ihm über wirtschaftliche Angelegenheiten zu sprechen. Die junge Frau brachte ihren Anzug in Ordnung. Unterdessen wurden die Fische gekocht und in saurem Rahm gebraten, die größten Barsche aber in ihrer eigenen Schuppenhaut gebacken, und alles wurde beim Abendessen höchst schmackhaft gesunden.

So verging der zweite Tag; man trennte sich frühzeitig, da am andern Morgen die jungen Eheleute früh aufstehen und zu Besuch fahren mußten. Sobald Alexandra Stepanowna sich mit der Mutter und der jüngeren Schwester allein sah, warf sie die lästige Maske ab und ließ ihrer lange verschlossenen Wut und ihrer giftigen Zunge den Lauf. Sie sah ein, daß alles verloren war, daß der Alte die Schwiegertochter von Herzen liebgewonnen hatte, daß ihre Prophezeiungen sich erfüllten

und daß die glatte Intrigantin den Vater behext hatte. Nun blieb nichts mehr übrig, als das junge Ehepaar sobald als möglich nach Ufa abzuschicken und dann neue Machinationen zu unternehmen. Arina Wasiljewna und Tatjana wurden bei dieser Gelegenheit wegen ihrer zu großen Freundlichkeit ausgescholten. „Wenn ich nicht aufgepaßt hätte,“ meinte Alexandra Stepanowna, „so hätte diese Modedame, diese bettelhafte Kosakenkelin auch euch betört.“

Am andern Morgen punkt sechs Uhr fuhren die Neuwermählten nach Nagatfino, in ihrer mit sechs feurigen, zu Hause gezogenen Pferden bespannten englischen Kutsche. Sofja Nikolajewna hatte noch Zeit gehabt, ihrem Schwiegervater den Tee einzuschicken, und er hatte sie mit den herzlichsten Liebkosungen entlassen, ja sie sogar für die Fahrt bekreuzt, da die Neuwermählten außer dem Hause übernachteten sollten. Der Weg lief anfangs den Fluß entlang abwärts, durchschnitt ihn dann und zog sich bergauf nach der Kreisstadt Buguruslan. Ohne hier zu halten, fuhren unsere Reisenden auf einer Brücke über den Großen Kinel und rollten dann lustig dahin an seinem Wiesenufer, dem Sommerpfade folgend, der sich durch das hohe Steppengras zog, ohne in irgendeinem Dorfe einzukehren; die Pferde liefen einen munteren Trab, zehn Werst in der Stunde. Alexei Stepanowitsch war seit langer Zeit nicht auf dieser Seite des Kinel gewesen. Die grüne, blühende, duftende Steppe versetzte ihn in Entzücken. Alle Augenblicke flogen vor dem Wagen aufgeschreckte Trappen auf, und die Kronschnepsen begleiteten ihn, indem sie über ihm kreisten und sich niedersetzten, bis er wieder nahekam, und die Luft mit ihren klangvollen Trillern erfüllten. Alexei Stepanowitsch bedauerte, seine Flinte nicht mitgenommen zu haben. Die wunderbar belebte, tausendstimmige Steppe, damals so reich an Wild von allen Arten, zerstreute ihn so sehr oder, richtiger gesagt, nahm dermaßen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, daß er völlig teilnahmslos das verständige Gespräch seiner Frau anhörte, ja zum



Teil nichts davon hörte. Bald bemerkte sie die Unaufmerksamkeit ihres Mannes und wurde still, dann verstimmt und knüpfte endlich eine Unterhaltung mit Parascha an, die mit in der Kutsche saß. Nachdem man über eine flache Anhöhe gekommen war, fuhr man gegen zwölf Uhr an Aksinja Stepanownas kleinem Landhause vor, das noch weniger als das Bagrowsche einem städtischen Wohnhause glich. Es stand auf dem flachen Ufer des Kleinen Kinel, vom Flusse bloß durch einen Gemüsegarten getrennt, wo für den Augenblick nur ein paar Sonnenblumen und die weißen geschälten Stäbe zum Stützen der Zuckererbsen die Blicke auf sich zogen. Ich erinnere mich nicht ohne Teilnahme dieses ärmlichen, einsamen Wohnsitzes, den ich zehn Jahre später zum ersten Male erblickte, und kann mir denken, daß er Alexei Stepanowitsch zusagte und seiner Frau entschieden mißfiel. Ein kahler, öder Ort, im vollsten Sonnenlichte, an einem flachen Ufer, ringsum die ebene Steppe mit den Bobaklöchern<sup>1</sup>, kein Baum, kein Busch, ein ruhiger, tiefer Fluß, mit Schilf und Rohr umsäumt: wem könnte das gefallen? Nichts Hübsches, Prächtiges, Malerisches! Aber Alexei Stepanowitsch hatte diesen Ort so lieb, daß er ihn sogar seinem Bagrowo vorzog. Ich pflichte ihm darin nicht bei, habe aber ebenfalls das stille Häuschen am Ufer des Kinel liebgewonnen, die klaren Fluten und wogenden Schilfmassen des Flusses, die grüne Steppe weit umher, sogar die Fähre, in die man fast unmittelbar aus der Haustür stieg, um über den Kinel nach dem andern Ufer zu fahren, wo eine noch ödere Steppe ihren Anfang nahm, die sich gen Süden in scheinbar unermessliche Weiten verlor.

Die Hausfrau mit ihren beiden Knaben und dem zweijährigen Töchterchen, mit Jelisaweta Stepanowna und deren Manne empfing die teuren Gäste vor der Türe. Trotz des ärmlichen Aussehens des Landhäuschens war im Innern alles sauber und ordentlich, viel ordentlicher und sauberer als

<sup>1</sup> Der Bobak ist eine Art Murmeltier. (Anmerkung des Übersetzers H. R.)

in Stepan Michailowitschs Hause. Ueberhaupt zeichnete sich der Haushalt der „lieben Einfalt“, wie die Schwestern sie nannten, trotz ihres Witwentums, trotz der kleinen Kinder, durch eine wohlthuende Ordnung und Ruhe aus, die das Walten eines zarten Frauensinnes verriet. Ich habe schon gesagt, daß Afsinja Stepanowna sehr gutherzig war und ihre Schwägerin innig liebgewonnen hatte; darum war es auch kein Wunder, daß sie als gastfreundliche Wirtin die Neuvermählten aufs herzlichste empfing. Das hatte man in Bagrowo vorausgesehen und ihr demzufolge Jelisaweta Stepanowna mitgegeben, damit diese kraft ihrer geistigen und gesellschaftlichen Überlegenheit (sie war Generalin) den freundschaftlichen Eifer der gutmütigen Afsinja Stepanowna zügele; aber die gute Seele ließ sich durch die kluge und listige Generalin nicht irremachen und antwortete kurz und einfach auf ihre zudringlichen Ermahnungen: „Ihr andern könnt bei euch handeln, wie ihr wollt, könnt Soffja Nikolajewna schmähen und hassen; ich aber bin mit ihrem Betragen vollkommen zufrieden. Ich habe von ihr nur Gutes und Liebes erfahren; darum will ich auch, daß sie und mein Bruder mit meinem Empfange zufrieden seien.“ Sie handelte auch danach, und das mit wahrer Freude und Liebe; sie bemühte sich um die junge Frau mit der sorgsamsten Aufmerksamkeit und bewirtete die Neuvermählten mit der herzlichsten Freundlichkeit. Dagegen verhielt sich die stolze Jelisaweta Stepanowna viel trockener und kälter als in Bagrowo, ebenso ihr Mann, der übrigens gegen Abend so völlig betrunken war, daß er in das leere Badehäuschen gesperrt werden mußte. Soffja Nikolajewna aber kehrte sich nicht im mindesten daran und war ganz ausnehmend liebenswürdig gegen die Hausfrau und deren kleine Kinder. Nach Mittag ruhte man ein wenig aus, machte dann eine kurze Fahrt auf dem Kinel, stieg am andern Ufer aus und kehrte wieder heim. Darauf trank man Tee dicht am Wasser; man schlug der Schwägerin vor, ihr Glück im Angeln zu versuchen; sie er-

widerte aber, daß sie diese Beschäftigung nicht leiden könne und sich viel lieber mit den Schwestern unterhalte. Alexei Stepanowitsch dagegen, höchst erfreut über das gute Einvernehmen seiner ältesten Schwester und seiner Frau, ergab sich ruhig seinem Lieblingsvergnügen, mit dem auch das ganze Gefinde sich und seine jungen Herren amüsierte. Bis zum Abendessen saß er am Kinel mitten im Schilf und fing mehrere von den großen Bleien, die im stillen Kinel besonders häufig waren. Es wurde beschlossen, am andern Tage wiederum um sechs Uhr morgens sich auf den Rückweg nach Hause zu machen; man gedachte sogar noch früher auszufahren, damit Stepan Michailowitsch nicht mit dem Mittagessen auf das junge Paar zu warten brauchte. Die Hausfrau aber und ihre Schwester, die Generalin, wollten erst gegen Abend wegfahren, um in Buguruslan zu übernachten, die Pferde ordentlich zu füttern und erst am folgenden Tage nach Bagrowo zu kommen. Sofja Nikolajewna war mit ihrem Manne noch immer ein wenig unzufrieden. Trotz ihres außerordentlichen Verstandes konnte sie nicht begreifen, wie ein Mann, der sie liebte, zugleich sein feuchtes Bagrowo lieben konnte, mit dem schmutzigen Damme, dem faulenden Teiche und den holperigen Hainen; wie er sich in die langweilige Steppe und die dummen Schnepfen vergaffen konnte; wie es endlich möglich war, daß er stundenlang seine Frau vergaß, um sich mit dem verhaßten Angeln und den Bleien abzugeben, die so widerlich feucht rochen. Sie konnte das nicht verstehen und fühlte sich daher beinahe beleidigt, wenn Alexei Stepanowitsch sich mit der Schilderung seiner Natur- und Jagdgenüsse an sie wandte. Ubrigens war sie diesmal vernünftig genug, um sich der Erörterungen und Vorwürfe zu enthalten: die Szene auf der Insel war ihr noch zu frisch im Gedächtnisse.

Alexei Stepanowitsch und Sofja Nikolajewna schliefen gehöriq aus in Alksinja Stepanownas eigenem Schlafzimmer, das sie ihnen für diese Nacht abgetreten und so gut eingerichtet

hatte, wie sie es vermochte, ohne auf die boshaften Bemerkungen ihrer Schwester, der Generalin, zu achten. Frühmorgens machte sich das junge Ehepaar auf den Weg, schon eine gute halbe Stunde vor der bestimmten Zeit. Auf dem Wege ging nichts Sonderliches vor, außer daß Alexei Stepanowitsch sich etwas weniger mit der Steppe und den Schnepfen abgab, nicht mehr jedesmal aufschrie, wenn eine Trappe vor dem Wagen aufflog, und infolgedessen aufmerksamer auf die Reden seiner geliebten Frau hörte und sie zärtlicher anblickte. Sie kamen in Bagrowo früher an, als man sie erwartete. Ubrigens war man im Begriffe den Tisch zu decken, und Alexandra Stepanowna hatte schon geäußert: „Heute wird Väterchen wohl mit dem Essen zu warten haben; Stadtleute können nicht mehrere Tage hintereinander so früh aufstehen.“ Der Alte verstand vortrefflich, worauf sie damit hinauswollte, und erwiderte heiter: „Was tut's? Dann warten wir eben auf unsere lieben Gäste.“ Diese Worte versetzten alle in das tiefste Staunen. Stepan Michailowitsch hatte sich nämlich nie in seinem Leben später zu Tische gesetzt, als um zwölf Uhr; wenn er einen besondern Appetit spürte, ließ er das Essen auch früher auftragen und pflegte bei der mindesten Verzögerung in den heftigsten Zorn zu geraten. „So weit hat es also Soffja Nikolajewna gebracht,“ flüsterte Alexandra Stepanowna der Mutter und der jüngeren Schwester im Nebenzimmer ins Ohr. „Auf sie kann man mit Vergnügen warten! Wenn aber Sie etwa, Mutter, sich bei der Rückkehr aus Nekljudowo zum Mittagessen verspätet hätten, was wäre da nicht für ein Sturm gegen Sie und gegen uns alle ausgebrochen!“ Sie hatte ihre Einflüsterungen noch nicht vollendet, als schon die Kutsche an der Freitreppe vorfuhr, die müden Pferde schnaubten, der Schwiegervater seine Schwiegertochter küßte, die jungen Leute lobte, daß sie sich nicht verspätet hatten, und laut rief: „Masan! Tanaittschenok! Bringt das Essen!“

Der Tag verging wie gewöhnlich. Nach dem Tee ließ

Stepan Michailowitsch, dessen Zuneigung zur Schwiegertochter mit jeder Stunde zu wachsen schien, die in der Steppe weidende Pferdeherde zusammentreiben, um sie Sofja Nikolajewna zu zeigen, die gelegentlich geäußert hatte, sie habe noch nie eine gesehen, würde es aber gern tun. Die Herde wurde im Hofraume zusammengetrieben, und der Alte führte selbst seine Schwiegertochter in deren Mitte umher und zeigte ihr die besten Stuten mit ihren saugenden Füllen, die ein- und zweijährigen Hengste und die jungen Wallache, die im Sommer mit der Herde in dem herrlichen, nahrhaften Steppengras weideten. Er schenkte ihr zwei der schönsten Stuten und fügte hinzu, daß er von ihnen seiner Schwiegertochter eine schöne Pferderasse zu ziehen hoffe. Die kleinen Füllen gefielen Sofja Nikolajewna ganz besonders; sie freute sich an ihren Sprüngen und an ihrer Zärtlichkeit gegen die Mütter; für das Geschenk bedankte sie sich natürlich aufs freundlichste. „Gib also acht, Spirka,“ sagte Stepan Michailowitsch mit strenger Stimme zu dem ersten Stallknechte, „daß die Stuten der jungen Herrin gut gepflegt werden; ihre Füllen sollen besondere Abzeichen bekommen; wir wollen ihnen das Ohr etwas tiefer aufspalten, und später werden wir für einen Stempel mit dem Namenszug der jungen Herrin sorgen. Wenn wenigstens du, Töchterchen, eine Pferdeliebhaberin wärest!“ fuhr er fort, sich zu Sofja Nikolajewna wendend; „Alexei interessiert sich gar nicht für dergleichen!“ Der Alte hatte eine wahre Liebhaberei für Pferde und hatte trotz seiner geringen Mittel durch unermüdelichen Eifer ein beträchtliches Gestüt zustande gebracht und eine so vortreffliche Rasse von kräftigen Zugpferden gezogen, daß Kenner und Liebhaber ihn darum beneideten. Stepan Michailowitsch war entzückt über das Interesse, welches Sofja Nikolajewna, freilich nur ihm zu Gefallen, für das Gestüt zeigte, welches er aber für ganz aufrichtig hielt, und führte sie auch in den Stall, damit sie sähe, wie die Kutschpferde gefüttert wurden.

Ich fürchte, meine Leser durch diese ausführlichen Tagesberichte zu ermüden, und sage daher kurz, daß der folgende Tag, der fünfte seit der Ankunft der Neuvermählten in Bagrowo, genau wie der vorhergehende verbracht wurde. Nach dem Rechte des Alters mußten die Erlykins die folgende Visite der Neuvermählten bekommen; aber ihr Gut lag hundertsiebzig Werst von Bagrowo entfernt, viel näher an Ufa, und es wurde daher beschlossen, bei ihnen auf der Rückreise nach dieser Stadt einzukehren. Dazu kam noch, daß Jelisaweta Stepanownas Gemahl, der düstere und schweigsame General Erlykin, nachdem er sich in Nagatfino betrunken hatte, wieder in einen seiner Anfälle von Trunksucht verfallen war, die nicht weniger als eine Woche zu dauern pflegten, und so seine Frau sich genötigt gesehen hatte, unter dem Vorwande, er sei krank, ihn bei Bekannten in Buguruslan zu lassen. So wurde denn beschlossen, am nächstfolgenden Tage zu Alexandra Stepanowna zu fahren; und letztere begab sich am Tage vorher samt ihrem baschkirenhaften Gemahl nach ihrem Gute Karatajewka, wohin sie auch mit Erlaubnis des Vaters die jüngere und die ältere Schwester einlud; Jelisaweta Stepanowna blieb jedoch zu Hause, unter dem Vorwande, daß ihr Mann in Buguruslan krank liege, eigentlich aber, um die Alten zu bearbeiten. Der Weg zu Karatajewsk, die ebenso weit von Bagrowo wohnten wie Nagatfins, d. h. etwas über fünfzig Werst, lief in ganz entgegengesetzter Richtung, gerade nach Norden. Von der Hälfte des Weges an wurde die Gegend bergig und waldig. Die Neuvermählten waren nach einem frühen Frühstück ausgefahren, und da der Weg wenig befahren und schlecht war, mußten sie halbwegs, zwischen Alt- und Neumertowschtschina ein paar Stunden lang auf freiem Felde haltmachen, um die Pferde zu füttern, und kamen erst abends zum Tee nach Karatajewka. Das Haus des Baschkirenliebhabers sah sehr viel elender aus als das Haus in Nagatfino. Gleich beim ersten Blicke fielen die kleinen, trüben Fenster auf; die Fußböden

waren uneben, wie von Stufen unterbrochen, voll großer Löcher, die die Ratten durchgenagt hatten, und so schmutzig, daß es nicht mehr möglich war, sie rein zu scheuern. Mit Furcht und Widerwillen trat Soffja Nikolajewna in diese unheimliche, ungasstliche Behausung. Alexandra Stepanowna benahm sich übermütig und erging sich in Anspielungen und Sticheleien, wie z. B. „Willkommen, ihr teuren Gäste, tretet ein und nehmt fürlieb! Du, Bruder, wirst natürlich nicht kritteln; aber ich weiß wirklich nicht, wie sich Soffja Nikolajewna entschließen wird, nach dem Palaste ihres Vaters in der Stadt unsere Hütte zu betreten. Wir sind ja arme Leute, von niederem Rang, und müssen uns nach der Decke strecken. Gehalt und sonstige derartige Einkünfte beziehen wir ja nicht.“ Soffja Nikolajewna blieb ihr nichts schuldig und erwiderte, daß die Lebensweise eines jeden noch mehr von seinem Geschmacke als von seinen Mitteln abhängt, daß es ihr übrigens ganz gleichgültig sei, wie und wo die Verwandten ihres Mannes zu leben für gut befänden. Nach dem Abendessen wurde den Neuermählten zum Schlafgemach der sogenannte Salon angewiesen, wo, sobald das Licht ausgelöscht ward, sich ein entsetzliches Rumoren, Rasseln und Springen erhob und sie von Ratten mit solcher Frechheit angegriffen wurden, daß die arme Soffja Nikolajewna die ganze Nacht nicht einschlafen konnte vor Angst und Ekel. Alexei Stepanowitsch war genötigt, ein Licht anzuzünden und, mit einer Fensterstütze bewaffnet, das Bett gegen die Anfälle der lästigen Tiere zu verteidigen, deren einige, ehe das Licht angezündet war, schon hineingesprungen waren. Ubrigens empfand Alexei Stepanowitsch dabei weder Furcht noch Widerwillen; es war für ihn nichts Neues, und anfangs amüsierten ihn sogar die tollen Sprünge, die frechen Anfälle und das Gequiek der widerwärtigen Bestien; darauf schlief er sogar quer über dem Bett liegend ein, seine Waffe in der Hand; aber Soffja Nikolajewna mußte ihn immer wieder wecken, und erst nach Sonnenaufgang, als der Feind sich in seine Lauf-

gräben zurückgezogen hatte, konnte die arme Frau einschlafen. Sie erwachte mit Kopfschmerzen; allein die Hausfrau lachte nur darüber, wie die nichtsnutzigen Ratten Sofja Nikolajewna erschreckt hätten, und fügte hinzu, daß die Ratten nur gegen Fremde so unartig seien, aber vor den Herren des Hauses Respekt hätten. Alfsinja Stepanowna dagegen und Tanja konnten nicht ohne Mitleid das blasse und leidende Gesicht ihrer Schwägerin sehen und drückten derselben ihre Theilnahme aus. Frau Nagatkina machte sogar ihrer Schwester Alexandra Vorwürfe, da sie doch hätte die gewöhnlichen Vorrichtungen treffen, d. h. das Bett in die Mitte des Zimmers stellen, mit einem Vorhange versehen und dessen Ränder unter die Matratzen stecken lassen können. Darauf erwiderte diese nur mit einem boshaften Lachen und mit der Bemerkung: „Schade, daß die Ratten der lieben Verwandten nicht die Nase abgebissen haben!“ — „Nimm dich in acht,“ sagte ihr darauf Alfsinja Stepanowna; „wenn es der Vater erfährt, kann es dir schlimm gehen.“

Das Dorf Karatajewka lag auf einem Abhange zerstreut, an einem kleinen, aus zusammenrieselnden Quellen gebildeten Flützchen, das am Ende des Dorfes abgedeicht war und eine kleine Mühle in Bewegung setzte. Die Ortschaft war an sich nicht häßlich; aber die Besitzer und ihre ganze Lebensart waren so widerwärtig, daß auch die Gegend niemandem gefallen konnte. Karatajew, der sich in Bagrowo vor Stepan Michailowitsch, zu Hause aber vor seiner Frau fürchtete, wünschte manchmal gegen Sofja Nikolajewna liebenswürdig zu sein, wagte es aber nicht und benutzte nur die zufälligen Abwesenheiten seiner Gemahlin, um Sofja Nikolajewna um die Erlaubnis zu ersuchen, ihre Hand zu küssen, wobei er nach seiner Gewohnheit hinzufügte, sie sei die schönste Frau der Welt. Als er zum zweitenmal diese Bitte vortrug, wurde sie ihm nicht gewährt. Karatajew führte ein eigentümliches Leben: den größten Teil des Sommers brachte er damit zu, die Weideplätze



der Baschkiren zu besuchen und sich täglich mit ihnen in Kumys zu betrinken; er sprach das Baschkirische wie ein Baschkire; wie ein Baschkire konnte er tagelang reiten, ohne vom Pferde zu steigen; sogar seine Beine waren krumm geworden wie die eines Baschkiren; er konnte mit dem Bogen schießen und ein Ei in großer Entfernung zerschmettern wie ein Baschkire. Den Rest des Jahres brachte er in einer mit einem Ofen versehenen Kammer zu, in die man unmittelbar vom Flur gelangte. Da starrte er den ganzen Tag durchs offene Fenster hinaus, sogar im Winter, bei strenger Kälte, in einen Pelz gehüllt. Dabei piff er ein Baschkirenlied und nahm von Zeit zu Zeit einen Schluck Magenbitter oder Baschkirenmet. Warum Karatajew durch dieses Fenster starrte, vor dem ein leerer Hofraum lag mit einem querüberlaufenden, holperigen Fußpfade, was er sah, was er beobachtete, was dieser auf einen Athletenkörper gepflanzte Kopf dachte, das sind Geheimnisse, die kein Psychologe zu enträtseln vermag. Freilich wurden manchmal die Betrachtungen des Philosophen unterbrochen: eine vollbusige Frau oder Dirne ging von der Leutestube über den Hof nach dem Stall; Karatajew nickte und zwinkerte ihr zu und erhielt ein ähnliches Nicken und Zwinkern als Antwort. Aber die weibliche Figur verschwand wie ein Gespenst um die Ecke, und wieder starrte er hinaus in die leere Ferne.

Sofja Nikolajewna konnte kaum den Augenblick erwarten, diese Höhle zu verlassen, und nach einem frühen Mittagessen, während dessen die Pferde schon vor der Thür standen, nahmen die Neuvermählten sogleich Abschied und fuhren davon. Beim Lebewohl küßte die Hausfrau ihre Schwägerin auf beide Wangen und auf die Schulter und dankte ihr warm für den angenehmen Besuch, und ebenso warm dankte letztere für die angenehme Bewirtung.

Als Sofja Nikolajewna endlich mit ihrem Manne in der Kutsche saß, ließ sie ihrem Unwillen freien Lauf. Die gutmütige Afsinja Stepanowna hatte ihr ohne böse Absicht aus-

geplaudert, daß die Hausfrau mit Vorbedacht keine Vorrichtungen gegen die Ratten getroffen hatte, und die junge Frau, die sich lange im Hause ihrer Feindin Gewalt angetan hatte, konnte ihren aufwallenden Zorn nicht mehr bemeistern: sie vergaß, daß Parascha mit in der Kutsche saß; sie vergaß, daß Alexandra Stepanowna die Schwester Alexei Stepanowitschs war, und sparte die energischen Ausdrücke nicht. Alexei Stepanowitsch konnte bei seinem geraden Wesen und guten Herzen an eine solche Schlechtigkeit von seiten seiner Schwester nicht glauben, schrieb alles bloßer Unaufmerksamkeit zu und fühlte sich durch Sofja Nikolajewnas Reden tief gekränkt, die, die Wahrheit zu sagen, jedenfalls nicht zu rechtfertigen waren. Zum ersten Male zürnte der junge Mann seiner jungen Frau, sagte ihr, sie müsse sich schämen, so zu sprechen, wandte sich ab und schwieg. In einer solchen Stimmung kamen sie in Alt-Mertowschschina an, wo damals die kluge alte Marja Michailowna Mertwaja<sup>1</sup> wohnte, deren Tochter Katerina Borisowna (eine große Freundin von Sofja Nikolajewna), seit kurzem an den nach Ufa verbannten und dort zum Witwer gewordenen P. I. Tschitschagow verheiratet, ganz unerwartet für die jungen Bagrows ebenfalls mit ihrem Manne anwesend war. Sofja Nikolajewna, die diesem Tschitschagow nicht minder zugetan war als ihrer Freundin, war von diesem Zusammentreffen so angenehm überrascht, daß sie all ihren Unwillen vergaß und lebhaft und heiter wurde; Alexei Stepanowitsch aber blieb so traurig und schweigsam, daß alle es bemerken mußten.

Die Geschichte Tschitschagows ist ein ganzer Roman, den ich so kurz wie möglich erzählen will; ich tue es, weil diese Familie uns im Verlauf dieser Geschichte wieder begegnen wird und nicht ohne Einfluß auf die Geschehnisse der jungen Bagrows geblieben ist. P. I. Tschitschagow war ein ausnehmend kluger oder, richtiger gesagt, witziger Mann; er hatte eine nach da-

<sup>1</sup> Ihre Söhne nannten sich später mit obrigkeitlicher Erlaubnis Mertwago. (Anmerkung des Verfassers.)

maligen Begriffen sehr gute, vielseitige Erziehung genossen: er sprach mehrere Sprachen, beschäftigte sich mit Zeichnen und Architektur und schrieb in Versen und in Prosa. Als leidenschaftlicher Jüngling verliebte er sich in Moskau in ein Fräulein Kimsko-Korsakowa und beging, um ihre Hand zu erlangen, einen unverzeihlichen Betrug, der erst nach der Heirat entdeckt wurde und ihm die Verbannung nach Ufa zuzog. Seine Frau starb bald darauf; nach Verlauf eines Jahres hatte er sich getröstet, verliebte sich in Katerina Borisowna und fesselte sie durch seinen heiteren Geist, durch seine Liebenswürdigkeit und Bildung; sein Außeres konnte dabei nicht mitgewirkt haben, da er ausnehmend häßlich war. Katerina Borisowna war ein erwachsenes Mädchen von festem Charakter. Ihre Mutter und ihre Brüder konnten sich mit ihr nicht stellen und gaben sie Tschitschagow zur Frau, der in der Folge zwar begnadigt wurde, aber nicht die Erlaubnis erhielt, Ufa zu verlassen. Sofja Nikolajewna hatte ihn in zwiefacher Hinsicht lieb: erstens als den leidenschaftlich geliebten Mann ihrer Freundin, zweitens, und wohl hauptsächlich, als einen geistreichen und gebildeten Mann. Die alte Marja Michailowna gedachte sich für immer auf dem Lande anzusiedeln, und Tschitschagow und seine Frau waren gekommen, um ihr beim Bau eines Hauses und einer Kirche behilflich zu sein. Sofja Nikolajewna, die nun schon eine ganze Woche in der Familie ihres Mannes verlebt hatte, freute sich über die Gesellschaft der Tschitschagows, wie über eine Weihnachtsbescherung; sie fühlte sich von frischer Luft angeweht, ihr lebhafter Geist hatte Nahrung gefunden, und sie plauderte mit den Freunden beinahe bis Mitternacht. Alexei Stepanowitsch hätte in schweigsamer Vereinsamung dageessen, wenn nicht die kluge alte Hausfrau sich seiner angenommen und ihn durch gewandte Gespräche zerstreut hätte. Gleich nach dem Abendessen sagte er jedoch Gute Nacht und zog sich in das für die Gäste zurechtgemachte Zimmer zurück. Sofja Nikolajewna fand ihn im tiefsten Schlafe, und am andern Morgen fuhren sie in aller

Frühe nach Bagrowo, ohne die Bewohner des Hauses aus dem Schlafe zu stören.

Unterwegs fuhr Alexei Stepanowitsch fort zu schmollen und zu schweigen, sogar auf die direkten Fragen Sofja Nikolajewna gab er so kalte, einsilbige Antworten, daß sie aufhörte, ihn anzureden. Bei ihrem lebhaften und ungeduldigen Gemüthe war ihr das sehr peinlich; da sie aber entschlossen war, keine Erörterungen in Paraschas Gegenwart anzuregen, und alles auf die Ruhestunde nach Tische verschob, wo sie mit ihrem Mann allein zu sein hoffte, so knüpfte sie ein Gespräch mit ihrem Dienstmädchen über das frühere Leben in Ufa an. Alexei Stepanowitsch drückte sich in eine Ecke der Kutsche und schlief ein oder stellte sich so. So kamen sie ein paar Stunden vor Tisch in Bagrowo an. Stepan Michailowitsch war sichtbar erfreut, seine Schwiegertochter wiederzusehen, und sagte, er habe ohne sie Langeweile gehabt. „Nein,“ fügte er hinzu, „ihr dürft nicht mehr lange hier bleiben; sonst gewöhne ich mich so an dich, Schwiegertöchterchen, daß ich mich am Ende zu sehr nach dir sehne.“ Er ließ sich von Sofja Nikolajewna ausführlich die Visitenfahrt erzählen. Er kannte Marja Michailowna, lobte sie sehr und sagte, er werde am anderen Tage zu ihr schicken, um sie mit Tochter und Schwiegersohn auf Brot und Salz<sup>1</sup> zu den Neuvermählten einzuladen, und zwar auf den Sonntag, bis zu dem noch vier Tage blieben. „Übermorgen werdet ihr zu Kalpinski und Lupenewski fahren und sie ebenfalls auf Sonntag einladen. Nach Sonntag bleibt ihr noch drei Tage bei mir, und dann mögt ihr mit Gott nach Hause, nach Ufa, ziehen. Gevatter Nikolai Fjodorowitsch hat sich nie von dir getrennt“, fügte er hinzu, sich an Sofja Nikolajewna wendend, „und wird sich wohl sehr nach dir sehnen; und auch du nach ihm, dem armen Kranken.“

Stepan Michailowitsch erriet bald, daß während dieser Fahrt

<sup>1</sup> Symbole der Gastfreundschaft, eine Redensart, die zum Mittagstisch laden bedeutet. (Anmerkung des Übersetzers S. R.)

etwas Unangenehmes vorgefallen sei. Im Verlaufe des Gesprächs fragte er Sohn und Schwiegertochter, wie man sie in Karatajewka empfangen habe. Natürlich antwortete man, daß der Empfang ein sehr freundlicher gewesen sei. Sofja Nikolajewna aber erwähnte unter anderm, daß sie dort die ganze Nacht wegen der Ratten nicht geschlafen habe. Stepan Michailowitsch äußerte sein Erstaunen. Er war nur einmal vor langer Zeit in Karatajewka gewesen und hatte nichts derartiges bemerkt. „Ja, ja, das hat seine Richtigkeit, Stepan Michailowitsch!“ fiel Arina Wasiljewna arglos ein. Umsonst waren die Winke Jelisaweta Stepanownas; die Alte merkte nichts davon, wofür sie später von den Töchtern tüchtig ausgescholten wurde. „Dort gibt es so böse Ratten,“ fuhr sie fort, „daß man ohne Bettvorhang gar nicht schlafen kann.“ — „Und ihr habt ohne Vorhang geschlafen?“ fragte der Alte mit veränderter, unheilverkündender Stimme. Man mußte diese Frage bejahen. „Eine sorgsame Hausfrau!“ sagte er und warf seiner Frau und seiner Tochter, der Generalin, einen solchen Blick zu, daß es sie kalt überlief.

Karatajews, Frau Nagatkina und Tanja waren noch nicht da: man erwartete sie zum Abendtee. Das Mittagessen war nicht heiter. Alle waren befangen, und nicht ohne Grund. Arina Wasiljewna und Jelisaweta Stepanowna spürten das Herannahen des Sturmes und fürchteten, daß der Blitz auch sie treffen möge. Seit langer Zeit hatte Stepan Michailowitsch keine Wutanfälle gehabt; desto furchtsamer sah man seinem Zorn entgegen, von dem man sich entwöhnt hatte. Sofja Nikolajewna sah, daß der Schwiegervater unzufrieden war. Es wäre ihr schon recht gewesen, wenn er seiner Tochter, ihrer erklärten Feindin, eine tüchtige Lektion gegeben hätte; aber sie fürchtete, selbst dabei etwas abzubekommen. Sie hatte die Ratten ganz arglos erwähnt, ohne zu ahnen, daß der Schwiegervater auf diesen Umstand ein so großes Gewicht legen werde. Ubrigens hatte Sofja Nikolajewna noch eine andere große Last

auf dem Herzen: sie wußte noch nicht, wie sie sich gegen ihren Mann verhalten sollte, der ihr zum erstenmal in seinem Leben wegen ihrer beleidigenden Äußerungen über Alexandra Stepanowna zürnte. Sollte sie warten, bis er den ersten Schritt zur Versöhnung tat, oder sollte sie sich selbst an ihn wenden, um dem peinlichen Zustande ein Ende zu machen, ihn um Verzeihung bitten, durch Liebkosungen den Eindruck ihrer unheilvervollen Aufwallung verwischen? Und gewiß hätte sie das letztere getan; denn sie liebte ihren guten, sanften, liebenden Mann innig und zärtlich. Sie machte sich die ärgsten Vorwürfe. Sie hätte dies alles voraussehen müssen. Sie wußte ja, daß Alexei Stepanowitsch nicht gezauert hätte, für sie zu sterben, daß aber eine beständige, feine Aufmerksamkeit, ein Verständnis für alles, was sie kränken konnte, für alle Kleinigkeiten des häuslichen Lebens von ihm nicht zu erwarten sei. Was sollte sie aber anfangen mit ihrem heißen Blute, mit ihren übertrieben erregbaren Nerven, mit ihrer lebhaften Phantasie, mit der unbezwingbaren Empfindlichkeit ihres Herzens? So dachte, so fühlte die arme Frau, in ihrem Zimmer auf und ab gehend, in das sie sich nach Tische zurückgezogen hatte, und wo sie ihren Mann erwartete, den unterwegs seine Mutter aufgehalten und zu sich gerufen hatte. Die Minuten dehnten sich ihr zu Stunden aus. Der Gedanke, daß Alexei Stepanowitsch absichtlich zögere, um nicht mit ihr allein zu bleiben, um Erörterungen zu vermeiden, der Gedanke, daß sie, ohne ihr Herz von der quälenden Last entladen, ohne sich mit ihrem Mann versöhnt zu haben, ihn erst wieder in Gegenwart der feindlich gesinnten Familie sehen werde, daß sie noch den ganzen Abend sich ruhig und heiter zu stellen habe, dieser Gedanke preßte ihr das Herz zusammen, versetzte sie in fieberhafte Angst. Plötzlich öffnete sich die Thür, und Alexei Stepanowitsch trat ein, nicht mehr schüchtern und traurig, sondern entschlossen und sogar zürnend, und begann seiner Frau Vorwürfe zu machen, daß sie seine Schwester Alexandra Stepanowna bei dem Vater verklagt habe. „Jetzt

zittern und weinen sie alle, und Gott weiß, was noch daraus werden wird," sagte Alexei Stepanowitsch, noch von dem erfüllt, was ihm die Mutter und Jelisaweta Stepanowna soeben eingeflüstert hatten. „Es ist schlecht und sündhaft, Zwist und Unfrieden in die Familie des Vatten zu bringen. Ich habe dir ja gesagt, daß mein Vater im Zorne schrecklich ist; und obgleich du das wußtest, hast du seine Neigung zu dir mißbraucht, um . . ." Hier verlor Soffja Nikolajewna die Geduld. Das Blut stieg ihr in den Kopf. Die zärtlichen Gefühle schwiegen; das Schuldbewußtsein, die Reue waren verschwunden, und der arme Gemahl erfuhr; daß nicht Stepan Michailowitsch allein zürnen könne. Ein unaufhaltsamer Strom von Klagen, Vorwürfen, Beschuldigungen brach auf ihn los, und Alexei Stepanowitsch war niedergeschmettert, vernichtet, schuldig ohne Einwand, beinahe selbst überzeugt, daß er ein Bösewicht sei . . . und auf den Knien liegend, in Tränen zerfließend, flehte er Soffja Nikolajewna um Verzeihung an. Auch ein anderer als Alexei Stepanowitsch hätte nicht standhalten können vor diesem feurigen Ausbruche von Verstand, Gefühl, fester Überzeugung und wunderbarer Redegabe! Auch ein vollkommen berechtigter Kläger, ein viel festerer Charakter als Alexei Stepanowitsch hätte sich in diesem Augenblicke vor der jungen, schönen, geliebten Frau für schuldig erklärt. Und Alexei Stepanowitsch war zu seinen Vorwürfen entschieden nicht berechtigt.

Im Schlafzimmer der Neuvermählten hatte sich der Sturm gelegt; aber am anderen Ende des Hauses, in Stepan Michailowitschs Kammer, ging er erst an. Der Alte erwachte. Der Schlaf hatte sein Gemüt nicht beschwichtigt, hatte die Runzeln von seiner finsternen Stirn nicht entfernt. Duster blieb er eine Zeitlang quer über dem Bette sitzen; dann rief er: „Masan!" Masan lag schon lange an der Thür und lugte durch eine Ritze ins Zimmer hinein. Er war dort als Schildwache von der Familie aufgestellt worden, die in angstvoller Erwartung im Saale saß. Masan, aus voller Kehle: „Was beliebt?" schrei-

end, stürzte geräuschvoll ins Zimmer. „Ist Alexandra Stepanowna angekommen?“ — „Sie haben geruht, anzukommen.“ — „Ruf sie her!“ Augenblicklich trat Alexandra Stepanowna ins Zimmer, da ein Zaudern in solchen Fällen das Gefährlichste war. „Also mit Ratten, meine Gnädige, hast du deinen Bruder und deine Schwägerin bewirtet?“ hob Stepan Michailowitsch mit der bekannten, unheilverkündenden Stimme an. „Verzeihen Sie, Vater!“ erwiderte demütig Alexandra Stepanowna, der die Knie zitterten, und deren natürliche Bosheit der Angst wich. „Ich hatte ihnen den Salon eingerichtet und nur nicht daran gedacht, einen Bettvorhang anbringen zu lassen. Vor lauter Eifer und Freude habe ich es ganz vergessen.“ — „Also vor lauter Freude! Als wenn ich dich nicht kannte! Wie hast du dich unterstanden, deinem Bruder und mir eine solche Beleidigung anzutun? Wie hast du dich unterstanden, deinem Vater in seinem Alter eine solche Schande zu machen?“ Vielleicht hätte es damit sein Bewenden gehabt, d. h. alles wäre auf Schelten, Schimpfen und Drohen, vielleicht auf ein paar Püffe hinausgelaufen; aber Alexandra Stepanowna konnte den Gedanken nicht ertragen, daß sie dies um Soffja Nikolajewnas willen erdulde, und in der Hoffnung, daß der Sturm sich glücklich verziehen werde, vergessend, daß in solchen Fällen jede Erwiderung die Sache verschlimmere, murmelte sie: „Und um ihretwillen muß ich das unverdientermaßen erdulden!“ Ein neuer, noch schrecklicherer Zorn flammte in Stepan Michailowitsch auf, jener Zorn, der ihn nie ergriff, ohne scheußliche Ausstritte herbeizuführen. Schon wollte ein furchtbares Wort seinen Lippen entfahren, als Arina Wasiljewna, die Witwe Nagatkina und Tanja, die hinter der Thür gestanden hatten, einzutreten wagten und sich mit lautem Klageschrei dem Alten zu Füßen warfen. Karatajew, der mit bei ihnen gestanden hatte, floh ins Birkenwäldchen, wo er mit einem Stocke wie ein Rasender die schuldlosen Zweige herunterhieb, um seiner Wut über die Behandlung, der seine Frau unterworfen war,



Luft zu machen. Auch Jelisaweta Stepanowna wagte es nicht einzutreten, da sie kein reines Gewissen hatte und wußte, daß ihr Vater es recht wohl merkte. „Väterchen Stepan Michailowitsch!“ schluchzte Urina Wasiljewna, „dein Wille ist uns heilig; tue, was dir beliebt; wir sind alle in deiner Gewalt; schon nur unsere Ehre, laß unsere Familie nicht zuschanden kommen vor der Schwiegertochter; sie ist hier noch neu; du wirst sie zu Tode ängstigen!“ Wahrscheinlich brachten diese Worte den Alten zur Besinnung. Er schwieg eine Weile; dann stieß er Alexandra Stepanowna mit dem Fuße von sich und rief: „Hinaus! und unterstehe dich nicht vor mir zu erscheinen, ehe ich dich rufe!“ Niemand wartete einen weiteren Befehl ab: in einem Nu war das Zimmer leer und alles still um Stepan Michailowitsch, dessen blaue Augen noch lange düster und trübe blieben, dessen Brust noch lange schwer und tief atmete; denn er hatte seine Wut zurückgehalten, seinen flammenden Zorn nicht befriedigt.

Längst kochte die Teemaschine auf dem Tische im Salon und nicht an der Freitreppe, da es draußen feucht war. Es hatte eben aufgehört zu regnen. Die Natur schien mit den Stimmungen im Bagrowschen Hause zu sympathisieren. Von der Stunde des Mittagessens an hatten am Himmel zwei Gewitterwolken gestanden, die eine schwärzer als die andere, Blitze wechselnd und die Luft mit dumpfem Donner erschütternd. Endlich hatte sich alles in einen Platzregen aufgelöst, die Wolken hatten sich im Osten zusammengeballt, und die Sonne war blendend im Westen hervorgetreten. Frischer und duftiger waren Wald und Wiese geworden, lauter und fröhlicher sangen die Vögel. Wie ganz andere Spuren hinterläßt das Ungewitter der menschlichen Leidenschaften!

Urina Wasiljewna und ihre Töchter, mit Ausnahme von Alexandra Stepanowna, die sich krank meldete, und der Schwiegersohn Karatajew (Erlykin war noch immer in Buzurulan) versammelten sich im Salon. Stepan Michailo

witsch ließ sich den Tee auf sein Zimmer bringen und verbot allen den Zutritt zu sich. Die Thür zum Zimmer der Neuvermählten war noch verschlossen; aber nachdem man eine Zeitlang gewartet hatte, entschloß man sich anzuklopfen; sie erschienen sogleich, und obwohl Sofja Nikolajewna heiter schien und Alexei Stepanowitsch wirklich heiterer war als vorher, hielt es nicht schwer, auf ihren Gesichtern zu lesen, daß zwischen ihnen etwas Ungewöhnliches vorgegangen sei. Von den Ereignissen in Stepan Michailowitschs Zimmer wußten sie noch gar nichts. Was Urina Wasiljewna und ihre Töchter betrifft, so sahen sie aus wie Menschen, die man eben aus dem Wasser gezogen oder aus dem Feuer gerissen hat. Schade, daß niemand da war, um das interessante, mannigfaltige Mienen- und Gebärdenpiel der Gesellschaft zu beobachten. Das Gespräch war gezwungen und matt. Die Abwesenheit Stepan Michailowitschs und Alexandra Stepanownas war so verdächtig, daß Sofja Nikolajewna den ersten besten Vorwand ergriff, um in ihr Zimmer zu gehen, wo sie Parascha berief und das Geheimnis sich löste. In der Mädchenstube wußte man schon alles ganz genau: erstens hatten Masan und Tanaitschenok die ganze Geschichte gehört; zweitens waren die alte Herrin und das Fräulein daran gewöhnt, alles ihren Dienstmädchen anzuvertrauen; also konnte Parascha ihrer Herrin eine genaue, ausführliche Meldung machen. Sofja Nikolajewna war höchst bestürzt. Sie hatte keineswegs solche schrecklichen Folgen erwartet, machte sich die größten Vorwürfe darüber, daß sie dem Schwiegervater von diesen Unglücksratten erzählt habe, und empfand das aufrichtigste Mitleid für Alexandra Stepanowna. Sie kehrte in den Salon zurück und bat ihre Schwiegermutter um die Erlaubnis, die kranke Schwägerin besuchen zu dürfen; aber man erwiderte ihr, daß sie schlafe. Während Sofja Nikolajewna auf ihrem Zimmer war, hatte man die ganze Geschichte Alexei Stepanowitsch erzählt. Um neun Uhr wurde eilig zu Abend gegessen, und gleich darauf zog sich ein jedes in sein

Zimmer zurück. Als Sofja Nikolajewna sich mit ihrem Manne allein sah, warf sie sich ihm mit Thränen um den Hals und bat ihn noch einmal mit dem tiefsten Reuegefühl um Verzeihung, wobei sie sich selbst viel schwerer beschuldigte, als billig war. Alexei Stepanowitsch konnte den schönen Quell dieser inneren Qual, dieser Zerknirschung nicht würdigen. Es tat ihm nur leid, daß sie sich umsonst so viel Kummer mache, und er mühte sich ab, sie zu trösten, indem er ihr sagte, daß nun, Gott sei Dank, alles ein glückliches Ende genommen habe, daß man an dergleichen im Hause gewöhnt sei, daß morgen der Vater ganz heiter erwachen und der Schwester Alexandra Stepanowna verzeihen werde, und daß alles wieder wie früher einen guten Gang nehmen werde. Er bat Sofja Nikolajewna nur, sich mit der Familie in keinerlei Erörterungen einzulassen und nicht, wie sie die Absicht hatte, wegen ihrer unbeabsichtigten Verschuldung um Verzeihung zu bitten, und riet ihr, am anderen Morgen nicht eher zum Vater zu gehen, als bis er sie selbst rufen ließe. Klarer als jemals verstand Sofja Nikolajewna das Wesen ihres Mannes, und ihr wurde unendlich traurig zumute. Er schlief ganz ruhig ein, wie gewöhnlich; sie konnte die ganze Nacht nicht schlafen.

Der Zornanfall hatte Stepan Michailowitsch tief erschüttert, und er schämte sich seines wilden Benehmens, wenn er daran dachte, daß die Schwiegertochter davon gehört haben könne. Seinem redlichen Sinne war jede niederträchtige und bössartige Handlung verhaßt, und die Handlung der Tochter galt ihm außerdem als ein Trotz gegen seine väterliche Autorität. Er war nahe daran, zu erkranken. Er aß kein Abendbrot, ging nicht hinaus auf seine Freitreppe, wollte sogar den Verwalter nicht sehen, sondern ließ ihm seine Befehle durch die Diener zukommen. Jedoch das wohlthätige Dunkel der Nacht, das unsere innere Sehkraft schärft, die Stille und endlich der Schlaf, der friedengebende, der seelenberuhigende, brachten ihre erwünschte Wirkung hervor. Am anderen Tage ließ Stepan

Michailowitsch frühmorgens Arina Wasiljewna zu sich rufen und teilte ihr folgenden Befehl an seine Töchter mit, der augenscheinlich direkt Alexandra Stepanowna und zum Teil auch Jelisaweta Stepanowna betraf: man solle nicht die mindeste Unzufriedenheit an den Tag legen und die Schwägerin nichts merken lassen. Kurz darauf wurde die Teemaschine aufgetragen und die ganze Familie gerufen. Arina Wasiljewna hatte zum Glück Zeit gefunden, durch ihren Sohn die Schwiegertochter bitten zu lassen, daß sie den Alten erheitere, der heute nicht ganz wohl und ein wenig verstimmt sei, und die Schwiegertochter erfüllte, trotzdem sie die ganze Nacht nicht geschlafen hatte und selbst nicht heiter gestimmt war, den Wunsch ihrer Schwiegermutter aufs beste, der zugleich der Wunsch der ganzen Familie und insbesondere ihr eigener war.

Sofja Nikolajewna war eine wunderbare Persönlichkeit! Ihre lebhafteste, empfängliche, leicht erregbare Natur konnte dem schnellsten Umschwunge ihrer Gedanken und Gefühle folgen, und so verwandelte sie sich oft plötzlich in ihrem ganzen Wesen. In der Folge wurde diese Eigentümlichkeit als Verstellungsgabe angesehen; dies war aber ein grober Irrtum. Es war vielmehr die künstlerische Fähigkeit, sich ganz in eine andere Sphäre, in eine andere Situation zu versetzen, sich rückhaltlos einer neuen Idee, einem neuen Wunsche hinzugeben und durch diese innige Hingebung unwiderstehlich hinzureißen. Der Gedanke und der Wunsch, den aufgeregten Schwiegervater zu beruhigen, den sie so herzlich lieb gewonnen hatte, der für sie Partei genommen hatte, der ihretwegen in einen Zorn geraten war, der seiner Gesundheit schaden konnte, der Gedanke, ihren Mann und die ganze Familie, die um ihretwillen in Folge ihrer unvorsichtigen Äußerung erschreckt und gekränkt worden war, zu beruhigen, ergriff so allmächtig Sofja Nikolajewnas Seele und Phantasie, daß sie sich in ein höheres, unwiderstehliches Wesen zu verwandeln schien, — und bald unterwarf sich alles dem Zauber ihres Wirkens. Sie schenkte selbst den Tee ein

und fand zugleich Zeit, eigenhändig die Tassen umherzureichen, zuerst dem Schwiegervater, dann der Schwiegermutter und den übrigen Mitgliedern der Familie. Dabei sprach sie mit allen und war so ungezwungen, so freundlich, so heiter, daß der Schwiegervater fest daran glaubte, daß sie nichts von der gestrigen Szene wisse, und selbst darüber ganz heiter wurde. Da seine Heiterkeit auch in hohem Grade ansteckend war, so waren nach einer Stunde alle Spuren des gestrigen Ungewitters verschwunden.

Gleich nach dem Mittagessen fuhren die jungen Eheleute aus, um Visiten zu machen, und zwar fuhren sie nach Nekljudowo zu Kalpinski und nach Lupenewka (zwei Werst von Nekljudowo) zu der uns schon bekannten Glena Iwanowna Lupenewska. In Nekljudowo wohnte Ilarion Nikolajewitsch Kalpinski mit seiner Frau Katerina Iwanowna. Er war ein in seiner Art merkwürdiger Mann, ohne wissenschaftliche Bildung, aber gescheit und belesen, der aus einem niederen Stande (man versicherte, er sei von Geburt ein Mordwine) sich bis zum Hofrat emporgearbeitet und aus Kalkül die Tochter eines Gutsbesizers von altem Adel geheiratet hatte. Er hatte sich jetzt der Landwirtschaft gewidmet und sparte eifrig Geld zusammen. Kalpinski hatte die Prätention, ein Freigeist und Philosoph zu sein; die, welche etwas von Voltaire gehört hatten, nannten ihn einen Voltairianer. In seiner Familie lebte er abgesondert und einsam und genierte sich nicht in der Befriedigung seiner Liebhabeereien und Gelüste. Soffa Nikolajewna hatte von ihm gehört, aber ihn nie gesehen, da er früher in Petersburg angestellt gewesen und erst kürzlich direkt nach Drenburg versetzt worden war. Sie war sehr erstaunt, in ihm einen gescheiten, nach damaligen Begriffen gebildeten Mann in elegantem, städtischem Kostüm zu finden. Anfangs war ihr diese Überraschung angenehm; aber bald flößte die Gottlosigkeit und der Zynismus, mit dem dieser Mensch sich beeilte, vor der schönen Stadtdame die häßlichen Seiten seines ehelichen Lebens aufzudecken, ihr

einen Widerwillen ein, den sie auch später nie überwinden konnte. Seine Frau unterschied sich, was die moralischen Eigenschaften anbelangt, in nichts von ihrer Schwester Lupenewskaja, war aber viel gescheiter. Nachdem die jungen Eheleute eine Stunde bei Kalpinski geblieben waren, fuhren sie zu Frau Lupenewskaja und verweilten auch bei ihr eine Stunde. In beiden Häusern bekamen sie Tee und eingemachte Früchte, mit Gesprächen gewürzt, über die Soffja Nikolajewna entrüstet war. Beide Familien wurden auf den Sonntag zu Tische geladen. Als eine unerklärliche Seltsamkeit in psychologischer Hinsicht muß es betrachtet werden, daß Jlena Iwanowna sich von Soffja Nikolajewna unwiderstehlich angezogen fühlte; als letztere Abschied nahm, überschüttete die alte Dame sie mit einer Flut so närrisch klingender Zärtlichkeiten und Komplimente, daß man darüber entweder erröten oder lachen mußte; nichtsdestoweniger war es der Ausdruck einer wahren Zuneigung und Bewunderung. Eine Stunde vor dem Abendessen kamen die jungen Eheleute nach Hause, wo sie auf der wohlbekanntten Freitreppe von Stepan Michailowitsch besonders freudig empfangen wurden. Der Alte war höchst erheitert durch die Erzählung von Jlena Iwanownas plötzlicher Liebe zu seiner Schwiegertochter, und wie sie die letztere geküßt und ihre Seelenverwandte und liebste Kusine genannt habe. Sogar nach dem Abendbrot versammelte sich die ganze Familie gegen ihre Gewohnheit wieder auf der Freitreppe, und es wurde noch traulich in der Abendkühle geplaudert, unter dem Sternenhimmel, beim Schimmer der erlöschenden Abenddämmerung, die Stepan Michailowitsch ganz besonders lieb hatte, er wußte selber nicht warum.

Die beiden Tage, die noch bis zum Sonntag übrigblieben, vergingen ohne sonderliche Ereignisse. Erlykin kehrte aus Bugoruslan zurück, gelb und leidend, wie er es immer nach einem Anfall von Trunksucht war. Stepan Michailowitsch wußte von der unglücklichen Schwäche oder Krankheit seines Schwiegersohnes und behandelte ihn selbst mit gewissen widerlichen

Kräuterweinen, aber ohne sonderlichen Erfolg. In nüchternem Zustande hatte Erlykin einen Widerwillen gegen alles Spirituöse und konnte nicht einmal ein Glas Wein ohne Schaudern an die Lippen bringen. Aber etwa viermal jährlich wurde er von einer förmlichen Leidenschaft für berauschte Getränke ergriffen; man versuchte, ihm keine zu geben; dann verfiel er aber in den elendesten Zustand; er schwatzte unaufhörlich, klagte und weinte und warf sich den Leuten zu Füßen, um einen Schluck Wein flehend; wenn man ihm auch dann seine Bitte nicht gewährte, geriet er in Wut, raste und tobte und versuchte sogar, sich umzubringen. Sofja Nikolajewna wußte das alles aus Erzählungen und empfand das tiefste Mitleid mit dem armen Schwager. Sie benahm sich gegen ihn aufs freundlichste und suchte ihn in heitere Gespräche hineinzuziehen, doch umsonst: der mürrische, finstere, stolze General beharrte in seinem hartnäckigen Schweigen. Jelisaweta Stepanowna, statt dankbar zu sein, fühlte sich durch die Aufmerksamkeit der Schwägerin gegen den Schwager beleidigt und gab ihr das durch Sticheleien zu verstehen. Stepan Michailowitsch bemerkte dies und erteilte seiner klugen Tochter einen strengen Verweis, der sie noch mehr gegen die Schwägerin aufreizte.

Zweimal fuhr Stepan Michailowitsch mit Sofja Nikolajewna durch die Winter- und Sommersaatsfelder nach dem Hegewalde und nach seinen lieben Bergquellen spazieren. Dem Alten schien es, daß alles die liebe Schwiegertochter interessiere und ihr ganz ausnehmend gefalle; aber ihr mißfiel entschieden alles. Nur eines hielt Sofja Nikolajewnas Mut aufrecht: der Gedanke, daß sie Bagrowo bald verlassen und hoffentlich nie wiedersehen werde. Wenn ihr damals jemand gesagt hätte, daß sie an diesem Orte ihr ganzes Leben verbringen und sterben würde, hätte sie nicht daran geglaubt und aufrichtig erwidert, daß sie den Tod vorziehe. Aber nur an das glaubt der Mensch sich nie gewöhnen zu können, was ihm Gott noch nicht geschickt hat!

Der Sonntag kam. Die Gäste begannen sich zu versammeln. Aus Alt-Mertowtschjina war Marja Michailowna angekommen, aus Lupenewka und Nefljudowo Lupenewskis und Kalpinski, aus Buguruslan der Richter und der Polizeimeister, zwei alte Junggesellen. Auch eine alte Nachbarin war von ihrem Gute gekommen, die kleine, magere, gesprächige Afrosinja Andrejewna (der Familiennamen ist mir entfallen; es nannte sie auch niemand beim Familiennamen). Sie war eine unerschöpfliche Lügnerin, deren Geschichten manchmal Stepan Michailowitsch dasselbe Vergnügen machten, das ein Erwachsener bisweilen an Kindermärchen findet.

Aber es lohnt sich, Afrosinja Andrejewna kennen zu lernen, wenn auch nur flüchtig. Afrosinja Andrejewna hatte zehn Jahre in Petersburg zugebracht, wegen eines Prozesses, den sie endlich gewonnen hatte, und lebte seitdem auf ihrem kleinen Gute. Aus Petersburg hatte sie eine Reihe so wunderbarer und abenteuerlicher Geschichten mitgebracht, die sie selbst erlebt haben wollte, daß Stepan Michailowitsch sich fast totlachte, wenn er sie von ihr hörte. Unter anderem erzählte sie, daß sie mit der Kaiserin Katerina Alexejewna auf dem vertrautesten Fuße verkehrt habe, wobei sie zur Erläuterung hinzufügte, daß, wenn man zehn Jahre in derselben Stadt lebe, man ja nicht umhin könne, miteinander bekannt zu werden. „Ich stehe einmal in der Kirche,“ erzählte die begeisterte Lügnerin; „die Messe geht zu Ende; die Kaiserin schreitet an mir vorüber; ich verneige mich tief und erdreiste mich, ihr zum Festtag Glück zu wünschen; sie aber, Ihre Majestät, geruht zu antworten: ‚Guten Tag, Afrosinja Andrejewna! Wie geht’s mit deinem Prozesse? Warum kommst du niemals des Abends zu mir mit deinem Strickzeuge? Da können wir zur Kurzweil zusammen plaudern.‘ Seitdem war ich jeden Abend bei ihr. Ich wurde mit den Hofleuten bekannt, und jedermann kannte und liebte mich im Schlosse. Wenn jemand unter ihnen in die Stadt geschickt wurde, um Einkäufe zu machen, kehrte er bei mir ein



und erzählte mir, was im Schlosse los war. Natürlich hatte ich immer ein Gläschen Brantwein für solche Fälle bereit. Eines Tages, gegen Abend, sitze ich so am Fenster, plötzlich galoppiert ein Hoflakai vorbei, ganz rot gekleidet, mit dem kaiserlichen Wappen; nach einer Weile ein zweiter, endlich ein dritter. Da kann ich es nicht mehr aushalten, hebe das Fenster empor und rufe: „Filip Petrowitsch! Filip Petrowitsch! Wohin so eilig, daß ihr nicht einmal bei mir einkehrt?“ — „Habe keine Zeit, Mütterchen,“ erwiderte der Lakai; „es ist eine verfluchte Geschichte: es fehlt an Lichtern im Schlosse, und wir brauchen bald welche!“ — „Halt!“ schreie ich, „ich habe fünf Pfund vorrätig; die könnt ihr bekommen!“ Wie sich mein Filip Petrowitsch freute! Ich trug ihm eigenhändig die Lichter hinaus, und so war ihm geholfen. Ja, ja, Stepan Michailowitsch, so ging es zu. Wie sollten mich da die Leute nicht lieben?“

Stepan Michailowitsch besaß unter vielen Eigenheiten die, daß er, obgleich ein geschworener Feind jedes absichtlichen Betruges, ja jedes auch noch so geringfügigen Verstoßes gegen die Wahrheit, mit Vergnügen die harmlosen Lügen gutmütiger Leute anhörte, die sich mit naiver Hingebung von ihrer zu lebhaften Phantasie hinreißen ließen und sich selbst in den Glauben an ihre Erfindungen hineinlogen. Nicht nur in heiterer Gesellschaft, sondern auch im Zwiegespräch, wenn er bei guter Laune war, liebte er es, sich mit Afrosinja Andrejewna zu unterhalten, welche stundenlang mit der größten Wärme im Stile des angeführten Probestückchens von ihrem zehnjährigen Aufenthalte in Petersburg erzählen konnte.

Doch kehren wir zu den in Bagrowo versammelten Gästen zurück. Welcher Rock zierte den Richter, welche Uniform den Polizeimeister! Und dazu, zwischen den zwei Vogelscheuchen in Frauenkleidern, d. h. zwischen seiner Frau und seiner Schwägerin, Kalpinski im französischen gestickten Stutzerrocke, mit zwei Uhrketten an der Weste, mit unzähligen Ringen an den Fingern, mit seidenen Strümpfen und mit goldenen

Schnallen an den Schuhen. Auch Stepan Michailowitsch hatte Toilette machen müssen, und die ganze Familie hatte sich herausgeputzt. Der witzige, satirische Tschitschagow konnte sich nicht genug an diesem Gemisch von Kostümen und besonders an seinem Freunde Kalpinski ergötzen. Er konnte seiner Zunge freien Lauf lassen, da seine Frau und Sofja Nikolajewna, denen er all seine Bemerkungen zuflüsterte, zusammen und apart saßen. Sofja Nikolajewna hatte große Mühe, sich des Lachens zu erwehren; sie bemühte sich, nicht darauf hinzuhören, und bat ihn dringend, zu schweigen oder sich mit dem ehrwürdigen Stepan Michailowitsch zu unterhalten, was er denn auch tat, und was zur Folge hatte, daß er bald den Alten lieb gewann und auch ihm lieb wurde. Herrn Kalpinski dagegen konnte der Hausherr nicht leiden, erstens weil er ein Parvenu, zweitens weil er ein Schlemmer und Rezer war.

Man kann sich denken, wie großartig das Mittagessen war. Für diesmal hatte Stepan Michailowitsch auf seine Leibgerichte, Magenwurst, gebratenen Schweinerücken und grüne Grütze, verzichtet. Man hatte sich einen geschickten Koch irgendwoher verschafft. Das Material, aus dem das Mahl bereitet war, brauche ich nicht zu loben: ein sorgsam gepflegtes sechs wöchiges Kalb, ein Schwein, bis zur Monstrosität gemästet, Geflügel aller Art, fette Hammel; von allem war vollauf für diesen Tag bereitgestellt worden. Der Tisch ächzte unter der Wucht der Schüsseln, und alle konnten darauf nicht Platz finden; damals war es nämlich Sitte, alle Gerichte auf einmal auf den Tisch zu stellen. Die Mahlzeit fing mit kaltem Essen an: mit Schinken und geräuchertem Schweinefleisch mit Knoblauch; dann kam warmes: grüne Kohlsuppe und Krebsuppe, von verschiedenen Pasteten begleitet; gleich darauf wurde Betensuppe mit Eis serviert, dazu frischgesalzener Stör und eine ganze Pyramide von geschälten Krebschwänzen. Entrees gab es nur zwei: marinierte Wachteln mit Kohl und farcierte Enten mit einer roten Sauce, welche Pflaumen, Pfirsiche und

Aprikosen enthielt. Die Entrees waren eine Konzession an die Mode. Stepan Michailowitsch mochte sie nicht und nannte sie Quarkerei. Hierauf erschien ein kolossaler Truthahn und eine Kalbskeule, von Salzmelonen, marinierten Äpfeln, gesalzenen Pfifferlingen und Rötlingen in Essig begleitet. Das Mahl schloß mit süßem Backwerk und einem Apfelfuchen, der mit dicker Sahne verzehrt wurde. Dazu wurde Fruchtlikör getrunken, selbstgebrautes Märzenbier, Kwas mit Eis und schäumender Met. Und alles das verzehrte man, ohne ein Gericht auszulassen, und alles ertrugen die heroischen Mägen unserer Großväter und Großmütter! Man aß ohne zu eilen, und das Mittagsmahl dauerte lange. Dazu trug außer der Menge und der Massigkeit der Gerichte der Umstand bei, daß die Diener, sowohl die des Hauses als die von den Gästen mitgebrachten, gar nicht zu bedienen verstanden und immerwährend aneinanderrannten, wobei die Damen in Gefahr kamen, mit Sauce begossen zu werden.

Das Mahl war ein sehr vergnügtes; rechts neben dem Hausherrn saß Marja Michailowna, links Tschitschagow, der mit jedem Augenblicke Stepan Michailowitsch besser gefiel, und der für sich allein fähig gewesen wäre, die langweiligste Gesellschaft zu erheitern. Neben Marja Michailowna saßen die Neuvermählten, neben Sofja Nikolajewna ihre Freundin Katerina Borisowna, an deren Seite sich Kalpinski gesetzt hatte, welcher während der Tafel den beiden jungen Damen eifrig den Hof machte und zugleich Zeit fand, hie und da mit Alexei Stepanowitsch ein scherzhaftes Wort zu wechseln, nebenbei aber von allem doppelte Portionen zu verzehren, um sich so für das strenge Fasten zu entschädigen, das er zu Hause freiwillig aus Geiz beobachtete. Tschitschagows Nachbar war Erlykin, der, als der einzige in der ganzen Gesellschaft, wenig aß, nur kaltes Wasser trank und tiefsinnig schweigend dreinblickte. Um die Herrin des Hauses grupperten sich ihre Töchter, ihre Nichten und die übrigen Gäste. Nach Tische begab man

sich in den Salon, wo zwei Tische mit Süßigkeiten bedeckt waren. Auf einem derselben stand ein runder Konfektbehälter aus chinesischem Porzellan auf einem runden, eisernen, vergoldeten und bunt bemalten Untersatz. Der Behälter war durch Scheidewände in eine Menge länglicher, mit Deckeln versehener Abteilungen geschieden, die eingemachte Himbeeren, Erdbeeren, Kirschen, Johannisbeeren von dreierlei Art usw. enthielten. In der Mitte erhob sich ein rundes Näpfschen voll Rosenkonserve. Dieses Konfektservice, das jetzt für eine kostbare Seltenheit gelten würde, war ein Geschenk des alten Subin an Stepan Michailowitsch. Der andere Tisch war mit Tellerchen bedeckt voll trockener Pflaumen, Pfirsiche, Datteln, Feigen, Walnüsse, Knackmandeln, Pistazien, Zedernüsse usw. Nach Tische war Stepan Michailowitsch so heiter, daß er sich sogar nicht zur Ruhe legen wollte. Alle sahen, was er auch absichtlich zeigen wollte, daß er seine Schwiegertochter ausnehmend lieb und wert hielt, und daß sie auch ihn von Herzen liebte und achtete. Während der Tafel wandte er sich oft an sie und bat sie um allerhand kleine Dienste; dieses sollte sie ihm reichen, jenes einschenken, von dem Gerichte da ihm ein Stückchen nach ihrem Geschmack wählen. „Ich und mein Schwiegertöchterchen“, fügte er hinzu, „haben in allem denselben Geschmack.“ Dann sollte sie ihn daran erinnern, was er ihr gestern gesagt, für die andern wiederholen, was sie ihm bei der und der Gelegenheit erzählt hätte; er habe es vergessen. Ebenso nach Tisch. Jenes sollte sie befehlen, dieses bringen, und tausend solche Kleinigkeiten, seine Aufmerksamkeiten, freundliche Anreden, die bei ihrem schlichten Inhalte und ihrer schwerfälligen Form in einem Tone, mit einem Ausdruck gesprochen waren, die niemanden im Zweifel darüber lassen konnten, daß der Alte von seiner Schwiegertochter ganz bezaubert sei. Wir brauchen nicht hinzuzufügen, mit welcher dankbaren Liebe Soffja Nikolajewna auch die kleinsten, für viele Anwesende unmerklichen Äußerungen erwiderte, in denen

sich die Zuneigung des sonst so schroffen Schwiegervaters ausdrückte. In einem Anfall von Laune wandte sich Stepan Michailowitsch zu Frau Lupenewskaja und fragte sie laut: „Nun, Flena Iwanowna, was sagst du zu meiner Schwiegertochter?“ Flena Iwanowna, deren Enthusiasmus infolge des Bieres und der Liköre sich noch gesteigert hatte, hob darauf an zu beteuern und sich bekreuzend zu schwören, daß ihr Soffja Nikolajewna von der ersten Minute an, wo sie dieselbe erblickt habe, teurer geworden sei als ihre Tochter Lisanka, und daß der Vetter Alexei Stepanowitsch der glücklichste der Sterblichen sei. „In diesem Tone also lügst du jetzt,“ sagte Stepan Michailowitsch bedeutsam zu ihr; „hüte dich, wieder in den alten zu verfallen!“ Hier wurde er durch Soffja Nikolajewna unterbrochen, die wohl die Fortsetzung eines solchen Gesprächs nicht wünschte und den Schwiegervater dringend ersuchte, sich, wenn auch nur auf ein Stündchen, zur Ruhe zu legen, worein dieser auch willigte. Die Schwiegertochter geleitete ihn in sein Zimmer, schloß eigenhändig den Bettvorhang über ihm und eilte wieder zu den Gästen, um des Alten Befehl zu erfüllen, dieselben angenehm zu unterhalten. Einige unter ihnen hatten sich zur Ruhe gelegt; die übrigen waren auf die Insel gegangen und hatten sich dort im Schatten an dem klaren Flusse gelagert. Soffja Nikolajewna erinnerte sich der unsinnigen Aufwallung, in die sie vor einigen Tagen an diesem Platze geraten war, erinnerte sich ihrer bitteren Reden, die ihren Mann auf lange Zeit traurig gemacht hatten, und ihr Herz blutete, und obgleich sie nun Alexei Stepanowitsch glücklich und vergnügt sah, laut lachend über eine zweideutige Anekdote, die ihm Kalpinski erzählte, konnte sie sich doch nicht erwehren, ihn zur Seite zu ziehen, ihn zu umarmen und ihm mit Tränen in den Augen zu sagen: „Verzeihe mir, lieber Mann, und vergiß auf immer, was hier am Tage unserer Ankunft vorgefallen ist!“ Alexei Stepanowitsch war durch die Tränen sehr unangenehm berührt, umarmte aber seine Frau, küßte ihr

beide Hände, und gutmütig erwidern: „Mache dir doch um die Kleinigkeit keine Sorge, mein Herzchen!“ eilte er zu Kalpinski zurück, um das Ende seiner merkwürdigen Anekdote zu hören. Freilich lag hierin kein Grund betrübt zu sein; aber dennoch fühlte sich Sofja Nikolajewna ein Weilchen traurig.

Der Alte erwachte bald und ließ die ganze Gesellschaft zu sich rufen. Vor der Freitreppe, im breiten Schatten des Hauses, summt schon die Teemaschine; Tische, Stühle und Sessel erwarteten die Gäste. Die junge Frau goß den Tee ein; es wurde dazu schöne dicke Sahne mit braungebranntem Häutchen und allerhand Backwerk präsentiert, und alles fand wieder im Magen der Gäste Platz. Nach dem Tee fuhren Kalpinski und Lupenewski nach Hause, da sie nur fünfzehn Werst weit wohnten und in Bagrowo entschieden kein Platz zum Übernachten da war. Die Gäste aus Buguruslan verabschiedeten sich ebenfalls.

Am anderen Tage früh reiste Marja Michailowna mit den Tschitschagows fort, und nach dem Mittagessen machten sich Erlykins auf den Weg, um sich zum Empfange der Neuvermählten bei deren Rückreise nach Ufa vorzubereiten. Am Abend desselben Tages erklärte Stepan Michailowitsch ohne Umstände, daß es auch für die übrigen Gäste Zeit sei, an den Rückweg zu denken, und daß er die letzten Tage allein und ungestört mit Sohn und Schwiegertochter zu verleben wünsche. Natürlich machten sich alle Gäste am folgenden Tage fort. Alexandra Stepanowna sagte ihrer Schwägerin so zärtlich Lebewohl, wie sie nur konnte, und Sofja Nikolajewna nahm von ihr mit aufrichtiger Freude Abschied. Der Schwiegervater schien ihren geheimen Wunsch erraten zu haben, ein paar Tage mit ihm allein und ohne seine Töchter zuzubringen. Sie segnete in Gedanken den scharfblickenden alten Mann. Ihrer Schwägerin Afsinja Stepanowna sagte sie mit dem Gefühle warmer Dankbarkeit und wahrer Anhänglichkeit Lebewohl. Der Alte bemerkte das alles recht wohl. Die Schwiegermutter und Tanja waren nicht

störend, erstens weil sie von Natur viel wohlwollender und auch der neuen Verwandten weniger abhold waren, zweitens weil sie die löbliche Gewohnheit hatten, sich zurückzuziehen, wenn sie bemerkten, daß man ihrer Gesellschaft nicht bedürfe.

Drei Tage verlebten die Neuwermählten noch in Bagrowo in vollkommener Gemütsruhe, von der lästigen Aufsicht mißwollender Zeugen befreit, nicht mehr verstimmt durch erheuchelte Freundlichkeit und giftige Anspielungen. Soffja Nikolajewnas reizbare Nerven beruhigten sich, und sie konnte einen ungetrübteren Blick um sich werfen, die eigentümliche Sphäre, in die sie getreten war, richtiger verstehen und würdigen. Sie lernte das Wesen der Schwiegermutter und Tanjas, die ihr in jeder Beziehung fremd waren, vernünftiger und nachsichtiger auffassen; sie tat auch einen besonneneren Blick in den Charakter ihres Schwiegervaters. Es ward ihr nun klar, in welcher Umgebung ihr Mann aufgewachsen sei, und daß er nicht anders sein könne, als er war, und sie mußte einsehen, daß sie sich darauf gefaßt zu machen habe, oft und lange und vielleicht immer in gewissen Punkten von ihm mißverstanden zu werden. Doch dieser letzte Gedanke ging ihr nur flüchtig durch den Kopf, und die früheren schönen Träume von der neuen Erziehung und Umbildung ihres Alexei tauchten wieder in ihrer lebhaften Phantasie auf. Das, was bei den meisten jungen Frauen der Fall zu sein pflegt, bewährte sich auch an Soffja Nikolajewna: das Bewußtsein der geistigen Ungleichheit, ja einer gewissen Beschränktheit der Begriffe und Gefühle bei ihrem Manne verhinderte sie keineswegs, sich ihm in feuriger, grenzenloser Liebe hinzugeben, und schon fing in ihrer Seele das unklare Gefühl zu dämmern an, daß er sie nicht ganz so liebe, wie er sie lieben solle, da er neben ihr noch Augen habe für den Teich und die Insel, für die Steppe mit ihren Schnepfen, für das Wasser mit den ihr verhassten Fischen. Das Gefühl der Eifersucht, wenn auch noch unbestimmt und unklar, keimte schon in ihrem liebenden Herzen, und dunkle

Ahnungen stiegen in ihr auf, wenn sie an die Zukunft dachte. Stepan Michailowitsch, der bisher ebenfalls durch das beständige Aufpassen auf das Betragen seiner Töchter gestört worden war, konnte nun seine Schwiegertochter und auch seinen Sohn schärfer ins Auge fassen. Er war so gescheit trotz all seiner Unwissenheit und so feinführend trotz seiner rauhen Weise sich auszudrücken, daß er bald die Ungleichheit dieser beiden Naturen gewahrte und darüber sehr nachdenklich wurde. Damit ist nicht gesagt, daß er keine Freude hatte an ihrer gegenseitigen Liebe, an der immerwährenden, leidenschaftlichen Aufmerksamkeit Sofja Nikolajewna gegen ihren Mann. Nein, er freute sich daran, aber mit einem gewissen Nebengefühle von Furcht und ohne rechten Glauben an die Dauerhaftigkeit dieses schönen Zustandes. Er sprach viel und ernsthaft mit ihnen, sowohl mit beiden zugleich, als auch mit jedem insbesondere. Er wollte etwas aussprechen, auf etwas hinweisen, einen nützlichen Rat geben; aber wenn er zu reden anfing, fanden seine ihm selbst nicht klaren Gedanken und Gefühle nicht den angemessenen Ausdruck, und er mußte sich mit den gewöhnlichen banalen, aber weisheitsvollen Formeln begnügen, in denen von alters her die Väter den Kindern die Regeln eines guten Lebenswandels zu überliefern pflegen. Dies quälte ihn, und er sprach sich aufrichtig darüber gegen seine kluge Schwiegertochter aus, die jedoch nicht erraten konnte, was ihm im Sinne lag und nicht von der Zunge wollte. Seinem Sohn sagte er: „Deine Frau ist sehr klug, aber bisweilen zu rasch; wenn sie in ihren Worten zu weit geht, so verweise es ihr sogleich und gib ihr zu verstehen, daß sich das nicht ziemt; verweise es ihr, aber verzeihe ihr gleich darauf und schmolle nicht; hüte dich, wenn du unzufrieden bist, etwas auf dem Herzen zu behalten; sage ihr alles frisch heraus, denn du kannst dich auf ihr Herz verlassen; sie wird dir nie einen andern vorziehen.“ Zu Sofja Nikolajewna sprach er unter vier Augen in ähnlicher Weise: „Liebes Schwiegertöchterchen, nichts hat dir Gott versagt; nur eines



möchte ich dir raten: bändige dein zu heißes Blut; dein Mann ist ein guter und ehrlicher Mensch; sein Gemüt ist sanft, und er wird dir nie etwas zuleide tun; hüte dich also ebenfalls, ihn zu beleidigen! Ehre ihn und behandle ihn mit Achtung! Wenn die Frau den Mann nicht ehrt, wird nichts Gutes daraus. Wenn er auch etwas tut oder spricht, was dir nicht recht ist, so tust du gut, dazu zu schweigen und es nicht mit allem so genau zu nehmen. Ich habe dich von Herzen lieb und durchschaue dich durch und durch. Ich bitte dich inständig: halte Maß; alles ist nur in einem gewissen Maße gut, sogar Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit."

Der Sohn empfing die Belehrungen seines Vaters mit der gewohnten Ehrfurcht, seine Frau mit der warmen, liebevollen Dankbarkeit einer Tochter. Es wurde auch vieles andere besprochen: das künftige Leben in Ufa, Alexei Stepanowitschs weitere dienstliche Laufbahn, die Geldmittel des jungen Paares für das Leben in der Stadt. Alles wurde reiflich erwogen, und über alles wurde man einig.

Endlich kam der Tag der Abreise. Die seidenen Gardinen und Bettvorhänge waren heruntergenommen, auch die Atlas- und Musselinhüllen mit den breiten Spitzen waren von den Rissen abgezogen; alles war verpackt und nach Ufa versandt. Man kochte und buk allerhand Reiseproviant. Auch den Geistlichen, Vater Wasili, hatte man geholt, um das Gebet „für Reisende“ zu sprechen. Man hatte Pferde bestellt, aber nicht in Noikino, sondern in Korowino, vierzig Werst von Bagrowo. So weit sollten die feurigen Rosse des Hausstalls sie bringen, dasselbe prächtige Sechsgespann, das die Neuvermählten zu ihren Visitenfahrten benutzt hatten. Zum letzten Male wurde zusammen gespeist; zum letzten Male nötigte Stepan Michailowitsch sein geliebtes Schwiegertöchterchen, von seinen Lieblingsgerichten zu essen. Die Kutsche stand schon vor der Thür. Man verließ den Mittagstisch, ging in den Salon, setzte sich hin und schwieg. Stepan Michailowitsch bekreuzte sich und

stand auf; alle taten wie er, beteten und sagten dann den Scheidenden Lebewohl<sup>1</sup>. Alle, außer Stepan Michailowitsch, weinten; aber auch er konnte sich dessen kaum enthalten. Seine Schwiegertochter umarmend und segnend, flüsterte er ihr ins Ohr: „Erfreue mich mit einem Enkel!“ Errötend beugte sich Sofja Nikolajewna nieder und küßte dem Alten die Hände, die er diesmal nicht wegzog. An der Freitreppe stand das ganze Hofgesinde und beinahe alle Bauern. Einige näherten sich, um den jungen Herrschaften Lebewohl zu sagen; aber Stepan Michailowitsch, der Abschiedsszenen nicht liebte, rief ihnen zu: „Seid nicht zudringlich! Verneigt euch, und damit basta!“ Nur Fedosja und Peter durften noch Sofja Nikolajewna küssen. Behende stiegen die Reisenden in die Kutsche, und wie eine Feder wurde sie von den rüstigen Pferden dahingetragen. Stepan Michailowitsch, die Augen mit der Hand vor der Sonne schützend, stand noch eine Weile da und suchte in der fliehenden Staubwolke den Wagen zu unterscheiden; doch bald verschwand sie hinter dem Hügel, auf dem die Tennen lagen, und der Alte kehrte in sein Zimmer zurück und legte sich zur Ruhe.

## V. Das Leben in Ufa

In den ersten Augenblicken empfand Sofja Nikolajewna nur den Schmerz der Trennung vom Schwiegervater; sie konnte nur an den guten Alten denken, der sie so herzlich liebgewonnen hatte, und den nun ihre Abreise betrübt; doch bald brachten das gleichmäßige Schaukeln des Wagens, die lustig am Fenster vorbeieilenden Felder und Wäldchen, der schattige Bergrücken, neben dem nun der Weg sich hinzog, eine beruhigende Wirkung hervor, und Sofja Nikolajewna empfand

---

<sup>1</sup> Auf diese Weise wird in Rußland immer vor einer längeren Reise Abschied genommen. (Anmerkung des Übersetzers S. R.)

eine lebhaftere Freude bei dem Gedanken, daß sie nun Bagrowo nicht mehr sehen werde. Diese Freude steigerte sich bald bis zu einem solchen Grade, daß es der jungen Frau unmöglich wurde, sie ganz zu verbergen, wenn sie auch einsah, daß ein solches Gefühl ihren Mann unangenehm berühren müsse. Alexei Stepanowitsch, so schien es ihr, war trauriger als billig. Vielleicht hätte das zu Erörterungen Gelegenheit gegeben; glücklicherweise wurde es durch Paraschas Gegenwart verhindert. Schnell rollte die Kutsche durch Noikino hindurch, von den freudigen Zurufen der begegnenden Nordwinen begleitet, über die schlechte Brücke hinüber, die die Ufer des Nassagai beim Einfluß der Bokla verbindet, eilte an Polibino vorüber, und zum zweiten Male über den Nassagai setzend, gelangte sie nach Korowino, wo die bestellten Pferde der Reisenden harrten. Die Pferde aus Bagrowo mußten gefüttert und am anderen Tage in aller Frühe nach Hause gebracht werden. Soffja Nikolajewna hatte Schreibzeug mitgenommen und schrieb an Schwiegervater und Schwiegermutter einen warmen, dankbaren Brief, der sich freilich der Absicht nach nur auf Stepan Michailowitsch bezog. Dieser verstand es sehr wohl und verwahrte den Brief in einem geheimen Schublädchen seines kleinen Schreibtisches, wo ihn niemand sah, und wo ihn Soffja Nikolajewna acht Jahre später, nach seinem Tode, zufällig wiederfand.

Man hatte die frischen Pferde angespannt, und unsere Reisenden fuhren weiter, nachdem sie von Kutscher und Vorreiter Abschied genommen; letztere Rolle hatte diesmal der langbeinige Tanaitchenok gespielt. Das Schicksal schien Soffja Nikolajewna ganz besonders begünstigen zu wollen: es war unmöglich, den Erlykins die beabsichtigte Visite zu machen. Die Brücke über einen tiefen Fluß, den man passieren mußte, um zu ihrem Gute abzubiegen, war nämlich zusammengestürzt. Auf die Herstellung derselben zu warten, hätte zu viel Zeit geraubt, und die Neuvermählten beschloßen, direkt nach Ufa zu

reisen. Welche peinlichen und langweiligen Stunden waren auf diese Weise der jungen Frau erspart! Je mehr man sich Ufa näherte, desto lebhafter erwachte in Soffja Nikolajewna die zärtliche, glühende Tochterliebe. Der kranke Vater, der sie schon länger als zwei Wochen hatte entbehren müssen, der sich nach ihr sehnte, nur von nachlässiger Dienerschaft umgeben, erfüllte ganz ihre lebhaftere Phantasie. Die Überfahrt über die Bjelaja auf einer schlechten Fähre, die unsere Reisenden mehr als eine Stunde aufhielt, das ebenfalls sehr langsame Hinauffahren auf das steile Bergufer, das alles spannte Soffja Nikolajewnas Nerven aufs höchste an und reizte ihr ungeduldiges Gemüt; endlich zu Hause angekommen, eilte sie mit fieberhafter Angst nach dem Zimmer ihres Vaters und öffnete leise die Thür. Der Alte lag wie gewöhnlich da, und an seinem Bette saß, auf dem Sessel, den Soffja Nikolajewna immer eingenommen hatte, sein Diener, der Kalmücke Nikolai.

Doch von diesem Kalmücken muß ich ausführlich erzählen. In jenen Zeiten war es in der Statthalterschaft Ufa etwas ganz Gewöhnliches, kleine Kalmücken und Kirgisen beiderlei Geschlechts ihren Eltern oder Verwandten abzukaufen; und die so gekauften Kinder wurden zu Leibeigenen der Käufer. Etwa dreißig Jahre vor den von uns erzählten Begebenheiten hatte Nikolai Siodorowitsch zwei kleine Kalmücken gekauft und taufen lassen, hatte sie lieb gewonnen und verwöhnt; als sie heranwachsen, wurden sie im Lesen und Schreiben unterrichtet und als Leibdiener bei dem alten Herrn angestellt. Beide waren gescheit, gewandt und, wie es schien, voll Diensteyer. Als aber der Pugatschewsche Aufruhr ausbrach, flohen sie zu den Rebellen. Einer von ihnen fand bald den Tod, der andere, Nikolai genannt, früher der Liebling seines Herrn, wurde nun der Liebling des bekannten Aufwieglers Tschika, der in großer Gunst bei Pugatschew stand. Wie bekannt, lagerte ein Haufen aufwieglerischen Gesindels lange Zeit dicht bei Ufa, auf dem anderen Ufer der Bjelaja. Darunter war auch der Kalmücke

Nikolai, der bereits eine ziemlich hohe Stellung einnahm. Man erzählte, er habe am meisten in der Umgegend gewüthet und immer besonders seinem Herrn und Erzieher Subin gedroht. Es geht die Sage, daß jedesmal, wenn die Rebellen sich anschickten, über die Bjelaja zu setzen, um die wehrlose Stadt einzunehmen, es ihnen vorgekommen sei, als besetze eine große Menge von Truppen das gegenüberliegende steile Ufer, an ihrer Spitze ein Greis auf schneeweißem Rosse reitend, eine Lanze in der Rechten, ein Kreuz in der Linken. Und jedesmal ließen die furchtsamen Vagabundenscharen von ihrem Vorhaben ab, und mitten in ihrem Zögern überraschte sie die Nachricht von der Gefangennahme Pugatschews. Natürlich zerstreute sich der lose Haufen sogleich. Der Pugatschewsche Aufruhr war bezwungen. Das auseinanderfliehende Gesindel wurde zum Theil eingefangen und gerichtet; auch der Kalmücke Nikolai wurde verhaftet und zum Strange verurteilt. Ich büрге nicht für die Wahrheit der Angabe, doch hat man mir versichert, der Kalmücke Nikolai, der in Ufa verurteilt worden war, habe schon den Strick um den Hals gehabt, als Subin, das den Gutsherren verliehene Recht ausübend, seinem früheren Liebling Gnade verkündigte und ihn auf eigene Bürgschaft und Verantwortung wieder in sein Haus nahm. Der Kalmücke schien seine Missetaten zu bereuen und suchte sie durch die eifrigste Dienstfertigkeit wieder gutzumachen. Allmählich wußte er sich aufs neue in das Vertrauen seines Herrn einzuschmeicheln, und als Soffja Nikolajewna nach dem Tode ihrer Stiefmutter die Leitung des Hauses übernahm, fand sie den Kalmücken bereits an der Spitze der Dienerschaft und als den Liebling des Vaters vor, wohl mit aus dem Grunde, weil er bei der Verstorbeneu in besonderer Gunst gestanden hatte. Der Kalmücke Nikolai, der dem Fräulein während ihrer Erniedrigung viele Beleidigungen zugefügt hatte, verstand bei seiner Schlaueit sehr wohl die nunmehrige Lage der Dinge und spielte mit Geschick den reuigen Sünder, indem er alle Schuld auf die

verstorbene Stiefmutter wälzte und sich nur der Ausführung ihrer strengen Befehle beschuldigte. Die großmütige vierzehnjährige Herrin, der es damals nur ein Wort gekostet hätte, um den Kalmücken für immer aus dem Hause zu entfernen, glaubte an die Aufrichtigkeit seiner Reue und bat selbst ihren Vater, ihm seine Stellung im Hause zu belassen. In der Folge war sie mit ihm vielfach unzufrieden wegen seines eigenwilligen Handelns und der zweideutigen Art, in der er mit dem ihm anvertrauten Gelde umging; sie merkte sogar, daß er insgeheim dem Vater näher stehe, als sie es gewünscht hätte; aber in Anbetracht der eifrigen Pflege, die er seinem kranken Herrn widmete (in dessen Zimmer er immer schlief), und der vortrefflichen Weise, in welcher er seine Funktionen als Aufseher der Dienerschaft erfüllte, begnügte sie sich mit milden Verweisen und ließ den Kalmücken in seiner Stellung immer festeren Fuß fassen. Als Sofja Nikolajewna Braut wurde, mußte sie selbst für ihre Aussteuer sorgen, mußte viel Zeit mit ihrem Bräutigam zubringen, konnte folglich weniger bei ihrem Vater verweilen und sich nur oberflächlich um den Haushalt kümmern. Der Kalmücke wußte die günstigen Umstände zu benutzen und gewann täglich mehr Einfluß auf den kranken Greis. In der Hoffnung, die Herrin bald los zu sein und selbst Herr im Hause zu werden, wurde er immer frecher und suchte seine Macht nicht mehr zu verbergen. Sofja Nikolajewna wußte zwar in solchen Fällen ihn durch ein strenges Wort an seine Stellung zu erinnern; jedoch mußte sie zu ihrem Leidwesen bemerken, daß ihr Vater sich immer mehr an den Kalmücken gewöhnte und sich seinem Einflusse unterwarf. Die letzten Tage vor und die ersten Tage nach der Hochzeit und nun gar die zweiwöchige Abwesenheit des jungen Ehepaares hatten dem Kalmücken reichliche Gelegenheit gegeben, völlige Macht über den schon halbtoten Herrn zu erlangen, und der erste Blick auf den im Sessel sitzenden Lakaien (was früher nie der Fall gewesen war) unterrichtete Sofja Nikolajewna von dem nunmehrigen Stande

der Dinge. Sie warf dem Günstling einen solchen Blick zu, daß dieser in Verlegenheit geriet und aus dem Zimmer schlich. Der Alte zeigte beim Anblicke seiner Tochter bei weitem nicht die Freude, die diese erwartet hatte, und beeilte sich, ihr zu versichern, daß er selbst manchmal den Kalmücken nöthige, sich neben ihn auf den Lehnstuhl zu setzen. Soffja Nikolajewna erwiderte nur: „Sie tun unrecht, Vater; Sie werden ihn verwöhnen und dann genötigt sein, ihn aus dem Hause zu jagen. Ich kenne ihn besser als Sie,“ und eilte, das leidige Gespräch abzubrechen, indem sie ihre innige Freude über den nicht verschlimmerten Zustand des Kranken aussprach. Auch Alexei Stepanowitsch trat ins Zimmer, und der Alte, tief gerührt von der herzlichen Zärtlichkeit seiner Tochter, von der freundlichen Theilnahme des Schwiegersohns, von der gegenseitigen Liebe beider, hörte gerührt ihre Erzählungen an und dankte Gott für ihr Glück. Soffja Nikolajewna ging lebhaft an die Einrichtung ihres nunmehrigen Lebens, wählte sich im Hause drei beiseite liegende Zimmer und richtete in einigen Tagen alles so ein, daß sie Gäste empfangen konnte, ohne daß das Geräusch bis zum Kranken drang. Sie wollte, wie früher, das Regiment im Hause und die Pflege ihres Vaters übernehmen und den Kalmücken auf seine frühere untergeordnete Stellung zurückdrängen; doch dieser, der sie immer gehaßt hatte, fühlte sich bereits stark genug, um einen offenen Kampf mit seiner jungen Herrin zu unternehmen. Seine Aufmerksamkeiten gegen den alten Subin verdoppelnd, verstand er es zugleich mit unglaublicher Gewandtheit, dessen Tochter bei jedem Schritte zu beleidigen, und noch mehr ihren anspruchlosen Gemahl. Gegen letzteren betrug er sich so frech, daß Alexei Stepanowitsch bei all seiner Langmut und Nachgiebigkeit die Geduld verlor und zu seiner Frau sagte, daß ein solcher Zustand nicht auszuhalten sei. Eine Zeitlang schonte Soffja Nikolajewna den kranken Vater und bemühte sich, durch ihren persönlichen Einfluß Nikolai in den Grenzen des Anstandes

zu halten. Sie rechnete auf seine Klugheit, auch darauf, daß er ihren festen Charakter kannte und wohl nicht versuchen würde, sie aufs äußerste zu treiben; doch der böse Asiate (wie ihn alle im Hause nannten) war im voraus des Sieges sicher und reizte Sofja Nikolajewna mit Absicht zu einer zornigen Aufwallung auf. Es war ihm schon längst gelungen, den Alten zu überzeugen, daß die junge Herrin ihn, den treuen Kalmücken, nicht leiden könne und beabsichtige, ihn aus dem Hause zu jagen. Bei solchen Reden geriet der Kranke in Angst und schwur hoch und teuer, daß er lieber sterben als sich von ihm trennen wolle. Sofja Nikolajewna versuchte in dem gemäßigtesten Tone ihrem Vater klarzumachen, daß der Kalmücke sich ihr und ihrem Manne gegenüber vergesse und alle ihre Befehle so schlecht erfülle, daß sie darin die böse Absicht sehen müsse, sie zu reizen. Nikolai Fjodorowitsch geriet bei solchen Äußerungen in Aufregung, wollte nichts hören, sagte, daß er mit dem Kalmücken vollkommen zufrieden sei, und bat sie, diesen in Ruhe zu lassen und die Erfüllung ihrer Befehle anderen Dienern anzuvertrauen. Der heißblütigen jungen Frau kostete es viele und schwere Anstrengungen, sich im väterlichen Hause, wo sie gewohnt war, unumschränkt zu herrschen, dem Willen eines „niederträchtigen Sklaven“ zu fügen. Doch liebte sie ihren Vater so zärtlich, es war ihr ein so inniges Bedürfnis, um ihn zu sein, ihn zu pflegen und seine Leiden nach Möglichkeit zu lindern, daß es ihr lange nicht in den Sinn kam, das Haus zu verlassen und den Vater auf diese Weise gänzlich dem Einflusse des schändlichen Kalmücken und der übrigen Dienerschaft preiszugeben. Sie bezwang ihren Zorn, ihren beleidigten Stolz; sie übergab von nun an ihre Befehle einem anderen Diener, mußte aber sehen, wie der Kalmücke immer willkürlich in deren Erfüllung eingriff. Sie hatte ihren Vater ersucht, dem Kalmücken zu verbieten, in das Krankenzimmer zu treten, wenn sie bei ihm sei; doch wurde dieses Verbot bald übertreten. Nikolai fand immer neue Vorwände, um



sich in das Zimmer des Alten zu schleichen; auch gab der Kranke selbst dazu Anlaß, der seiner jeden Augenblick bedurfte. Dieser peinliche Zustand zog sich einige Monate lang so hin.

Ihr Leben der Ufaer Gesellschaft gegenüber hatte Soffja Nikolajewna ihren Wünschen gemäß eingerichtet; mit den Leuten, die sie gern hatte, kam sie öfters zusammen, indem sie diese bald bei sich empfing, bald sie besuchte. Mit den übrigen unterhielt sie nur ein äußerliches, formelles Verhältnis. Alexei Stepanowitsch hatten schon früher alle in Ufa gekannt; nun aber traten ihm die Freunde Soffja Nikolajewnas näher, lernten seine guten Eigenschaften schätzen, und es wurde ihm ganz wohl in seiner neuen Stellung, d. h. in dem auserwählten Gesellschaftskreise seiner Frau.

Unterdessen hatte Soffja Nikolajewna, kurz nach ihrer Rückkehr aus Bagrowo, ein Unwohlsein besonderer Art gefühlt, und die Nachricht davon hatte Stepan Michailowitsch mit der größten Freude erfüllt. Die Fortpflanzung des alten Geschlechts der Bagrows, der Nachkommen des berühmten Schimon<sup>1</sup>, war immer der Gegenstand seines Sinns und Trachtens gewesen und machte ihm insgeheim viele Sorge. Als er die erwünschte Nachricht vom Sohne erhalten hatte, ergab sich Stepan Michailowitsch der freudigen Hoffnung, ja der Überzeugung, daß er einen Enkel bekommen werde. Die Familie erzählte in der Folge, er sei in dieser Zeit bei ganz besonders guter Laune gewesen. Er ließ sogleich in der Kirche ein Gebet verrichten „für die Gesundheit der Edelfrau Soffja“. Den Bauern und den Nachbarn wurden manche Schulden erlassen. Alle mußten ihm ihre Glückwünsche darbringen und bekamen dabei tüchtig zu trinken. Mitten in dieser freudigen Aufregung geriet er auf den Gedanken, seine Tee- und Kaffeeschenkin Aksiutka zu belohnen, die er, der Himmel weiß warum, immer mit besonderer Huld behandelt hatte. Aksiutka war ein verwaistes Bauern-

<sup>1</sup> Ein sagenhafter Waräger. (Anmerkung des Übersetzers H. R.)

Kind, und man hatte sie in ihrem siebenten Jahre unter das Hausgesinde aufgenommen, einzig und allein, weil sie nirgends ein Unterkommen fand. Sie war ausnehmend häßlich, rothaarig, das Gesicht voll Sommersprossen, mit Augen von unbestimmter Farbe, dazu unordentlich in ihrem Anzuge und von bösem Charakter. Wodurch konnte eine solche Person anziehen? Und doch hatte Stepan Michailowitsch sie ganz besonders liebgewonnen, und kein Mittagessen verging, ohne daß er seiner Aksiutka etwas vom herrschaftlichen Tische geschickt hätte. Als sie ein erwachsenes Mädchen geworden war, befahl ihr Stepan Michailowitsch, ihm morgens den Tee einzuschenken, und bei dieser Gelegenheit unterhielt er sich stundenlang mit ihr. Jetzt war aber Aksiutka stark in den Dreißigen. Eines Morgens, ein paar Tage nach der freudigen Nachricht aus Ufa, sagte Stepan Michailowitsch zu ihr: „Du dummes Ding, warum gehst du immer in diesem garstigen Kittel umher? Geh, putze dich ordentlich, ziehe deine Festkleider an; ich will dir einen Mann geben.“ Aksiutka zeigte grinsend die Zähne und erwiderte in der Meinung, daß der Herr sie zum besten habe: „Wer wird mich arme Waise nehmen wollen? Höchstens der Hirt Kirfanka!“ Der Hirt war bekannt wegen seiner Häßlichkeit und Dummheit. Diese Antwort schien Stepan Michailowitsch zu reizen. „Wenn ich dir einen Bräutigam ausfuche, wirst du den besten Burschen zum Manne bekommen, der zu haben ist; geh nur und putze dich und sei gleich wieder hier!“ In freudigem Staunen entfernte sich Aksiutka, und Stepan Michailowitsch ließ Iwan Malysch zu sich rufen; einigermassen ist dieser uns schon bekannt. Er war ein vierundzwanzigjähriger, rotbäckiger Bursche, schlank und kräftig von Gestalt, in allen Stücken eine schmutze Figur. Er war ein Sohn des alten treuen Dieners Boris Petrow Chorew, der während des Pugatschewischen Aufstandes gestorben war, wie alle meinten, vor Sorge um die Bauern von Neu-Bagrowo, die in Abwesenheit der nach Astrachan geflohenen Herrschaft seiner

Leitung anvertraut waren. Iwan führte den Beinamen Malysch<sup>1</sup>, weil er einen älteren Bruder hatte, ebenfalls Iwan genannt, der den Spitznamen seines Vaters, Chorem<sup>2</sup>, führte. Iwan Malysch erschien sogleich vor seinem Herrn. Stepan Michailowitsch sah ihn an, hatte sein Wohlgefallen an seinem schmucken Aeußeren und sagte mit so huldreicher und freundlicher Stimme, daß dem Malysch vor Freude das Herz pochte: „Malysch, ich will dich verheiraten.“ — „Ihr herrschaftlicher Wille geschehe, Väterchen Stepan Michailowitsch!“ erwiderte der mit Leib und Seele seinem Herrn ergebene Diener. — „Geh also, putze dich und komm wieder zu mir, aber im Nu!“ Malysch sprang hinweg, um den Befehl zu erfüllen. Aksiutka war übrigens zuerst fertig; sie hatte ihre roten Haare geglättet und mit Butter eingeschmiert, hatte ihren Sonntagsrock und ihr Sonntagsmieder angezogen, ihre Füße in Schuhe gezwängt, war aber dadurch nicht hübscher geworden! Sie konnte sich nicht enthalten, den Mund immerwährend zu einem freudigen Lächeln zu verziehen; da sie sich aber dessen schämte, hielt sie die Hand vors Gesicht. Stepan Michailowitsch lachte. „Ja, wie die sich freut, daß sie einen Mann kriegt!“ sagte er. Flink kam Malysch herbeigelaufen, und es überlief ihn kalt, als er die gepuzte Eule Aksiutka erblickte. „Da ist deine Braut,“ sagte Stepan Michailowitsch heiter; „sie dient mir treu; dein Vater hat mir treu gedient: ich werde euch nicht verlassen!“ — „Arischa,“ sagte er zu seiner eben herantretenden Frau, „der Braut wird aus herrschaftlichem Gute eine Aussteuer verfertigt; sie bekommt auch eine Kuh, und die Hochzeit wird mit herrschaftlichem Bier, Branntwein und Essen gefeiert.“ Es gab keinen Widerspruch. Die Hochzeit wurde gefeiert. Aksiutka verliebte sich bis zur Tollheit in ihren schönen Mann; aber Malysch bekam einen ordentlichen Haß auf seine abstoßende Frau, die zehn Jahre älter war als er. Aksiutka

<sup>1</sup> Malysch heißt der Kleine. (Anmerkung des Übersetzers S. R.) — <sup>2</sup> d. h. Iltis. (Anmerkung des Übersetzers H. R.)

verfolgte ihren Mann vom Morgen bis zum Abend mit ihrer Eifersucht, und nicht ohne Grund; Malysch aber prügelte seine Frau von früh bis spät, ebenfalls nicht ohne Grund, da nur der Stock, und auch dieser nur auf kurze Zeit, ihren bösen Reden Einhalt tun konnte. Leider, leider hatte Stepan Michailowitsch einen Mißgriff getan und in der Freude seines Herzens anderen viel Unheil bereitet.

Ich schliesse auf diese seine hohe Freude nicht sowohl aus den Erzählungen der Seinigen als aus einem damals geschriebenen Briefe an Sofja Nikolajewna, den ich selbst gelesen habe. Es ist kaum zu glauben, daß dieser rauhe Mensch, der übrigens, wie wir gesehen haben, fähig war, stark und tief zu lieben, seinen Gefühlen einen so anmutigen Ausdruck zu verleihen vermochte; der ganze Brief atmete die zärtlichste Sorgsamkeit und war voll von Bitten und Ermahnungen, daß sie ja ihre Gesundheit schonen möge. Leider kann ich mich nur einiger Worte aus diesem Briefe entsinnen: „Wenn du bei mir wärest,“ schrieb der Alte unter anderm, „so würde ich keinem Winde gestatten, dich anzuwehen, keinem Stäubchen, sich auf dich zu setzen.“

Sofja Nikolajewna verstand die Liebe des Schwiegervaters zu würdigen, obgleich sie sehr wohl einsah, daß die Hälfte dieser Liebe dem künftigen Erben galt, und versprach, alle seine Bitten und Vorschriften genau zu erfüllen. Jedoch fiel es ihr schwer, das Versprechen zu halten. Sie gehörte zu den Frauen, die das Glück, Mutter zu werden, mit einem peinlichen Unwohlsein bezahlen, das quälender ist als jede Krankheit; außerdem litt sie moralisch: ihr Verhältnis zu ihrem Vater wurde mit jedem Tage gespannter, die Frechheit des Kalmücken unerträglich. Alexei Stepanowitsch dagegen hatte unterdessen eingesehen, daß in dem Zustande seiner Frau nichts Gefährliches liege, und von allen gehört, daß es etwas ganz Gewöhnliches, Unbedeutendes sei und bald vergehen müsse. Er bedauerte daher zwar, daß seine Frau so leidend war, machte sich aber

darüber nicht viele Sorgen; und dies trug auch dazu bei, Sofja Nikolajewna zu kränken. Was sein Leben bei seinem Schwiegervater betrifft, so hatte er sich daran gewöhnt; er vermied alle Begegnungen mit dem Kalmücken, ging eifrig seinen Amtspflichten beim Oberlandesgerichte nach, wo er bald zum Staatsanwalt befördert zu werden hoffte, und wartete ruhig ab, daß sich die Verhältnisse im Hause besser gestalteten; auch das wollte seiner Frau nicht gefallen. So zog sich dieser Zustand einige Monate hin, auf eine für alle wenig erfreuliche Weise.

Doch der Kalmücke beruhigte sich nicht bei einer solchen Lage der Dinge; er drängte zu einer Entscheidung. Weil er sah, daß Sofja Nikolajewna ihre gerechte Entrüstung geflissentlich zurückhielt, beschloß er, ihre Geduld zu erschöpfen. Er wünschte, daß sie in Zorn geriete und sich mit Klagen an den Vater wendete, dem er schon längst eingeflüstert hatte, er erwarte täglich, daß Sofja Nikolajewna ihn verklagen und seine Entfernung aus dem Hause fordern werde. Ohne auf einen besonderen Anlaß zu warten, erlaubte sich der Kalmücke eines Tages in Gegenwart der Dienerschaft, nur ein paar Schritte weit von seiner jungen Herrin, die bei geöffneter Thür im anstoßenden Zimmer stand, ganz laut und ihr ins Gesicht in solchen Worten von ihr und von ihrem Manne zu sprechen, daß Sofja Nikolajewna anfangs durch diese Frechheit ganz aus der Fassung gebracht wurde; bald aber kam sie zur Besinnung, und ohne zu dem Kalmücken auch nur ein Wort zu sagen, eilte sie in das Zimmer ihres Vaters und berichtete ihm, beinahe atemlos vor Entrüstung, wie sein Liebling sich eben betragen habe. Der Kalmücke folgte ihr auf dem Fuße, und die kläglichsten Gesichter schneidend und sich nach dem Heiligenbilde hin bekreuzend, unterbrach er sie durch die Beteuerungen, daß alles Verleumdung sei, daß er nie etwas Derartiges gesagt habe, und daß Sofja Nikolajewna eine schwere Sünde begehe, indem sie einen armen Menschen zu verderben trachte! „Hörst

du, Sonitschka, was er sagt?" erwiderte der Kranke mit aufgeregter Stimme. Sofja Nikolajewna, bis in die Tiefen ihrer Seele gekränkt, vergaß ihren großmütigen Entschluß, vergaß, daß der Schreck ihrem Vater Schaden könne, und erhob mit solcher Behemeng die Stimme gegen seinen Liebling, daß dieser das Zimmer verlassen mußte. Darauf sagte sie dem Alten: „Nach einer solchen Beleidigung, Vater, kann ich nicht in einem Hause mit dem Kalmücken bleiben. Wählen Sie, wen Sie vertreiben wollen, ihn oder mich!" und wie wahnsinnig stürzte sie aus dem Gemache. Der Kranke fiel in Ohnmacht; der Kalmücke eilte, ihm zu helfen. Als er sich nach Anwendung der in solchen Fällen gebräuchlichen medizinischen Mittel erholt hatte, unterhielt er sich lange mit seinem Lieblinge und ließ endlich die Tochter zu sich rufen. „Sonitschka," sagte er mit aller Ruhe und Festigkeit, deren er fähig war, „ich kann in meinem unglücklichen Zustande mich nicht von Nikolai trennen. Mein Leben hängt an seiner Pflege. Da ist Geld, kaufe das Wesselowskische Haus!" Sofja Nikolajewna sank bewußtlos zusammen, und man mußte sie auf ihr Zimmer tragen.

Einen solchen Ausgang also sollte diese beiderseits so zärtliche Liebe zwischen Vater und Tochter nehmen! Diese Liebe, die unerschütterlich befestigt schien durch die von der Stiefmutter angestiftete Entfremdung, durch die Reue und Dankbarkeit des schuldigen Vaters, durch die glühende, grenzenlose Hingebung der schuldlosen Tochter, die alle erlittenen Beleidigungen vergessen hatte, der Tochter, die sich ganz dem kranken Greise gewidmet hatte, die auch bei der Wahl ihres Gatten darauf bedacht gewesen war, sich nicht von dem Vater zu trennen! Und in welchem Augenblicke sollte sie diesen verlassen! Gerade jetzt, da die Ärzte nicht dafür standen, daß er noch einen Monat am Leben bleiben könne! Die Ärzte täuschten sich jedoch in ihrer Prophezeiung, wie es noch heutzutage oft geschieht. Der Kranke blieb noch länger als ein Jahr am Leben.

Als Sofja Nikolajewna zu sich kam und das blasse, erschrockene Gesicht ihres Alexei Stepanowitsch erblickte, fühlte sie, daß es noch in der Welt ein ihr grenzenlos ergebenes Wesen gebe. Sie umarmte ihren betrübten Gemahl, und Tränenströme erleichterten ihr Herz. Sie erzählte ihm das eben Vorgefallene; die Erzählung erneuerte die Bitterkeit der erlittenen Kränkung, machte die Hoffnungslosigkeit der Lage noch deutlicher, und sie wäre gewiß in Verzweiflung verfallen, hätte sie nicht ihr guter Mann aufrechterhalten, der, schwach an Charakter und an Geist ihr bei weitem nachstehend, doch dafür den Vorzug besaß, nie in Extreme zu verfallen und in schweren Augenblicken nicht die Geistesgegenwart zu verlieren. Es kann sonderbar scheinen, daß es Alexei Stepanowitsch war, der seiner Gattin Mut und Fassung einflößte; aber diese bedeutende Frau hatte bei all ihrem Geist und ihrer scheinbaren Charakterstärke die unglückliche Eigenheit, unter unerwarteten Schlägen, die ihr sittliches Gefühl trafen, machtlos zusammenzusinken. Als unparteiischer Aufzeichner mündlicher Mitteilungen muß ich hinzufügen, daß sie außerdem gegen das Urtheil der Welt allzu empfindlich war und sich ihm zu sehr fügte, während sie doch viel höher stand als der Kreis, in dem sie sich bewegte. Der Gedanke daran, was die Ufaer Gesellschaft dazu sagen werde, insbesondere aber die vornehmen Damen, ferner, was die Familie ihres Mannes denken und vor allem, was der Schwiegervater dazu sagen werde, daß sie den sterbenden Vater verlasse, dieser Gedanke folterte ihr stolzes Gemüt und quälte sie beinahe ebenso stark wie das Gefühl ihrer gekränkten Tochterliebe. Sie fürchtete in gleichem Grade, daß man ihren Vater der Undankbarkeit gegen seine Tochter beschuldigen, wie daß man sie der Lieblosigkeit gegen den sterbenden Vater anklagen werde. Es war nicht zu umgehen: in der einen oder der anderen Weise mußten die Leute die Sache auffassen und einen von beiden Theilen für schuldig ansehen. Ein tiefes Mitleid, mit Staunen vermischt, empfand

Alexei Stepanowitsch beim Anblick solcher Qualen! Es war eine schwere Aufgabe, an Sofja Nikolajewna mit beruhigenden, tröstenden Worten heranzutreten. Ihre lebhafteste Einbildungskraft stellte ihr schreckliche Bilder vor Augen, und in lebhafter, sprudelnder Rede malte sie diese Bilder hin. Sie vernichtete zum voraus alle möglichen Auswege aus ihrer traurigen Lage; sie wollte von der Möglichkeit, sich in diese Lage hineinzufinden, nichts wissen. Doch die Liebe und die Einfalt des Gemüthes, welcher letzteren Sofja Nikolajewna ermangelte, gaben dem guten Alexei Stepanowitsch ein, was er zu tun habe, und nachdem er den ersten unaufhaltsamen Ausbruch der leidenschaftlichen Klage abgewartet hatte, begann er, seiner Frau in schlichten, aber herzlichen Worten zuzureden, und allmählich kam sie, wenn nicht zur Ruhe, so doch wenigstens zu einer klaren Besinnung. Er sagte ihr, daß sie bis dahin ihre Pflicht als liebende Tochter gewissenhaft erfüllt habe; daß nun dieselbe Pflicht fordere, daß sie sich dem Willen des kranken Vaters füge; daß Nikolai Fjodorowitsch wahrscheinlich schon längst gewünscht und beschlossen habe, daß sie in einem besonderen Hause wohnen möchten; daß es ihm, dem Kranken, dem Sterbenden, freilich schwer gefallen sein würde, sich von dem Kalmücken zu trennen und dessen eifrige, gewandte Pflege zu entbehren; daß man dem Vater Stepan Michailowitsch die ganze Wahrheit eröffnen müsse; den Bekannten könne man sagen, es sei immer Nikolai Fjodorowitschs Wunsch gewesen, seine Tochter und seinen Schwiegersohn noch bei seinen Lebzeiten mit einem eigenen Haushalt versehen zu wissen; Sofja Nikolajewna könne zweimal täglich ihren Vater besuchen und ihn fast ebenso pflegen wie früher; in der Stadt werde man gewiß mit der Zeit die Wahrheit erfahren, da ohne Zweifel bereits einiges davon verlautbart habe; man werde die Schuld dem Kalmücken beimessen und sie selbst bedauern. „Ubrigens,“ fügte er hinzu, „vielleicht hat dein Vater es nur in der Aufregung geäußert und wird sich am Ende doch nicht von dir



trennen wollen; sprich noch einmal mit ihm und theile ihm deine Bedenken mit!" Sofja Nikolajewna erwiderte nichts und schwieg lange, einen fragenden, staunenden Blick auf ihren Mann heftend; sie fühlte sich erfrischt und erquickt von der Einfachheit und Wahrhaftigkeit, die in diesen anspruchslosen Worten atmete, und das in einem Grade, daß dieselben ihr neu und weise erschienen. Sie wunderte sich, daß ihr selbst das alles nicht früher in den Sinn gekommen sei, und mit dankbarer Zärtlichkeit umarmte sie ihren Alexei Stepanowitsch. Und so wurde beschlossen, daß Sofja Nikolajewna versuchen solle, Nikolai Fjodorowitsch zu überreden, daß er seinen Entschluß ändere und dem jungen Ehepaare in seinem Hause zu bleiben gestatte, obwohl mit völlig getrenntem Haushalt und ohne jede Berührung mit dem Kalmücken, wenigstens bis zu der Zeit, wo Sofja Nikolajewna nach ihrer Entbindung mit Gottes Hilfe wieder vollständig hergestellt sein werde. Dieser Vorschlag hatte die triftigste Begründung, da es in Sofja Nikolajewnas Zustande entschieden gefährlich für sie war, viel über die schlecht gepflasterten Straßen Ufas zu fahren, und zugleich keine Gefahr sie abhalten konnte, täglich ihren kranken Vater zu besuchen. Doch blieb die Unterredung mit dem Vater ohne Erfolg; der Alte sagte seiner Tochter fest und ruhig, daß er seinen Entschluß nicht infolge einer augenblicklichen Aufwallung, sondern nach reiflicher Überlegung gefaßt habe. „Ich wußte zum voraus, meine liebe Sonitschka," sagte Nikolai Fjodorowitsch, „daß du nach deiner Heirat es nicht in einem Hause mit Nikolai aushalten würdest. Du hast einen Widerwillen gegen ihn, und ich kann es dir nicht verdenken; er hat dir in früheren Zeiten viel Böses getan; du hast es ihm vergeben, hast es aber nicht vergessen können. Ich weiß, daß er dir auch jetzt bisweilen Anlaß zur Unzufriedenheit gibt; aber du siehst alles in einem zu bösen Lichte." — „Vater!" unterbrach ihn Sofja Nikolajewna; jedoch der Alte ließ ihr nicht Zeit sich auszusprechen, indem er fortfuhr: „Warte, höre bis

zum Ende an, was ich dir zu sagen habe! Angenommen, der Kalmücke habe wirklich in dem Grade unrecht, wie du es meinst; um so unzulässiger ist es, daß du mit ihm unter einem Dache bleibst, und du weißt, daß ich mich von ihm nicht trennen kann. Habe Mitleid mit meinem elenden, hilflosen Zustande! Ich atme kaum, ich bin ein lebendiger Leichnam; du weißt, daß der Kalmücke zwanzigmal täglich mich heben, wenden und zurechtlegen muß. Darin kann ihn niemand ersetzen. Mir ist nur eines nötig: Seelenruhe. Der Tod steht an der Türe. Jeden Augenblick muß ich zum Ubergang in die Ewigkeit bereit sein. Der Gedanke, daß der Kalmücke dir das Leben verbitterte, raubte mir alle Ruhe. Es geht einmal nicht anders, wir müssen uns trennen, liebes Kind. Wohnt in einem eigenen Hause! Wenn du mich besuchen wirst, sollst du den dir widerwärtigen Menschen nicht sehen; er wird sich gern vor dir verbergen. Jetzt hat er sein Ziel erreicht, hat dich aus dem Hause gedrängt und kann mich nun nach Herzenslust bestehlen. Ich sehe es nur zu gut, daß er dies tut; aber ich verzeihe es ihm wegen seiner unermüdlichen Pflege bei Tag und bei Nacht. Die Mühe, die er sich um mich gibt, übersteigt beinahe die menschlichen Kräfte. Betrübe mich also nicht durch deine Weigerung, nimm das Geld und kaufe dir das Haus in der Golubinaja-Straße!"

Ich werde nicht versuchen, die vielfachen Schwankungen, Zweifel, inneren Kämpfe, Aufwallungen und Tränen zu schildern, die nun bei Sofja Nikolajewna folgten. Kurz, sie mußte das Geld annehmen, das Haus wurde gekauft, und zwei Wochen später zog Alexei Stepanowitsch mit seiner jungen Frau in den neuen Wohnsitz ein. Es war ein eben gebautes, sauberes Häuschen, das noch niemand bewohnt hatte. Sofja Nikolajewna ging anfangs mit dem ihr eigenen lebhaften Eifer an die innere Einrichtung des Hauses. Doch ihre Gesundheit, die von ihrem besonderen Zustande und noch mehr von den erlebten Gemütserschütterungen arg zerrüttet war,

unterlag dieser neuen Anstrengung; sie wurde sehr krank, mußte zwei Wochen das Bett hüten und konnte beinahe einen Monat lang ihren Vater nicht besuchen.

Das erste Wiedersehen Sofja Nikolajewnas nach ihrer Krankheit mit dem Vater, der unterdessen noch schwächer geworden war, war wehmütig und rührend anzusehen. Der Alte hatte eine schmerzliche Sehnsucht nach seiner Tochter gehabt, warf sich vor, ihre Krankheit verschuldet zu haben, und hatte qualvoll die Unmöglichkeit empfunden, sie zu sehen. Endlich war man wieder vereint und weinte freudige Tränen. Nikolai Fjodorowitsch war besonders betrübt, sie so auffallend abgemagert und verändert zu sehen, was übrigens weniger der Krankheit und dem Kummer, als ihrem besonderen Zustande zuzuschreiben war. Es gibt Frauen, deren Gesicht in solcher Zeit verändert, sogar entstellt erscheint; und das war auch mit Sofja Nikolajewna der Fall. Nach einigen Tagen kam das ganze Verhältnis in das beste Geleise, und das erfreulichste Einvernehmen war zwischen Vater und Tochter hergestellt. Der Kalmücke vermied es sorgsam, vor Sofja Nikolajewna zu erscheinen. — Stepan Michailowitsch war der einzige, der sich mit der Trennung Sofja Nikolajewnas von ihrem sterbenden Vater nicht zufrieden geben konnte. Sofja Nikolajewna hatte das vorausgesehen und noch vor ihrer Krankheit dem Schwiegervater einen sehr offenherzigen Brief geschrieben, in welchem sie sich bemühte, die Handlungsweise ihres Vaters zu erklären und zu rechtfertigen; doch war das vergebliche Mühe gewesen. Stepan Michailowitsch hielt in dieser Angelegenheit nicht Nikolai Fjodorowitsch, sondern dessen Tochter für schuldig und meinte, sie hätte alles ertragen müssen, ohne auch nur ein Zeichen von Unzufriedenheit zu geben, was auch der schuftige Kalmücke verüben mochte. Er schrieb an Alexei Stepanowitsch und gab ihm einen Verweis, weil er seiner Frau gestattet hatte, „den Vater den Händen eines Knechtes zu überlassen“. — Die Notwendigkeit einer Trennung um der Gemütsruhe des

Sterbenden willen konnte Stepan Michailowitsch nicht begreifen, ebensowenig, daß eine Frau auch mitunter ohne Erlaubnis ihres Mannes handeln könne. Ubrigens waren im gegenwärtigen Falle Mann und Frau vollkommen einig.

Um mit der Einrichtung ihres neuen Häuschens und ihrer kleinen Wirtschaft schneller fertig zu werden, nahm Sofja Nikolajewna den Beistand einer ihr wohlbekannten Witwe in Anspruch, der Ufaer Bürgerin Katerina Alexejewna Tscheprunowa, einer schlichten und herzenguten Frau, die in einem ihr gehörigen Häuschen in einer entlegenen Vorstadt wohnte und aus ihrem kleinen Fruchtgarten ein unbedeutendes Einkommen bezog. Außerdem beschäftigte sie sich, um sich und ihren einzigen, heißgeliebten, verkrüppelten Sohn Andrei zu ernähren, mit allerhand Kleinhandel und verkaufte sogar Kringel auf dem Markte. Doch den Hauptzweig ihres Geschäftes bildeten bucharische Wollenzeuge, zu deren Ankauf sie alle Jahre nach Drenburg reiste. Katerina Alexejewna war von mütterlicher Seite mit Sofja Nikolajewna verwandt; jedoch hatte Sofja Nikolajewna die Schwäche, daraus ein Geheimnis zu machen, obgleich es jedermann in der Stadt wußte. Katerina Alexejewna war ihrer angesehenen, vornehmen Verwandten grenzenlos ergeben; sie hatte dieselbe trotz dem Verbote der Stiefmutter in den Tagen der Verfolgung und Demütigung heimlich besucht und getröstet, und als sich die Zeiten geändert hatten, war das dankbare Mädchen ihre erklärte Patronin und Wohltäterin geworden. Unter vier Augen überschüttete Sofja Nikolajewna die treue, uneigennütige Verwandte mit Freundschaften und erwies ihr alle Achtung; vor Zeugen aber wurde sie wieder die Tochter des Vizestatthalters und ihre Verwandte die protegierte Kringelverkäuferin. Doch die gutmütige Katerina Alexejewna nahm das nicht nur nicht übel, sondern forderte sogar ein solches Verfahren; sie liebte ihre schöne Verwandte so grenzenlos, daß diese ihr ein höheres, wohlthätiges Wesen schien; sie hätte es

sich nie verzeihen können, wenn sie irgendwie die glänzende Stellung Sofja Nikolajewnas beeinträchtigt hätte. Natürlich wurde das Geheimnis dem Vatten Alexei Stepanowitsch mitgeteilt, und trotz seines alten Adels, von dem seine Familie so viel Wesen machte, empfing dieser die arme Kleinhändlerin als eine teure Verwandte seiner Frau und erwies ihr auch in der Folge immer Liebe und Achtung; er wollte sogar ihre rauhe Hand küssen; doch sie ließ das um keinen Preis zu. Nur die angelegentlichsten Bitten Sofja Nikolajewnas vermochten ihn, über diese Verwandtschaft nichts gegen seine Familie und seine Bekannten zu äußern. Welche innige Anhänglichkeit erweckte er aber auch durch dieses Benehmen in Katerina Alexejewnas schlichtem Gemüthe! Mit welcher Wärme verfocht sie in der Folge bei allen häuslichen Mißverständnissen seine Sache! Mit Hilfe dieser Katerina Alexejewna, die alles zu finden, alles billig zu kaufen verstand, gelang es Sofja Nikolajewna, ihren Haushalt schnell und gut einzurichten.

In der Stadt wurde natürlich viel darüber geredet und gekrittelt, daß die jungen Bagrows sich ein Haus gekauft hatten und für sich allein darin wohnten. Viel Uebertriebenes und Falsches wurde in Umlauf gebracht; doch hatte sich Alexei Stepanowitsch nicht geirrt: bald genug wurde der wahre Zusammenhang des Vorfalles bekannt; dazu trug am meisten der Kalmücke selbst bei, indem er in seinem Kreise damit prahlte, daß er die übermütige junge Herrin aus dem Hause vertrieben habe, wobei er es an Schmähungen gegen sie nicht fehlen ließ. Und so hatte das böse Gerede bald ein Ende.

Auf diese Art waren also endlich die Neuvermählten sich selbst überlassen. Morgens pflegte Alexei Stepanowitsch, seiner Amtspflicht gemäß, nach dem Oberlandesgericht zu fahren; dabei brachte er seine Frau zu ihrem Vater, und auf der Rückfahrt kehrte er selbst bei ihm ein, verweilte dort einige Zeit und fuhr dann mit seiner Frau nach Hause zurück. Ein anspruchloses Mittagessen erwartete sie dort. Das Mittagessen unter

vier Augen, im eigenen Hause, mit eigenem Gelde bezahlt, hatte freilich einen besonderen Reiz für die jungen Leute; doch verlor sich derselbe bald; wird doch dergleichen unvermeidlich durch die Gewohnheit abgenutzt. Soffja Nikolajewna hatte trotz ihres kränklichen Zustandes und ihrer geringen Mittel das Häuschen aufs freundlichste herauszuputzen verstanden. Geschmack und Sorgfalt können in einem gewissen Grade das Geld ersetzen, und vielen, die bei Bagrows zu Besuch kamen, schien die Ausstattung sogar prächtig. Am schwierigsten war es, die Verhältnisse der Dienerschaft zu ordnen. Der zu Soffja Nikolajewnas Mitgift gehörige Lakai Siodor Michejew wurde mit der ebenfalls zur Mitgift gehörigen schwarzäugigen Zofe Parascha verheiratet; dem jungen Diener aus Bagrowo, Jefrem Jewsejtsch, einem biedereren, treuen Burschen, der seine junge Herrin von Herzen liebgewonnen hatte (was man von der übrigen Dienerschaft nicht sagen konnte), wurde Soffja Nikolajewnas junge Wäscherin Annuschka zur Frau gegeben. Den wackeren Jefrem hatte auch seine junge Herrin lieb, und mit Recht. Der seltene Mann bewährte ihr durch sein ganzes Leben seine grenzenlose Ergebenheit<sup>1</sup>.

---

<sup>1</sup> Jewsejtsch (so wurde er kurzweg genannt) war in der Folge Hüter ihres ältesten Sohnes, den er mit väterlicher Zärtlichkeit pflegte. Ich habe den ehrwürdigen Alten sehr wohl gekannt. Vor etwa fünfzehn Jahren habe ich ihn noch gesehen. Es war auf dem Gute eines Enkels von Stepan Michailowitsch, im Gouvernement Pensa, wo er, ein schon blinder Greis, seine letzten Tage verlebte. Ich brachte auf diesem Gute einen ganzen Sommermonat zu. Jeden Tag ging ich frühmorgens, um zu angeln, zu dem schönen Teiche hinaus, den das Flüsschen Kakarma bei seiner Mündung in die liebliche Insa bildet. Dicht am Wasser stand die Hütte, in der Jewsejtsch wohnte. Jeden Tag, wenn ich mich dem Teiche näherte, sah ich den gebückten, weißhaarigen Greis, an die Ecke seiner Hütte gelehnt, der aufgehenden Sonne gegenüberstehen, die dürren Finger seiner beiden Hände umfaßten einen Stab, den er gegen seine Brust stemmte, indem er seine blinden Augen gen Osten richtete. Er konnte kein Licht mehr sehen; aber er freute sich der Wärme, die in der Kühle des Morgens so wohl tut, und sein Antlitz war zugleich heiter und wehmütig.

Unterdessen nahm das Leben in Ufa allmählich einen regelmäßigen, einförmigen Verlauf an. Bei ihrer schlechten Gesundheit und trüben Geistesstimmung entschloß sich Sofja Nikolajewna nur selten, jemanden zu besuchen. Wenn es geschah, so ließ sie sich nur bei intimen Freunden sehen, und in diesem engen Kreise fehlten noch die intimsten, nämlich Tschitschagows, die erst im Spätherbste mit der Mutter in die Stadt kamen. Die Mißstimmung, in der Sofja Nikolajewna sich befand, und die sich wohl auf Nervenzerrüttung zurückführen ließ, betrübte und ängstigte anfangs Alexei Stepanowitsch nicht wenig. Dieser Zustand war ihm unbegreiflich. Leiden ohne bestimmte Krankheit, Trauer ohne bestimmten Grund, oder gar Krankheiten infolge grundloser Melancholie und Melancholie infolge einer nicht vorhandenen oder nicht wahrnehmbaren Krankheit, dergleichen war ihm in seinem Leben noch nicht vorgekommen. Als er sich übrigens überzeugte, daß die Sache weder von Bedeutung noch gefährlich sei, gewöhnte er sich allmählich daran und beruhigte sich. Er blieb bei der Ansicht stehen, daß das alles nur Einbildung sei. Auf diese Weise hatte er sich auch früher manche Gemütsbewegungen und Aufwallungen Sofja Nikolajewnas erklärt, für die er sonst keinen verständlichen Grund zu finden vermochte. Er hörte auf, sich zu ängstigen, spürte dagegen mitunter Langeweile. Die Sache war höchst natürlich. Bei aller seiner Liebe zu seiner Frau, bei allem Mitleid, das ihm ihre immerwährende Schwermut einflößte, war es doch ermüdend, täglich stundenlang Klagen wegen eines Zustandes zu vernehmen, der doch ganz gewöhnlich war, und traurige Ahnungen hinsichtlich der schrecklichen Folgen zu hören, welche diese Schwangerschaft nach sich ziehen müsse.

Sein Gehör war so scharf, daß er von welchem meinen Schritt erkannte, und freundlich begrüßte er mich, wie ein alter Fischer einen jungen, obgleich ich damals schon über fünfzig Jahre alt war. „Ah, du bist es, mein Salke!“ (so pflegte er mich zu nennen). „Gott gebe dir einen guten Fang!“ – Zwei Jahre später verschied er in den Armen seines Sohnes, seiner Tochter und seiner Frau, die ihn um etnige Jahre überlebte.

Jeden Tag entdeckte Sofja Nikolajewna an sich selbst neue unheimliche Symptome, die sie mit Hilfe ihrer medizinischen Bücher aufs gewandteste in ihrem Sinne zu deuten wußte. Bald wurde sie die Wirkung gewahr, die ihre Mittheilungen hervorbrachten, und fand darin Anlaß zu neuem Schmerz. Wenn sie ihren Mann überhaupt für unfähig gehalten hätte, tief zu empfinden und innig zu lieben, so hätte sie sich leichter in ihre Lage hineingefunden. „Was Gott einem Menschen versagt hat, kann man von ihm nicht fordern,“ pflegte sie selbst zu sagen; unglücklicherweise hatte die leidenschaftliche, enthusiastische Zärtlichkeit Alexei Stepanowitschs, als er noch Bräutigam war, sie überzeugt, daß er einer wahren Liebe fähig sei; sie meinte daher, er müsse wohl jetzt schon gegen sie erkaltet sein. Dieser unglückliche Gedanke bemächtigte sich allmählich ihrer regen Einbildungskraft. Ihr erfinderischer Geist hatte bald tausend Gründe, tausend Beweise zusammengesucht. Als Gründe betrachtete sie die feindlichen Einflüsterungen der Familie, ihren krankhaften Zustand, vor allem aber den Verlust ihrer Schönheit; denn der Spiegel zeigte ihr nur zu deutlich, wie sie sich verändert hatte. Beweise fand sie darin, daß Alexei Stepanowitsch sich ganz gleichgültig bei ihren bangen Ahnungen verhalte, daß er ihrem Zustande nicht die gebührende Aufmerksamkeit zuwende und sich nicht bemühe, sie zu zerstreuen; vor allem aber darin, daß er mehr Vergnügen im Umgange mit andern Frauen zu finden beginne, — und wie Pulver entzündete sich das bis dahin unbewußt in den Tiefen ihrer Seele schlummernde, qualvolle, zugleich allsehende und blinde Gefühl der Eifersucht! Von nun an brachte jeder Tag neue Erörterungen, Vorwürfe und Tränen, Streitigkeiten und Versöhnungen! Und doch war Alexei Stepanowitsch in allen Punkten unschuldig. Den Einflüsterungen der Familie schenkte er nicht im mindesten Gehör; die einzige Autorität, der er sich beugte, die seines Vaters, hatte mit dazu beigetragen, seine Achtung für Sofja Nikolajewna noch zu erhöhen. Über das Leiden seiner



Frau war er innig, wenn auch nicht sehr stark, betrübt. Den Verlust ihrer Schönheit sah er als etwas Vorübergehendes an und freute sich schon darauf, sie bald wieder aufblühen zu sehen. Er konnte nicht heiter sein, da er sie leiden sah, konnte aber auch nicht im Ernste auf ihre Ahnungen und Vorgefühle eingehen, da er alles für leere Einbildungen hielt. Wie die meisten Männer, verstand er sich wenig auf feine Aufmerksamkeiten; es war, nebenbei gesagt, auch eine schwierige und kitschige Aufgabe, Sofja Nikolajewna zu zerstreuen und zu trösten; wie leicht konnte man da fehlgreifen und die Sache noch schlimmer machen; es war zu einem solchen Beginnen viel Gewandtheit und Kunst erforderlich; und daran fehlte es Alexei Stepanowitsch. Vielleicht war ihm in der That in der Gesellschaft anderer Frauen behaglicher und heiterer zumute, weil er da nicht zu befürchten hatte, durch ein arglos hingeworfenes Wort Mißmut und Argerniß zu erwecken. Doch ganz anders faßte Sofja Nikolajewna die Sache auf; das war eben die notwendige Folge ihres reizbaren, den Extremen nur zu offenen Gemüthes. Was soll man machen, wenn der eine gesunde, starke, stumpfe, der andere krankhafte, zarte, reizbare Nerven hat? wenn Sofja Nikolajewnas ganzes Wesen von Eindrücken erschüttert wurde, die Alexei Stepanowitsch nicht einmal spürte? Nur Tschitschagows verstanden die eigentlichen Gründe der traurigen Stimmung, die im Hause des jungen Ehepaars herrschte, und wenn auch Sofja Nikolajewna ihnen nie Eröffnungen über diesen zarten Gegenstand machte und noch viel weniger Alexei Stepanowitsch, so nahmen sie doch an dem Verhältniß den lebhaftesten Anteil und wußten durch liebevolle Aufmerksamkeit, öftere Besuche und kluge, verständige Gespräche das aufgeregte Gemüt der jungen Frau vielfach zu beruhigen, so daß sie sich in dieser Zeit als wahrhafte Freunde Sofja Nikolajewnas und ihres Mannes erwiesen.

So blieb das Verhältniß zwischen dem jungen Ehepaare, bis Sofja Nikolajewna Mutter wurde. Trotz aller Gemüths-

erschütterungen hatte sich ihre Gesundheit in den letzten Monaten einigermaßen gebessert, und sie gebar glücklich eine Tochter. Freilich hatte Sofja Nikolajewna, und noch mehr Alexei Stepanowitsch, einen Sohn zu haben gewünscht. Als aber die Mutter ihr Kind ans Herz drückte, gab es schon für sie keinen Unterschied mehr zwischen Sohn und Tochter. Das Gefühl der Mutterliebe hatte ihre Seele, ihren Geist, ihr ganzes Wesen allmächtig ergriffen. Alexei Stepanowitsch dankte Gott, daß Sofja Nikolajewna am Leben geblieben sei, freute sich, daß sie sich wohlbefinde, und dachte nicht mehr an den gehofften Sohn.

Ganz anders aber wurde die Sache in Bagrowo aufgenommen! Stepan Michailowitsch hatte so fest darauf gehofft, einen Enkel zu bekommen, daß er anfangs an die Geburt einer Enkelin gar nicht glauben wollte; als er aber die Nachricht mit eigenen Augen im Briefe seines Sohnes gelesen und sich überzeugt hatte, daß die Sache keinem Zweifel unterliege, wurde er höchst verstimmt; das für die Bauern vorbereitete Gelage fand nicht statt; er wollte nicht selbst an Sohn und Schwiegertochter schreiben, ließ letzterer nur zu ihrer glücklichen Entbindung gratulieren und befahl, daß man das Kind bei der Taufe Praskowja nenne, seiner lieben Kusine Praskowja Michailowna Kurolesowa zu Ehren. Ubrigens hatte man, seinen Wunsch vorhersehend, der Kleinen schon bei dem Gebete am Tage der Niederkunft den Namen Praskowja gegeben. Der Unwille Stepan Michailowitschs war betrübend und komisch zugleich. Sogar die Familie mußte insgeheim darüber lachen. Der Alte war vernünftig genug, um einzusehen, daß es eigentlich töricht sei, sich über die Sache zu ärgern; und doch konnte er sich in den ersten Tagen nicht fassen, so sehr hatte er sich an den süßen Gedanken gewöhnt, bald einen Enkel zu haben und sich über das Fortbestehen des edlen Geschlechts des Schimon beruhigen zu können. Er ließ den Stammbaum fortschaffen und verbergen, der schon seit geraumer Zeit auf seinem Tische ausgebreitet lag, und in den er jeden Tag den Namen des Enkels

eintragen zu können gehofft hatte. Er verbot seiner Tochter Afsinja Stepanowna, nach Ufa zu reisen, um als Patin des Mädchens zu fungieren. „Warum nicht gar zur Taufe eines Mädchens hinfahren! Dergleichen kann jedes Jahr kommen, und da müßte man sich jedesmal hinbemühen!“ — Ubrigens taten Zeit und Überlegung das Ihrige, und nach Verlauf einiger Tage verschwanden die Runzeln auf Stepan Michailowitschs Stirn (die diesmal niemanden erschreckt hatten), und der Gedanke, daß die Schwiegertochter ja künftiges Jahr einen Sohn haben könne, beruhigte den Alten. Er schrieb einen liebevollen Brief an die Schwiegertochter, tadelte sie scherzend wegen der getäuschten Hoffnung und bat sich scherzend fürs nächste Jahr einen Enkel aus.

Sofja Nikolajewna hatte sich so rücksichtslos dem ihr neuen Gefühle hingegeben, war in die neue Welt, die ihr die Mutterliebe eröffnete, so vollkommen versunken, daß sie nichts von der Unzufriedenheit des Schwiegervaters merkte und es ihr nicht einmal auffiel, daß Afsinja Stepanowna nicht zur Taufe kam. Man hatte die größte Mühe, Sofja Nikolajewna zu überreden, die neun ersten Tage nach der Entbindung im Bette zu bleiben. Sie fühlte sich so wohl, daß sie schon am vierten Tage, wie sie behauptete, hätte tanzen können. Aber nicht zu tanzen begehrte sie, sondern immer um ihr Kind zu sein, sich weder Schlaf noch Ruhe zu gönnen, es Tag und Nacht zu pflegen; denn die kleine Praskowja war schwach und schwächlich zur Welt gekommen, wohl infolge des Kammers und der Krankheit, die ihre Mutter während der Schwangerschaft erduldet hatte. Das Kind selbst zu säugen hatten ihr die Ärzte nicht gestattet, oder richtiger der Arzt Andrei Jurjewitsch Avenarius, ein höchst verständiger, gebildeter und lebenswürdiger Mann, der zu den genauesten Freunden des Bagrowschen Hauses gehörte. Sobald es irgend möglich war, brachte Sofja Nikolajewna ihre Kleine zum Großvater, nämlich zu ihrem Vater Nikolai Fjodorowitsch. Sie meinte, der Anblick

des kleinen Wesens würde den Alten erfreuen, und er würde eine Ähnlichkeit zwischen dem Kinde und seiner ersten Frau Wjera Iwanowna finden. Wahrscheinlich existierte diese Ähnlichkeit gar nicht, wie denn meiner Ansicht nach eine Ähnlichkeit zwischen einem neugeborenen Kinde und einer erwachsenen Person überhaupt nur eine sehr entfernte sein kann; aber Sofja Nikolajewna hat in der Folge immer versichert, ihre erste Tochter sei der Großmutter so ähnlich gewesen wie ein Wassertropfen dem anderen. Der alte Subin war damals schon seinem Ende nahe; sein Geist und sein Körper gingen einer schnellen Auflösung entgegen. Er sah das Kind gleichgültig an, vermochte kaum, es zu bekreuzen, und sagte nur: „Ich gratuliere dir, Sonitschka.“ Sofja Nikolajewna war höchst betrübt, sowohl über den schlimmen Zustand ihres Vaters, den sie seit mehr als einem Monat nicht gesehen hatte, als über seine Kälte gegen ihre engelhafte kleine Praskowja.

Doch bald vergaß die junge Mutter an der Wiege ihrer Tochter die ganze Welt! Alle Interessen, alle übrigen Neigungen verblaßten vor der Mutterliebe, und Sofja Nikolajewna ergab sich dem neuen Gefühle mit leidenschaftlicher Blut. Keine Hand außer der ihrigen durfte das Kind berühren. Sie selbst reichte die Kleine der Amme, sie selbst hielt sie ihr an die Brust, und nicht ohne Neid, nicht ohne Betrübniß sah sie ein fremdes Weib dem Kinde seine Milch geben. Es ist beinahe unglaublich, und doch war dem so: Sofja Nikolajewna gestand selbst in der Folge, es sei ihr unerträglich gewesen, wenn Praskowja lange an der Brust der Amme blieb; ja, nicht selten nahm sie das noch nicht ganz gestillte Kind aus den Armen der Fremden und wiegte und sang es in den Schlaf. Sofja Nikolajewna fand nicht mehr Zeit, irgend jemanden zu sehen, ihre Freundin Katerina Borisowna Tschitschagowa nicht ausgenommen. Natürlich fanden es alle höchst sonderbar und lächerlich; die näheren Freunde ärgerten sich sogar darüber. Nur auf ein Weilchen fuhr sie jeden Tag zum Vater und kam immer in der

höchsten Besorgnis mit der Frage nach Hause, ob ihre Tochter auch gesund sei. Ihrem Manne ließ sie die vollkommenste Freiheit, zu tun, was ihm beliebte, und Alexei Stepanowitsch, nachdem er anfangs einige Tage zu Hause zugebracht und sich überzeugt hatte, daß Sofja Nikolajewna nicht die mindeste Notiz von ihm nahm, ja, nachdem er etliche Male aus der kleinen Kinderstube hinausgewiesen worden war, um Luftverderbnis durch das viele Atmen in dem kleinen Raume zu vermeiden, den Sofja Nikolajewna selbst nie verließ, — Alexei Stepanowitsch, sage ich, begann, seine Bekannten allein zu besuchen, zuerst selten, dann immer öfter; zuletzt verließ er täglich das Haus, um irgendwo Kofambole oder Boston zu spielen. Einige Ufaer Damen nahmen sich des verlassenen jungen Gemahls an, scherzten und kokettierten mit ihm unter dem Vorgeben, daß es ein gutes Werk sei, den verwaisten Alexei Stepanowitsch zu trösten, und daß sie auf Sofja Nikolajewnas Dank hofften, wenn sie, von der unerhörten Leidenschaft für ihre Tochter geheilt, endlich wieder in Gesellschaft erscheinen werde. Erst später hörte Sofja Nikolajewna von diesen Scherzen und regte sich darüber sehr auf.

Katerina Alexejewna Tscheprunowa, die täglich ihre Verwandte besuchte, sah mit Staunen, Mitleid und Ärger dem Treiben derselben zu. Sie war selbst eine zärtliche Mutter und liebte innig ihr einziges verwachsenes Söhnchen; aber Sofja Nikolajewnas Mutterliebe, ihr gänzlichess Vergessen der übrigen Welt kamen ihr wie eine Art Wahnsinn vor. Sie seufzte, ächzte, schlug sich mit der Faust an die Brust und an den Bauch (das pflegte sie bei heftigen Gemütsbewegungen zu tun) und meinte, eine solche Liebe sei eine Sünde vor dem Herrn, und der Herr werde dafür strafen. Sofja Nikolajewna nahm das übel und untersagte ihr den Eintritt in die Kinderstube. Avenarius war der einzige, der in dieses Heiligtum öfters zugelassen wurde. Sofja Nikolajewna entdeckte täglich an ihrem Kinde die Symptome irgendeiner Krankheit. Dann unternahm sie

Kuren nach Buchans Anweisungen, und mit dem Erfolge unzufrieden, wandte sie sich an Avenarius. Dieser wußte nicht mehr, was er mit der armen Mutter anfangen sollte, die sich durchaus nicht von ihrem Glauben abbringen ließ, und verschrieb dem Kinde verschiedene Heilmittel, meistens unschuldiger Art, manchmal auch wirksamere, da die Kleine in der That von schwacher Gesundheit war.

Es ist schwer zu sagen, was aus alledem geworden wäre, wenn nicht die Vorsehung Sofja Nikolajewna mit einem unerwarteten Schlage heimgesucht hätte: ihr Engelchen Praskowja starb eines plötzlichen Todes. Es läßt sich nicht bestimmen, ob die übertriebene Pflege, ob die vielen Arzeneien, ob angeborene Körperschwäche die Ursache des Todes gewesen ist. Kurz, das zarte Geschöpf unterlag im vierten Monat seines Lebens einem jener leichten Krämpfe, denen fast alle Säuglinge unterworfen sind. An der Wiege ihrer Praskowja sitzend, sah Sofja Nikolajewna, daß ein leichtes Zucken über ihr Gesichtchen fuhr. Sie nahm das Kind in die Arme: es war tot.

Eine starke, eiserne Gesundheit muß Sofja Nikolajewna gehabt haben, um dieser Erschütterung widerstehen zu können! Die Ärzte mußten abwechselnd bei ihr Wache halten. Sanden, Avenarius, Klauß, die alle ihre Freunde waren, fürchteten einige Tage lang eine Gehirnzerrüttung, weil sie niemanden erkannte. Doch mit Gottes Hilfe behauptete sich ihr junger, kräftiger Organismus gegen die drohende Gefahr. Die unglückliche Mutter kam wieder zu sich, und die Liebe zu ihrem Manne, der ja ebenfalls den tiefsten Schmerz empfand, diese Liebe, die augenblicklich in ihre alten Rechte trat, war ihre Rettung. Als Sofja Nikolajewna in der vierten Nacht zum ersten Male wieder zum Bewußtsein kam und sich von dem, was um sie vorging, Rechenschaft gab; als sie Alexei Stepanowitsch erkannte, der kaum wiederzuerkennen war, so sehr hatte ihn der Gram verändert, und ihre treue Freundin Katerina Alexejewna erblickte: da entrang sich ein herzzereißender Schrei ihrer Brust,

und heilsame Tränenströme stürzten aus ihren Augen; sie hatte bis dahin nicht weinen können. Sie umarmte Alexei Stepanowitsch und schluchzte lange, ohne ein Wort zu sagen, an seiner Brust; er selbst schluchzte wie ein Kind. Die Gefahr einer Geisteszerrüttung war nun vorüber; es drohte aber eine andere: die einer völligen physischen Erschöpfung. Die arme junge Frau hatte vier Tage lang weder Trank noch Speise zu sich genommen, vermochte auch jetzt nicht einen Bissen, ja keine Medizin, keinen Tropfen Wasser herunterzubringen. Der Zustand war ein so gefährlicher, daß die Ärzte nichts gegen den Wunsch der Kranken einzuwenden hatten, zu beichten und das Abendmahl zu nehmen. Die Erfüllung dieser christlichen Pflicht wirkte wohlthätig auf Sofja Nikolajewna; sie schief zum ersten Male ein, erwachte nach Verlauf zweier Stunden und sagte mit freudestrahlendem Gesichte zu ihrem Manne, sie habe im Traume ein Bild der Iberischen Mutter Gottes gesehen, genau wie dasjenige, das sich in ihrer Parochialkirche befinde; sie fügte hinzu, daß, wenn es ihr vergönnt wäre, vor diesem Bilde zu beten und es zu küssen, die Mutter Gottes sich ihrer gewiß erbarmen würde. Das heilige Bild wurde ins Haus gebracht. Der Priester sprach die Gebete „für Heil und Genesung einer Kranken“. Als die Worte gesungen wurden: „Schau' gnädig herab, o vielgepriesene Jungfrau, auf meines Körpers grausame Leiden,“ fielen alle Anwesenden auf die Knie, die Worte des Gebetes nachsprechend; Alexei Stepanowitsch schluchzte laut. Die Kranke weinte ebenfalls während des ganzen Gottesdienstes Tränen der innigsten Rührung, küßte das heilige Bildnis und fühlte sich so gestärkt, daß sie alsbald Wasser zu trinken vermochte und dann anfing, Arzeneien und Nahrung zu sich zu nehmen. Katerina Borisowna Tschitschagowa und Katerina Alexejewna Tscheprunowa waren immerwährend bei ihrer Freundin. Die Kranke war bald außer Gefahr. Das abgemarterte Herz Alexei Stepanowitschs konnte sich endlich erholen. Die Ärzte gingen mit erneutem Eifer an die Kur, die

mit einer eigenartigen Gefahr verbunden war, da die Herren Doktoren den Zustand der Kranken aus lauter Freundschaft sich zu sehr zu Herzen nahmen; der eine befürchtete die Schwindsucht, der andere die Rückendarre, der dritte vermutete ein Aneurysma. Glücklicherweise wurden sie doch darin einig, daß der Patientin ein Aufenthalt auf dem Lande und namentlich Waldluft zu empfehlen sei, daneben aber zugleich eine Kumyskur. Es war Anfang Juni, die Kräuter standen noch in vollem Wuchse, und die Stutenmilch hatte ihre heilsame Frühlingskraft noch nicht verloren.

Stepan Michailowitsch nahm die Nachricht von dem Tode seiner Enkelin ziemlich gleichgültig auf und meinte, wegen eines Mädchens sich viel Kummer zu machen, sei eine Torheit; dergleichen werde es immer noch genug geben. Als aber kurz darauf die Botschaft kam, Sofja Nikolajewna sei in einem höchst gefährlichen Zustande, beunruhigte sich der Alte heftig. Als er darauf eine dritte Nachricht erhielt, welche lautete, Sofja Nikolajewna sei außer Gefahr, aber sehr krank und die Ärzte wüßten kein anderes Mittel, ihr zu helfen, als eine Kumyskur, geriet Stepan Michailowitsch in großen Zorn gegen die Ärzte, nannte sie Menschenquäler, die nichts verständen und die menschliche Seele durch heidnisches Getränk verunreinigten. „Wenn es einem Rechtgläubigen verboten ist, Pferdefleisch zu genießen,“ sagte er, „so ziemt es sich auch nicht, die Milch des unreinen Thieres zu trinken. Ich sehe es kommen,“ fügte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „das Schwiegertöchterchen bleibt vielleicht am Leben, wird aber nicht wieder gesund und bekommt keine Kinder mehr.“ Stepan Michailowitsch war ernsthaft betrübt und blieb lange in der traurigsten Stimmung.

Neunundzwanzig Werst südwestlich von Ufa, auf dem Wege nach Kasan, lag an der Mündung der kleinen Ufa in die herrliche Djoma, von prächtigem Hochwalde umgeben, das Tarentendörfchen Ustamak, von den Russen gewöhnlich Alkino genannt, nach dem Namen des Gutsherrn. In einem üppigen



Tale drängten sich die Hütten in malerischer Unregelmäßigkeit an den Abhang des Bairam-Tau, der sie vor dem Nordwind schützte. Im Westen erhob sich ein anderer Berg, der Sein-Tau<sup>1</sup>. Südöstlich schlängelte sich das Flüsschen Usa, von schattigem Gebüsch begleitet, durch blühende Wiesengründe voll saftiger, duftiger Kräuter. Die mächtigen Wälder, aus Eichen, Linden, Ulmen, Ahorn und anderem Laubholz bestehend, verliehen der Luft eine erquickende Reinheit und belebende Kraft. In diese reizende Gegend brachte Alexei Stepanowitsch die schwache, abgemagerte, verwelkte Sofja Nikolajewna, die nur ein Schatten ihrer früheren Gestalt schien; der befreundete Arzt Avenarius war mitgekommen. Mit Mühe überstand die Kranke die kurze Reise. Der gastfreie Besitzer des Dorfes empfing die Angekommenen aufs freundlichste; er hatte ein ansehnliches Haus mit Nebengebäuden; Sofja Nikolajewna wollte aber nicht im Hauptgebäude wohnen und zog in eines der Nebengebäude. Die Familie des Gutsbesitzers war in ihren Aufmerksamkeiten und Freundschaftsbezeugungen so eifrig, daß der Arzt sich genötigt sah, die Kranke vor ihrer Zudringlichkeit zu schützen. Diese guten Leute waren Mohammedaner, sprachen aber ein ziemlich gutes Russisch. Ihre Lebensweise bot ein buntes Gemisch tatarischer und russischer Sitten; aber Rumys war ihr gewöhnliches Getränk vom Morgen bis

<sup>1</sup> Tau bedeutet Berg, Bairam Fest. Dieser Name, berichtet die Ueberlieferung, wurde dem Berge beigelegt, weil die Baschkiren hier die festlichen Gebete zu begehren pflegten, die die Urasa oder das Fasten beschließen. Sein-Tau bedeutet: der Berg der Versammlung. Das Wort Sein bezeichnet eine Volksversammlung oder ein Volksfest, bei welchem Wettrennen, Wettringen usw. vorgenommen wird. Diesen Namen hat der Berg bei Gelegenheit des Kaufes erhalten, der im Jahre 1791 das Landgebiet an den Ufern der Usa an den damaligen Besitzer Alkin gebracht hat. Herr Alkin gab nämlich auf diesem Berge, nachdem man über den Kauf einig geworden war, den Baschkiren ein glänzendes Fest. Tamak bedeutet Mündung; darum heißt auch das Dorf beim Einfluß der Usa in die Djoma Usytamak. Was das Wort Usa und der bald zu erwähnende Flußname Kurful-Dauk bedeuten, habe ich nicht ermitteln können.

zum Abend. Für Sofja Nikolajewna wurde das heilsame Getränk auf eine verfeinerte Weise zubereitet, d. h. die Stutenmilch wurde nicht in einem Schlauche, sondern in einem sauberen, neuen Fäßchen aus Lindenholz zur Gärung gebracht. Die Alkins behaupteten zwar, ein solcher Kумыs sei weniger wirksam und wohlschmeckend; doch die Kranke empfand den heftigsten Widerwillen gegen die Schläuche aus roher Pferdehaut, und so wurde denn das heilsame Getränk für sie auf die reinlichste Weise bereitet. Der Arzt gab für die Kur die nötigen Anweisungen und kehrte nach Ufa zurück; Alexei Stepanowitsch aber, sowie Parascha und Annuschka, blieben beständig um die Kranke. Die frische Luft, der anfangs in kleinen Dosen genossene Kумыs, die täglichen Spazierfahrten mit Alexei Stepanowitsch zusammen durch die herrlichen Wälder der Umgegend, wobei Jefrem, der Sofja Nikolajewnas Liebling geworden war, kutschierte, die lieblichen Wald-einsamkeiten, wo die Kranke stundenlang auf einer ledernen Matratze und auf Kissen ruhte, die aromatische Luft einatmend, eine leichte Lektüre anhörend oder wohl auch in süßen Schlummer verfallend, das alles brachte die erfreulichste Wirkung hervor, und nach Verlauf zweier Wochen verließ Sofja Nikolajewna ihr Lager und vermochte kleine Spaziergänge zu unternehmen. Der Arzt kam wieder zum Besuch, freute sich der vortrefflichen Wirkung der Kur, verstärkte die Gaben des Kумыs und verordnete der Patientin, da sie größere Mengen dieses Getränks nicht vertragen konnte, stärkere Bewegung und namentlich das Reiten. So etwas war damals im Leben der Adligen unerhört; das Mittel mißfiel Alexei Stepanowitsch, und auch Sofja Nikolajewna fand es nicht schicklich. Umsonst gaben die Töchter des Hauses das Beispiel, indem sie auf Baschkirenpferden meilenweit die reizenden Umgebungen durchstreiften: Sofja Nikolajewna widerstand lange allem Zureden, sogar den Bitten ihres Mannes, den der Arzt von der Notwendigkeit des Reitens überzeugt hatte. Tshi-

tischagows kamen zum Besuch nach Utkino, und endlich gelang es den vereinten Bemühungen der Freunde, Sofja Nikolajewnas Widerstreben zu besiegen; am meisten trug dazu das Beispiel von Katerina Borisowna Tschitschagowa bei, die als treue Freundin selbst das Vorurteil überwand und zu reiten begann, zuerst allein, bald aber in Gesellschaft der genesenden Freundin. Bei dieser starken Motion war auch eine andere Nahrung vorgeschrieben, nämlich täglicher Genuß fetten Hammelfleisches, das der Patientin ebenfalls zuwider war. Wahrscheinlich richtete sich Avenarius bei Empfehlung einer solchen Diät nach der Lebensweise der Baschkiren, die in der Jahreszeit des Kumpfs sich beinahe ausschließlich von fettem Hammelfleische ernähren, sogar kein Brot dazu essen, dabei von früh bis spät in ihren weiten Steppen umherreiten, dieses Leben so lange führen, als das Pfriemgras grünt, und damit erst aufhören, wenn seine zarten Federbüschel in wogendem Silber erglänzen. Die Kur fuhr fort, den glücklichsten Erfolg zu haben; es wurde in großer Gesellschaft, mit den Töchtern und Söhnen des Gutsherrn, geritten. Nicht selten besuchte man die Pottaschefabrik, die zwei Werst von Utkino, mitten im Walde, am Ufer des schönen Flüsschens Kurkul-Dauk lag<sup>1</sup>. Neugierig besah sich Sofja Nikolajewna die gußeisernen Kessel voll kochender Lauge, die hölzernen Bottiche, in denen sich die rohen Kristalle absetzten, die Schmelzöfen, aus denen die Pottasche endlich als ein weißes, poröses Salz hervorkam. Sie betrachtete mit Wohlgefallen das lebhafteste, gewandte Arbeiten der Tataren, welche ihr mit ihren spitzen Käppchen und langen

<sup>1</sup> Diese Fabrik ist erst 1848 eingegangen; im Jahre 1791 war die Pottaschebereitung in der Provinz Ufa noch wenig verbreitet. In der Folge hat sie die Vernichtung ungeheurer Massen von Laubwald veranlaßt; namentlich sind auf diese Weise beträchtliche Linden-, Ulmen- und Ahornwälder zugrunde gerichtet worden. Diese Baumarten wuchsen damals in diesen Gegenden in solcher Fülle, daß anfangs nur sie zur Bereitung der Pottasche benutzt wurden, da ihre Asche am ergiebigsten ist. Zu jener Zeit war die Pottaschebereitung entschieden der vorteilhafteste Erwerbszweig für den von uns geschilderten Landstrich.

Hemden, die übrigens ihre Bewegungen keineswegs hemmten, höchst merkwürdig vorkamen. Die gastlichen Besitzer des Gutes veräumten überhaupt kein Mittel, die Gäste mit angenehmen Zerstreuungen zu unterhalten. Sie veranstalteten zu diesem Zwecke unter ihren mohammedanischen Untertanen auch Tänze, Wettrennen und Ringkämpfe.

Anfangs nahm Alexei Stepanowitsch an allen diesen Ausflügen und Belustigungen teil; als er aber sah, daß der Zustand der Kranken täglich besser wurde, und daß sie Gesellschaft und Pflege genug um sich hatte, begann er die schönen freien Stunden nach seiner Art zu benutzen. Das Landleben, die schöne Witterung, die herrliche Natur regten lebhaft die alten Liebhabereien in ihm an; er machte sich Angelgerät zurecht und begann in den klaren Quellsbächen, deren es um Alkino viele gibt, den vorsichtigen Forellen nachzustellen; auch ging er manchmal aus, Wachteln mit dem Netze zu fangen. Fjodor Michejew, der junge Gatte Paraschas, stand ihm bei dieser Jagd bei, die er gleich meisterhaft verstand wie das Verfertigen der Wachtelpfeifen. Die Liebhaber anderer Jagdarten blickten auf diese Art des Vogelfangs mit stolzer Verachtung herab. Ich sehe aber wirklich nicht ein, warum. Im duftigen Wiesengrase zu liegen, das Netz vor sich über die hohen Halme ausgebreitet, mit Hilfe der Pfeife den sanften melodischen Schrei des Wachtelweibchens nachzuahmen, auf die Antwort der getäuschten Männchen zu horchen, zu sehen, wie sie von allen Seiten gelaufen und geflogen kommen, ihr possierliches Treiben zu beobachten, endlich selbst über den geglückten oder mißglückten Fang in Aufregung zu geraten: das alles, ich gestehe es, hat mir zu seiner Zeit viel Vergnügen gemacht, und noch jetzt ist mir die Erinnerung daran erfreulich. Sofja Nikolajewna aber konnte den Reiz einer solchen Beschäftigung nicht begreifen. Ubrigens besserte sich ihre Gesundheit sichtlich, und nach Verlauf zweier Monate war ihr Gesicht wieder voll geworden und eine frische Röthe auf ihren Wangen erschienen.

Avenarius kam zum dritten Male nach Alkino und war über den Zustand seiner Patientin höchlich erfreut. Er hatte ein volles Recht, auf den Erfolg der Kur stolz zu sein. Er hatte zuerst den Genuß des Kумы empfohlen und alle Anleitungen zu dessen Gebrauch als Heilmittel gegeben. Er hatte auch früher seine Patientin liebgehabt; nun aber, nachdem es ihm gelungen war, ihr die Gesundheit wiederzugeben, empfand er gegen sie die Zärtlichkeit eines Vaters.

Jede Woche sandte Alexei Stepanowitsch seinem Vater einen ausführlichen Bericht über Sofja Nikolajewnas Gesundheitszustand. Stepan Michailowitsch freute sich herzlich über die Genesung seiner Schwiegertochter; natürlich aber wollte er nicht glauben, daß dieselbe durch den Kумы bewirkt worden sei, und war höchst ungehalten über das Reiten, das der Sohn unvorsichtigerweise in einem Briefe erwähnt hatte. Die Familie wußte diese erwünschte Gelegenheit zu benutzen und durch geschickt hingeworfene Stichelreden den Unwillen des Alten in dem Maße zu steigern, daß dieser an Alexei Stepanowitsch einen unzarten Brief schrieb, der Sofja Nikolajewna sehr betrückte. Als es sich übrigens bestätigte, daß Sofja Nikolajewna vollkommen hergestellt und wieder aufgeblüht sei, regten sich von neuem im Kopfe des Alten die süßesten Hoffnungen, und er hörte auf, wegen des Kумы und des Reitens zu zürnen.

Im Herbst kehrten die jungen Eheleute nach Ufa zurück. Der alte Subin war in dem traurigsten Zustande, und die wunderbare Genesung seiner Tochter machte auf ihn keinen Eindruck. Für ihn war auf der Erde alles zu Ende; alle Bande waren gelöst, alle Fäden zerrissen, die ihn noch an das Leben geknüpft hatten. Kaum hielt sich noch die Seele in seinem hinsiehenden Körper.

Die weitere Entwicklung der Verhältnisse im Familienleben der jungen Bagrows war durch die erwähnten vielfachen Ereignisse sozusagen unterbrochen worden: zuerst durch die

Geburt der Tochter und die grenzenlose leidenschaftliche Liebe, die ihr die Mutter gewidmet hatte; dann durch den Tod der Kleinen, der die Mutter an den Rand des Wahnsinns, ja des Todes gebracht hatte; endlich durch die langwierige Kur und das Leben im Tatarendorfe. In dieser schweren Zeit der Seelenqual und des körperlichen Leidens hatte sich Alexei Stepanowitschs innige Liebe und Selbstverleugnung unausgesetzt bewährt. Die Konflikte, die im gewöhnlichen Laufe des Lebens zwischen ungleichen Naturen beständig hervortreten, konnten in dieser Zeit nicht aufkommen, auch wenn Anlaß dazu war. Beim Umlauf großer Kapitalien wird auf das Kleingeld nicht geachtet. In besonderen Fällen, bei bedeutenden Vorgängen wird nur mit großen Summen bezahlt, während wir im alltäglichen, ruhigen Laufe des Lebens meistens nur Gelegenheit finden, Kleingeld auszugeben. Alexei Stepanowitsch hatte keinen Mangel an Kapital, wohl aber oft an Kleingeld. Wenn ein Mensch angesichts seelischer Schmerzen oder Gefahren, die die Gesundheit und das Leben eines geliebten Wesens bedrohen, selbst in tiefster Seele leidet, Schlaf, Ruhe und Nahrung darüber vergißt, an sich selbst nicht denkt und mit gespannten Nerven, in gehobener Stimmung nur für den andern lebt, da bleibt kein Raum übrig für kleinliche Ansprüche, für feine Aufmerksamkeiten. Aber die Zeit der erschütternden Ereignisse vergeht. Alles kehrt in sein ruhiges Geleise zurück; der Geist beruhigt sich, die Nerven spannen sich ab; das materielle Leben in seiner schalen Alltäglichkeit behauptet seine Macht; die alten Gewohnheiten kommen wieder zur Geltung, und es ist die Zeit jener Ansprüche gekommen, von denen wir eben sprachen, die Zeit der Aufmerksamkeiten und der Gefälligkeiten, des Zutorkommens und des Nachgebens, und der tausenderlei unbedeutenden Dinge, aus denen sich die alltägliche Wirklichkeit zusammensügt. Die Zeiten der schweren Prüfungen, die Zeiten, die große Opfer und hohe Selbstverleugnung fordern, sind selten; dazwischen aber rinnt

das Leben immerwährend in seinem alltäglichen Bette, und Kleinigkeiten verleihen ihm die Ruhe, die Heiterkeit, die Schönheit, kurz das, was wir Glück nennen. So kam es denn, daß, als die Genesung Sofja Nikolajewnas fortschritt und Alexei Stepanowitsch aufhörte, für ihre Gesundheit und ihr Leben zu fürchten, allmählich einerseits die früheren Ansprüche, andererseits die frühere Unfähigkeit, denselben zu genügen, hervortrat. Die sanften Vorwürfe und Erörterungen wurden dem Gatten langweilig, die heftigen Auftritte begannen ihm Furcht einzuflößen; die Furcht schloß alsbald das rückhaltlose Vertrauen aus, und der Verlust des Vertrauens in der Ehe, besonders von seiten des abhängigen, untergebenen Theiles, führt unfehlbar zu einer Zerstörung des Familienglücks. Die Rückkehr nach Ufa, zum einförmigen, müßigen Stadtleben, hätte wahrscheinlich diese Mißstände noch schärfer hervortreten lassen; doch der qualvolle Zustand des nun wirklich dem Tode nahen Vaters nahm alle Seelenkräfte Sofja Nikolajewnas in Anspruch, und ihrer Natur gemäß ergab sie sich ganz und rückhaltlos dem Gefühle der töchterlichen Liebe. Und so war der Entwicklungsgang der inneren Familienverhältnisse wieder aufgehalten. Sofja Nikolajewna blieb Tag und Nacht im Hause ihres Vaters. Der Kalmücke fuhr fort, mit dem größten Eifer, mit gespannter Aufmerksamkeit und mit unermüdlicher Ausdauer den kranken Herrn zu pflegen. Er vermied es sorgfältig, sich den Blicken der Tochter zu zeigen, obgleich es an Gelegenheiten und Anlässen, wo er es ungestraft hätte tun können, nicht fehlte. Sofja Nikolajewna war durch ein solches Betragen gerührt. Sie ließ den Kalmücken zu sich rufen, versöhnte sich mit ihm und erlaubte ihm, mit ihr zusammen den Sterbenden zu pflegen. Nikolai Fjodorowitsch bemerkte trotz seiner scheinbaren Theilnahmlosigkeit gegen alles, was um ihn her vorging, diese Veränderung, versuchte die Hand seiner Tochter zu drücken und lispelte kaum hörbar: „Habe Dank!“ Von diesem Augenblicke an verließ Sofja Nikolajewna ihren Vater nicht mehr.

Ich habe erwähnt, daß in Stepan Michailowitschs Kopfe infolge der günstigen Nachrichten über die Gesundheit der Schwiegertochter die freudigsten Hoffnungen aufgetaucht waren. Diese Hoffnungen hatten ihn nicht getäuscht: Soffja Nikolajewna meldete ihm bald eigenhändig, sie hoffe, so es Gott wolle, ihm bald einen Enkel zu gebären, seinem Alter zum Troste. Im ersten Augenblicke zeigte Stepan Michailowitsch die lebhafteste Freude, faßte sich aber bald und ließ seine Familie nichts von seinen Hoffnungen merken. Vielleicht bedachte er auch, daß Soffja Nikolajewna wieder eine Tochter bekommen, daß das Kind wieder der übertriebenen Pflege der Mutter und der Ärzte unterliegen könne. Möglich aber auch, daß, wie manche Leute sich absichtlich einen schlechten Erfolg prophezeien, um das Schicksal gleichsam zum Widerspruch zu reizen, so auch Stepan Michailowitsch sich nur so kalt und ungläubig stellte, als er sagte: „Diesmal wird man mich nicht zum besten haben; ich werde nicht eher der Sache Glauben schenken und mich darüber freuen, als bis sie sich wirklich ereignet!“ Die Familie wunderte sich über eine solche Äußerung; aber es antwortete niemand darauf. In der That ergab sich jedoch der Alte im Stillen wieder dem Glauben, daß er einen Enkel bekommen werde, ließ den Vater Wasili abermals Gebete „für die Gesundheit der schwangeren Gottesmagd Soffja“ sprechen, suchte den aus seinen Augen verbannten Stammbaum wieder hervor und brachte ihn in seinem Zimmer unter.

Unterdessen nahte allmählich Nikolai Fjodorowitschs letzte Stunde. Nach den vieljährigen, schweren Leiden konnte das Ende eines so elenden, freudelosen Lebens, das sich sozusagen nur unnatürlich in dem gänzlich zerrütteten Körper noch hielt, eigentlich niemanden erregen. Selbst Soffja Nikolajewna flehte den Himmel nur um einen sanften, ruhigen Tod für ihren Vater an, und sanft und ruhig, sogar freudig entschlief der Kranke. Im Augenblick des Todes belebte ein verklärtes Lächeln die Züge des Sterbenden, und trotz der geschlossenen



Augen behielt die erkaltende Leiche lange diesen Ausdruck. Die Begräbnisfeier war prunkhaft und würdevoll. Der alte Subin war früher in der Stadt allgemein geliebt worden; doch hatte man seine Verdienste allmählich vergessen, sogar das Mitleid war durch sein langes Leiden abgestumpft worden; als aber die Nachricht von seinem Tode sich in Ufa verbreitete, erwachte in allen Gemüthern von neuem die frühere Anhänglichkeit und das Mitleid mit seinem bisherigen traurigen Zustande. Die Häuser wurden leer, und die ganze Bevölkerung Ufas drängte sich am Tage der Bestattung auf den Weg zwischen der Kirche zu Mariä Himmelfahrt und dem Friedhofe. Friede sei deiner Asche, guter Mensch! denn mit menschlicher Schwäche vereintest du menschliche Güte!

Nach dem Tode Nikolai Fjodorowitschs wurden für seine Kinder aus beiden Ehen zwei Vormundschaften errichtet. Alexei Stepanowitsch wurde zum Vormunde der Brüder Soffja Nikolajewnas, die mit ihr von derselben Mutter abstammten, ernannt; diese hatten, ohne ihre Studien in der adligen Pension zu Moskau vollendet zu haben, in ein Petersburger Garderegiment eintreten müssen. Ich habe vergessen zu erwähnen, daß Alexei Stepanowitsch kurz vor dem Tode seines Schwiegervaters auf dessen Verwendung zum Staatsanwalt des Landesgerichtes ernannt worden war.

Lange weinte und betete Soffja Nikolajewna, und Alexei Stepanowitsch weinte und betete mit ihr; doch waren es stille Tränen und stille Gebete, die die kaum wieder hergestellte Gesundheit Soffja Nikolajewnas nicht gefährdeten. Die Bitten ihres Mannes, den Rat ihrer Freunde, die Ermahnungen der Ärzte, insbesondere die des klugen Avenarius, verständig beachtend, suchte sie sich vor allen Erschütterungen zu hüten und widmete ihrem Zustande die notwendige Aufmerksamkeit. Man hatte ihr klar gemacht, daß die Gesundheit, ja das Leben ihres Kindes von der Erhaltung ihrer Gesundheit und Gemütsruhe abhängig sei. Eine bittere Erfahrung bestätigte die Aussagen

der Freunde und Ärzte, und die junge Frau war fest entschlossen, sich allem zu unterwerfen, was man von ihr fordern würde. Auf einen Brief ihres Schwiegervaters, in welchem dieser in schlichten Worten seinen Anteil an dem Schmerz der Schwiegertochter und seine Befürchtung aussprach, ihre Gesundheit möge wieder darunter leiden, gab sie ihm die beruhigendste Antwort; und in der That bemühte sie sich auf das sorgfältigste, ihr Gemüt ruhig und ihren Körper gesund zu erhalten. Die Zeiteinteilung des Ehepaares war zugleich regelmäßig und mannigfaltig. Avenarius und Klausz (auch letzterer war im Bagrowschen Hause intim geworden) hatten Sofja Nikolajewna vorgeschrieben, täglich auszufahren, namentlich aber auch auszugehen. Jeden Abend versammelte sich dann entweder bei Bagrows eine kleine Gesellschaft wohlwollender Freunde, oder das junge Ehepaar begab sich zu einem der letzteren, am häufigsten zu Tschitschagows. Die Brüder der Frau Katerina Borisowna Tschitschagowa waren ebenfalls Freunde des Hauses geworden, besonders der jüngere D. B. Mertwago; derselbe erbat sich zum voraus die Ehre, der Pate des künftigen Kindes zu sein. Beide Brüder kamen oft nach der Golumbinajastraße und fühlten sich im Bagrowschen Hause sehr wohl. Es waren edelgesinnte und nach damaligem Maßstabe höchst gebildete Leute. Die beliebteste Abendunterhaltung bei Bagrows bestand im Vorlesen. Da man aber nicht immer und immer lesen und zuhören konnte, so wurde Sofja Nikolajewna im Kartenspielen unterrichtet. Dieses Geschäft hatte Klausz übernommen, und jedesmal, wenn Bagrows abends zu Hause waren, fand er sich ein, um eine Partie zu arrangieren. Avenarius konnte an diesem Vergnügen keinen Anteil nehmen, da er sein Leben lang nicht eine Fünf von einem Aß hatte unterscheiden können.

Ein frühzeitiger üppiger Lenz war eingetreten, die Bselaja hatte ihr Eis plötzlich gebrochen, und ihre Wasser überschwemmten die Fluren in einer Breite von sieben Werst. Die ganze

Pracht des großartigen Schauspiels konnte man aus den Fenstern des Häuschens in der Golubinajastraße genießen. Der Obstgarten am Hause grünte und blühte. Der süße Duft der Apfel- und Faulbaumblüten erfüllte die Luft, der Garten wurde als Salon benutzt, und die wohltuende Wärme stärkte und erquickte Sofja Nikolajewna noch mehr.

Zu dieser Zeit begab sich in Ufa ein Ereigniß, das in hohem Grade die Aufmerksamkeit aller Einwohner erregte, und an dem die jungen Bagrows ganz besonders teilnahmen, da der Held des Abenteuers ein genauer Bekannter und, wenn ich nicht irre, sogar ein weiltäufiger Vetter Alexei Stepanowitschs war. Sofja Nikolajewna insbesondere interessierte sich bei ihrem lebhaften Temperamente außerordentlich für die romantische Geschichte, die sich folgendermaßen abspielte. Ein junger Mann aus einer der vornehmsten und reichsten Familien der Provinz Ufa oder Orenburg, N. J. Timaschew, hatte sich in ein schönes Tatarenmädchen, die Tochter des reichen Gutsbesizers Tewkelew, verliebt. Diese Familie hatte, ebenso wie Alkins, damals schon die Außerlichkeiten der Kultur angenommen und sprach ein gutes Russisch, hielt aber aufs strengste am mohammedanischen Glauben fest. Die schöne Salmé verliebte sich bald ebenfalls in den jungen Russen, der damals als Hauptmann zu einem Regimente gehörte, das in der Umgegend von Ufa stand. Auf die Einwilligung des Vaters und der älteren Brüder zu hoffen wäre törricht gewesen, da Salmé, um einen Christen zu heiraten, selbst hätte Christin werden müssen. Lange kämpfte Salmé mit ihrer Liebe, die in den Herzen asiatischer Frauen viel wilder glüht als im Herzen einer Europäerin. Endlich aber, wie es in dergleichen Fällen zu geschehen pflegt, wurde Mohammed besiegt, und Salmé entschloß sich, mit dem geliebten Hauptmann zu fliehen, die Taufe zu empfangen und ihn zu heiraten. Der Kommandeur des Regiments, der lebenswürdige und allgemein beliebte Generalmajor Mansurow, der sich später unter Suworow in den Alpen beim Übergang über

die Teufelsbrücke auszeichnete, hatte sich damals selbst seit kurzem aus Liebe verheiratet, wußte um das Abenteuer des Hauptmanns und hatte den Liebenden seinen Schutz versprochen. In einer dunklen und stürmischen Nacht verließ Salmé das väterliche Haus; im nahen Walde harrte ihrer Timaschew mit Reitpferden; es galt, in der größten Eile die hundert Werst bis nach Ufa zurückzulegen. Salmé war eine wackere Reiterin; in Entfernungen von zehn bis fünfzehn Werst standen frische Pferde bereit, unter der Obhut der ihrem guten Hauptmann von Herzen ergebenen Soldaten, und so eilten die Flüchtlinge von dannen, „auf den Flügeln der Liebe“, wie ein damaliger Poet unfehlbar hinzugefügt hätte. Unterdessen wurde Salmé im Tewkelewischen Hause, wo man ihre Neigung zu Timaschew längst ahnte und das Mädchen streng überwachte, bald vermißt. In einem Augenblicke war ein Haufe bewaffneter Tataren versammelt, und wutentbrannt, unter der Leitung des beleidigten Vaters<sup>1</sup>, ritt man mit wildem Rachegeschrei in fliegender Eile dem Entführer nach; man hatte den Weg erraten, den die Flüchtlinge eingeschlagen hatten, und gewiß wären sie nicht entkommen oder hätten wenigstens einen blutigen Kampf bestehen müssen (denn Soldaten und Offiziere, die an der Sache warmen Anteil nahmen, waren auf dem Wege viele aufgestellt), wenn man nicht auf den glücklichen Einfall gekommen wäre, hinter den Fliehenden eine Brücke zu zerstören, die über einen tiefen, reißenden Waldstrom führte. Die Verfolger mußten mit Lebensgefahr hinüberschwimmen, und das hielt sie ein paar Stunden auf. Bei alledem hatte das Boot, in welchem Timaschew mit seiner Salmé dicht vor Ufa über die Bjelaja fuhr, noch nicht die Mitte des Flusses erreicht, als schon der alte Tewkelew mit seinen Söhnen und der Hälfte seiner treuen Schar (die andere Hälfte hatte unterwegs die Pferde totgehetzt) ans Ufer her-

<sup>1</sup> Eine andere Variante dieser Überlieferung besagt, daß die Mutter mit den Söhnen die entflozene Tochter verfolgte. (Anmerkung des Verfassers.)

ansprengte. Doch alle Rähne und Führen fand er, wie zufällig, von einer Kompagnie Soldaten besetzt, die nach der Stadt hinüber wollte. Der unglückliche Vater knirschte mit den Zähnen, rief der Tochter seinen Fluch nach und kehrte heim. Halbtot vor Schrecken und Müdigkeit wurde Salmé in einen Wagen gehoben und in das Haus von Timaschew's Mutter gebracht. Die Sache nahm einen offiziellen, gesetzlichen Charakter an: eine Mohammedanerin hatte sich eingestellt und bekehrte freiwillig getauft zu werden. Demnach wurde sie sogleich von den Stadtbehörden in Schutz genommen, dem in Ufa residierenden Mufti (den die Leute den Tatarenbischof nannten) das Vorgefallene gemeldet und von ihm gefordert, daß er sowohl der Familie Lewkelew als allen Mohammedanern jeden gewaltsamen Versuch verbiete, den „freiwilligen“ Uebertritt der Jungfrau Salmé zur christlichen Religion zu verhindern. In wenigen Tagen hatte die Geistlichkeit die Neophytin zum Empfang der Sacramente der Taufe und der heiligen Salbung vorbereitet. Die Zeremonie wurde mit prunkhafter Feierlichkeit in der Kathedrale vollzogen. Salmé wurde Serafima und, nach dem Namen ihres Vaters, Iwanowna genannt, und gleich darauf wurden die Liebenden, ohne die Kirche verlassen zu haben, getraut. Die ganze Stadt nahm an diesem merkwürdigen Ereignisse den lebhaftesten Anteil. Natürlich ergriffen die Jugend und alle Männer Partei für Salmé; die Frauen dagegen, unter denen manche durch diesen Vorfall sich in ihren Hoffnungen getäuscht sahen, tadelten ihr Betragen aufs strengste. Aber es fanden sich nur wenige, die mit innigem Wohlwollen der Neubekehrten die Hand reichten, die nun durch ihre Heirat in die vornehmsten Kreise der Ufaer Gesellschaft getreten war. Sofja Nikolajewna und Alexei Stepanowitsch gehörten zu denjenigen, die den Neuvermählten mit wahrer Herzlichkeit entgegenkamen. Mit Hilfe der ebenfalls noch jungen, freundlichen Generalin A. N. Mansurowa gelang es bald den Freunden des jungen Ehepaars, ihm in der Ge-

sellschaft eine feste und geachtete Stellung zu sichern. Man gab sich die größte Mühe, der jungen Frau Hauptmann die fehlende Bildung beizubringen, und bei ihrem lebhaften, empfänglichen Geiste wurde aus ihr bald eine interessante, gewandte Weltdame, die viel Aufsehen und viel Neid erregte, wozu freilich ihre seltene Schönheit und ihre ungewöhnliche Stellung mit beitrug. Sofja Nikolajewna blieb Serafima Iwanownas Freundin bis zu deren Tode, der leider sehr früh erfolgte: drei Jahre nach ihrer Heirat starb sie an der Auszehrung, zwei Söhne und einen trostlosen Gatten hinterlassend. Timaschew war dem Wahnsinn nahe, zog sich vom Kriegsdienste zurück, widmete sich ganz seinen Kindern und verheiratete sich nie wieder. Man erzählte sich, und ich erzähle es unverbürgt wieder, daß Sehnsucht nach der verlassenen Familie und Reue wegen des Religionswechsels die Krankheit und den Tod der jungen Frau verursacht hatten.

Unterdessen eilte die Zeit stetig vorwärts, ohne sich durch die Ereignisse aufhalten zu lassen. Schon durfte Sofja Nikolajewna keine Besuche mehr machen, sogar Spazierfahrten waren ihr untersagt. Bei schönem Wetter lustwandelte sie zweimal täglich eine halbe Stunde lang im Garten; wenn es regnete, ging sie bei offenen Türen in den Zimmern ihres kleinen Häuschens auf und ab. Wahrscheinlich war diese übertriebene Angstlichkeit, Pünktlichkeit und Strenge unnötig und konnte eher schaden als frommen; jedoch befand sich Sofja Nikolajewna dabei vortrefflich. Alexei Stepanowitsch mußte zu allen diesen strengen ärztlichen Vorschriften die Hand bieten, weil sein Vater in jedem seiner Briefe ihm empfahl, die Gesundheit seiner Frau zu hüten wie seinen Augapfel. Auch die Hausfreunde, Tschitschagows und Mertwagos, vor allem aber die Ärzte, die ihre Patientin so unendlich lieb hatten, überwachten Sofja Nikolajewna so sorgsam, daß dieselbe ohne ihre Erlaubnis keinen Schritt machen, keinen Bissen und keinen Schluck Wasser zu sich nehmen konnte. In Amtsgeschäften mußte

Abenarius verreisen, und Klausz, der ebenfalls in Ufa als Geburtshelfer angestellt war, übernahm alle Sorgen für Sofja Nikolajewna's Gesundheit. Klausz war ein herzensguter, gescheiter, gebildeter, dabei aber in seinem äußeren Auftreten höchst komischer Deutscher. Obgleich er noch nicht alt war, trug er eine ganz gelbe Perücke. Man konnte nicht begreifen, wo er sich Menschenhaar von so unerhörter Farbe verschafft hatte. Seine Augenbrauen und die Augäpfel seiner kleinen Augen waren ebenfalls von gelblicher Farbe, sein Gesicht dagegen immer glühendrot<sup>1</sup>. Im Umgange mit seinen Freunden hatte er verschiedene Sonderbarkeiten; er liebte es sehr, den Damen die Hände zu küssen, wollte aber dabei durchaus nicht auf die Wange geküßt werden und behauptete, es sei von seiten eines Mannes unhöflich, dies zu dulden. Er hatte kleine Kinder sehr gern; diese Zuneigung drückte sich dadurch aus, daß er die Kinder auf seinen Schoß nahm, eines ihrer Händchen auf seine Linke legte und stundenlang mit der Rechten streichelte. Der kräftigste Ausdruck seiner Freundschaft war das Wort „Barbar“ oder „Barbarin“. Darum mußte Sofja Nikolajewna, der er von Herzen ergeben war, sich immerwährend „Barbarin“ nennen hören. Als ein intimer Freund des Bagrowschen Hauses hatte Klausz viel von Stepan Michailowitsch gehört und wußte von seinem heißen Wunsche, einen Enkel zu haben, von seiner wachsenden Ungeduld. Klausz konnte gut Russisch schreiben und schrieb für den Alten in leserlicher Schrift seine Mutmaßungen nieder, nach denen Sofja Nikolajewna zwischen dem 15. und 22. September, und zwar mit einem Sohne, niederkommen mußte. Diese Prophezeiung wurde an Stepan Michailowitsch geschickt, der dazu sagte: „Der Deutsche schwin-

<sup>1</sup> Andrei Michailowitsch Klausz siedelte im selbigen Jahre (1791) nach Moskau über, wo er am Findelhaufe als Professor der Geburtshilfe angestellt wurde. Dreißig Jahre lang wirkte er wacker in dieser Stellung und starb 1821. Die gelbe Perücke blieb sein unveränderliches Attribut. Er war ein eifriger und tüchtiger Münzfundiger. (Anmerkung des Verfassers.)

delt!" doch ihr insgeheim vollen Glauben schenkte: eine gespannte, aber freudige Erwartung sprach sich in seinen Mienen, in seinen Reden aus. Zu dieser Zeit geschah es, daß die uns bereits bekannte Afrosinja Andrejewna, vor der er seine Befürchtungen weniger verbarg, die hauptsächlich darin bestanden, daß Sofja Nikolajewna wieder eine Tochter gebären werde, ihm folgendes erzählte: Bei ihrer Fahrt über Moskau sei sie nach dem Troizko-Kloster gegangen, um den heiligen Sergius anzubeten, und habe da von einer vornehmen Dame gehört, die lange Zeit lauter Töchter gehabt hätte; diese Dame habe endlich das Gelübde getan, falls sie einen Sohn bekäme, ihn Sergei zu nennen, und in der That sei sie im folgenden Jahre von einem Sohne entbunden worden, der dem Gelübde gemäß den Namen Sergei bekommen habe. Stepan Michailowitsch schwieg zu dieser Geschichte. Mit der ersten Post aber schrieb er eigenhändig an Sohn und Schwiegertochter, sie möchten dem heiligen Sergius, dem Wundertäter, eine Messe lesen lassen und das Gelübde tun, falls sie einen Sohn bekämen, ihn Sergei zu nennen. Um diesen seinen Willen zu motivieren, fügte er hinzu, es habe bis jetzt in der Familie Bagrow noch keinen Sergei gegeben. Dem Befehle wurde pünktlich gehorcht. Sofja Nikolajewna war rastlos damit beschäftigt, alles vorzubereiten, was nur eine sorgsame Mutter für das Wohlsein ihres erwarteten Kindes zu ersinnen vermag; auch das Wichtigste war glücklich gefunden, nämlich eine vortreffliche Amme. Marfa Wasiljewna, eine Bäuerin aus dem Subinschen Dorfe Kasimowka, vereinigte alle Eigenschaften, die man in solchen Fällen nur wünschen kann, hatte freudig das Anerbieten ihrer Herrin angenommen und war bereits mit ihrem Säugling nach Ufa gekommen.

Der entscheidende Augenblick nahte. Schon war es Sofja Nikolajewna nicht mehr gestattet, ihr Lager zu verlassen. Katerina Borisowna Tschitschagowa war unpäßlich und konnte nicht ausfahren, und alle übrigen Freunde wurden nicht mehr



empfangen. Katerina Alexejewna Tscheprunowa war immer um ihre liebe Verwandte und verließ sie nur, um von Zeit zu Zeit ihr Herzenssöhnchen Andryscha zu sehen. Klausz erschien jeden Morgen zum Frühstück, und jeden Abend um sechs Uhr war er wieder da, trank seinen Tee mit Rum und spielte eine Partie Karten mit seinen Freunden, und da man nur um eine Kleinigkeit spielte, brachte der sparsame Deutsche gebrauchte Karten mit, die er sich irgendwo zu verschaffen wußte. Manchmal wurde das Spiel durch eine Lektüre ersetzt, der Klausz ebenfalls beiwohnte. Der Vorleser war immer Alexei Stepanowitsch, der Übung und sogar ein gewisses Geschick darin erlangt hatte. Zuweilen brachte der Doktor auch ein deutsches Buch mit, das er laut übersezte. Die Eheleute hörten mit Vergnügen zu, besonders Soffja Nikolajewna, die höchst begierig war, etwas von der deutschen Literatur zu erfahren.

Nachdem sie einmal die grenzenlose Macht der Mutterliebe empfunden hatte, des Gefühles, dem kein anderes vergleichbar ist, betrachtete nun Soffja Nikolajewna ihren gegenwärtigen Zustand mit ehrfurchtsvollem Ernste, sie sah es als eine heilige Pflicht an, durch Bewahrung ihrer Seelenruhe die Gesundheit ihres Kindes zu bewahren, sein Dasein zu sichern, dieses Dasein, an welches sich alle ihre Hoffnungen, ihre ganze Zukunft, ihr ganzes Leben knüpfte. Wir kennen schon Soffja Nikolajewna in dem Maße, daß es uns nicht wundernehmen wird, wenn wir sie ganz vertieft und verloren sehen in der Liebe zu einem noch nicht geborenen Kinde. Die Erhaltung dieses Kindes durch eigene Schonung war die Sorge ihrer Tage und Nächte. Ihr ganzer Geist hatte sich mit so leidenschaftlicher Aufmerksamkeit auf diesen einen Punkt gerichtet, daß sie nichts anderes mehr beachtete und mit Alexei Stepanowitsch vollkommen zufrieden schien, obgleich wahrscheinlich Anlässe genug zur Unzufriedenheit da waren. Je mehr Alexei Stepanowitsch seine Frau kennenlernte, desto unbegreiflicher erschien sie ihm. Am allerwenigsten war er fähig, den Enthusiasmus

gelten zu lassen oder ihn gar zu teilen, welchen Ursprung er auch haben mochte. Der Enthusiasmus der Liebe bei Sofja Nikolajewna brachte ihn ebenso in Verwirrung und Schrecken wie die wütenden Zornanfälle seines Vaters. Der Enthusiasmus ist ruhigen, sanften, phlegmatischen Leuten immer unheimlich; sie können eine solche Stimmung nicht natürlich finden; sie sehen die Enthusiasten als Kranke an, als Menschen, die sonderbaren Anfällen unterworfen sind. Sie glauben nicht an die Dauer ihrer Gemütsruhe, weil sie jeden Augenblick gestört werden kann, und fürchten sich vor solchen Leuten. Kein Gefühl ist aber der Liebe überhaupt so gefährlich wie die Furcht, sogar der Liebe zu Vater und Mutter. Im allgemeinen muß ich berichten, daß das gegenseitige Verständniß, die Harmonie der Gemüther des jungen Ehepaars, statt Fortschritte zu machen, wie man hätte erwarten sollen, im Gegenteil zurückzugehen schien. Es mag sonderbar klingen; aber so geht es nur zu oft in der Welt.

Gerade damals wurde Klauß nach Moskau versetzt. Schon hatte er von seinen Vorgesetzten und von sämtlichen Bekannten Abschied genommen und harrte nur noch auf die glückliche Entbindung Sofja Nikolajewnas, um im Nothfalle Rat und Hilfe zu leisten. Fest überzeugt, daß die Entbindung am fünfzehnten oder an einem der beiden nächstfolgenden Tage stattfinden müsse, hatte er sich demgemäß Pferde bestellt. Er konnte nämlich nicht die Post benutzen, da er über ein von den Poststraßen entferntes Landgut zu reisen beabsichtigte, das einem ihm bekannten deutschen Gutsbesitzer gehörte. Der fünfzehnte September kam; aber er verging ohne das erwartete Ereigniß. Sofja Nikolajewna befand sich besonders wohl und munter, und nur das törichte Verbot der Ärzte hinderte sie, ihr Lager zu verlassen. Der sechzehnte, siebzehnte, achtzehnte September vergingen auf gleiche Weise, und bei all seiner Anhänglichkeit an Sofja Nikolajewna begann der Deutsche sehr ärgerlich zu werden, weil er täglich dem Fuhrmann einen Rubel zahlen

mußte, was damals eine große Ausgabe schien. Der gute Klausz wurde von dem Ehepaar wegen seiner Ungeduld freundlich geneckt, und man fuhr fort, des Abends zu lesen oder Karte zu spielen. Wenn der Deutsche seinen Freunden etwa sechzig Kopeken abgewann, war er höchst zufrieden und meinte, heute habe ihm der Fuhrmann nicht viel gekostet. So verging auch der neunzehnte September. Am zwanzigsten früh kam Klausz zu Sofja Nikolajewna und wurde von ihr an der Thür ihres Schlafzimmers mit zierlichen Knicksen empfangen. Der Deutsche war empört: „Wie lange wirst du mich noch zum besten haben, Barbarin?“ sagte er, indem er ihr, wie gewöhnlich, die Hände küßte. „Ja, Alexei Stepanowitsch,“ fügte er hinzu, sich zu ihrem Manne wendend, „deine Frau hat es darauf abgesehen, mich zu ruinieren. Schon am fünfzehnten hätte sie niederkommen müssen, und am zwanzigsten macht sie Knickse!“ — „Laß es nur gut sein!“ erwiderte, ihm auf die Schultern klopfend, Alexei Stepanowitsch; „komm nur heute abend und gewinne uns recht viel Geld ab; übrigens sind die Karten schon ganz abgenutzt.“ Klausz versprach, neue Karten mitzubringen, frühstückte und blieb bis gegen zwei Uhr bei Bagrows. Punkt sechs Uhr stand der gute Deutsche wieder an der Thür des wohlbekanntes Häuschens in der Golubinajastraße; als er niemanden im Vorzimmer, im Saale und im Salon antraf, wollte er ins Schlafzimmer treten, fand jedoch die Thür verschlossen; er klopfte und Katerina Alexejewna öffnete; Andrei Michailowitsch trat hinein und blieb staunend stehen: der Boden war mit Teppichen bedeckt, die Fenster mit grünseidenen Gardinen verhängt; über dem zweischläfrigen Bette prangte ein schöner Betthimmel aus demselben Stoffe. In der Ecke des Zimmers brannte hinter einem davorgestellten Buche ein Licht. Auf dem Bette, dessen Kissen mit den schönsten Besäzen geschmückt waren, lag Sofja Nikolajewna in einem eleganten Morgenkleide; ihr Gesicht war frisch und rosig, ihre Augen glänzten vor Freude. „Gratulieren Sie mir, bester Freund!“ sagte sie mit fester, klangvoller

Stimme; „ich bin Mutter geworden und habe einen Sohn!“ Der Doktor, der Sofja Nikolajewna's gesundes Gesicht sah und ihre feste Stimme hörte, hielt die ganze Staffage für einen Scherz. „Mache dich nicht über mich lustig, Barbarin; ich bin ein alter Schlauberger; du wirst mich nicht betrügen können,“ antwortete er lachend. „Steh nur auf; ich habe neue Karten mitgebracht.“ Und indem er sich dem Bette näherte und sie unter das Kissen steckte, fügte er hinzu: „Das ist mein Geschenk für den Kleinen!“ — „Teurer Freund,“ erwiderte Sofja Nikolajewna, „es ist bei Gott kein Spaß: da ist mein Sohn!“ Und in der That lag der Neugeborene da, mit einer Decke von rosa Atlas bedeckt, auf einem großen Kissen, ein gesunder, kräftiger Knabe; neben dem Bette stand die Hebamme, Aljona Maximowna. In einem Anfälle komischer Wut prallte Klauß zurück, als wenn er sich verbrannt hätte. „Wie?“ rief er entrüstet, „ohne meine Beihilfe? Ich warte hier eine ganze Woche und gebe mein Geld aus, und man hat mich nicht einmal gerufen!“ Sein rotes Gesicht war purpurfarben geworden, seine Perücke war auf die Seite geglitten, sein ganzes feistes Figürchen war so drollig anzuschauen, daß die Wöchnerin lachen mußte. „Väterchen Andrei Michailowitsch,“ beteuerte die Hebamme, „es ist so schnell gekommen, daß wir ganz den Kopf darüber verloren haben; als wir aber an Sie dachten, da sagte Sofja Nikolajewna, daß Sie sowieso gleich kommen würden.“ Der treue Freund der Bagrowschen Familie hatte sich gefaßt. Seine Aufwallung hatte sich gelegt, und freudige Tränen glänzten in seinen Augen; mit seinen wohlgeübten Händen hob er das Knäblein aus dem Bette, besah es sich bei der Kerze, betastete es an allen Gliedern, so daß das Kind laut aufschrie, steckte ihm den Finger in den Mund, und als es daran wacker zu saugen begann, rief der Deutsche ganz entzückt: „O der Barbar! Was der stark und gesund ist!“ Sofja Nikolajewna erschrak über die Weise, in der Klauß ihr Herzenskind behandelte; die Hebamme fürchtete, der Deutsche möchte

den Kleinen durch einen bösen Blick behexen<sup>1</sup>, und wollte ihn dem Arzte abnehmen. Aber Klauß ließ ihn nicht aus den Händen; er sprang mit dem Kinde im Zimmer umher, forderte eine Wanne, einen Schwamm, Seife, warmes Wasser und Windeln, streifte die Ärmel zurück, band sich eine Schürze vor, warf die Perücke ab und schickte sich an, das Kind eigenhändig zu waschen, indem er dazu sprach: „Aha, kleiner Barbar, jetzt schreiest du nicht! Es ist dir wohl im warmen Wasser!“ Endlich erschien der vor Freude ganz verwirrte Alexei Stepanowitsch; er hatte soeben einen expressen Boten nach Bagrowo abgesandt und einen Brief an seine Eltern geschrieben, sowie einen anderen an Alsinja Stepanowna, die er bat, sobald als möglich zu kommen, um bei dem Kinde Pate zu stehen. Alexei Stepanowitsch erdrückte den noch feuchten Doktor beinahe in seinen Umarmungen; die Hausgenossen hatte er schon alle halbtot geküßt und mit allen geweint. Sofja Nikolajewna — aber ich wage gar nicht, eine Schilderung ihrer Gefühle zu versuchen. Es war eine Wonne, eine Seligkeit, wie sie nur wenigen auf Erden und nur auf kurze Zeit verliehen wird!

Die Geburt des Knaben erregte im Hause eine außerordentliche Freude; sogar die Nachbarn nahmen daran teil. Die ganze Bagrowsche Dienerschaft, zuerst von Freude, bald auch von Brantwein berauscht, sang und tanzte im Hofraume, sogar die, welche sich sonst des Trinkens enthielten, hatten diesmal zu tief ins Glas geguckt, darunter Jefrem Jewsejtsch, den man kaum bändigen konnte: er wollte durchaus ins Zimmer der Herrin dringen, um den Kleinen in Augenschein zu nehmen; endlich gelang es seiner Frau mit Paraschas Hilfe, ihn an eine schwere Bank festzubinden; aber auch in dieser Lage fuhr er fort, die Beine wie zum Tanz zu bewegen, mit den Fingern zu schnipsen und dazu mit lallender Zunge „Eia popeia!“ zu singen.

<sup>1</sup> Leute, die einen bösen Blick haben, verderben nach russischem Aberglauben die Kinder durch Lob und Bewunderung. (Anmerkung des Übersetzers S. R.)

Andrei Michailowitsch Klausz, von der freudigen Aufregung und den eifrigen Bemühungen um den Kleinen erschöpft, hatte sich endlich in einen Sessel geworfen und schlürfte mit dem größten Behagen seinen Tee, und da er an diesem Abende einen herzhaften Schuß Rum hinzugegossen hatte, so wurde es ihm nach der dritten Tasse ein wenig schwindlig. Er befahl, das Kind bis zum Morgen nicht zu säugen und ihm nur ein wenig Rhabarbersirup einzusflößen, nahm von seinen beglückten Freunden Abschied, küßte das winzige Händchen des Neugeborenen und begab sich nach Hause, um sich auszuschlafen und am anderen Tage die Wöchnerin recht früh wieder besuchen zu können. Als er über den Hof ging, sah er die lustigen Tänze und hörte die Lieder, die aus allen Fenstern der Küche und der Gesindestuben herauschallten. Er blieb stehen, und obgleich es ihm leid tat, die Freude der guten Leute zu stören, ermahnte er sie, mit dem Singen und Tanzen innezuhalten, da ihre Herrin durchaus der Ruhe bedürfe. Zu seinem Erstaunen wurde ihm sogleich gehorcht, und noch in seiner Gegenwart verstummte und verteilte sich die Gesellschaft. Aus dem Tore tretend, murmelte der Deutsche vor sich hin: „Ein glückliches Knäblein! Wie sich alle über ihn freuen!“

Und in der That, unter den glücklichsten Umständen war dieses Knäblein geboren! Seine Mutter, die während ihrer ersten Schwangerschaft immerwährend gelitten hatte, war, während sie es trug, vollkommen gesund gewesen; keine häuslichen Zerwürfnisse hatten während dieser Zeit ihre Seelenruhe gestört; es hatte sich eine Amme gefunden, die, wie sich in der Folge zeigte, hingebend und liebevoll war wie wenige Mütter. Erwünscht, ersehnt und vom Himmel ersleht kam dieses Kind zur Welt, nicht nur seinen Eltern, sondern auch ihrer ganzen Umgebung zur Freude; sogar der Herbsttag war warm wie ein Sommertag!

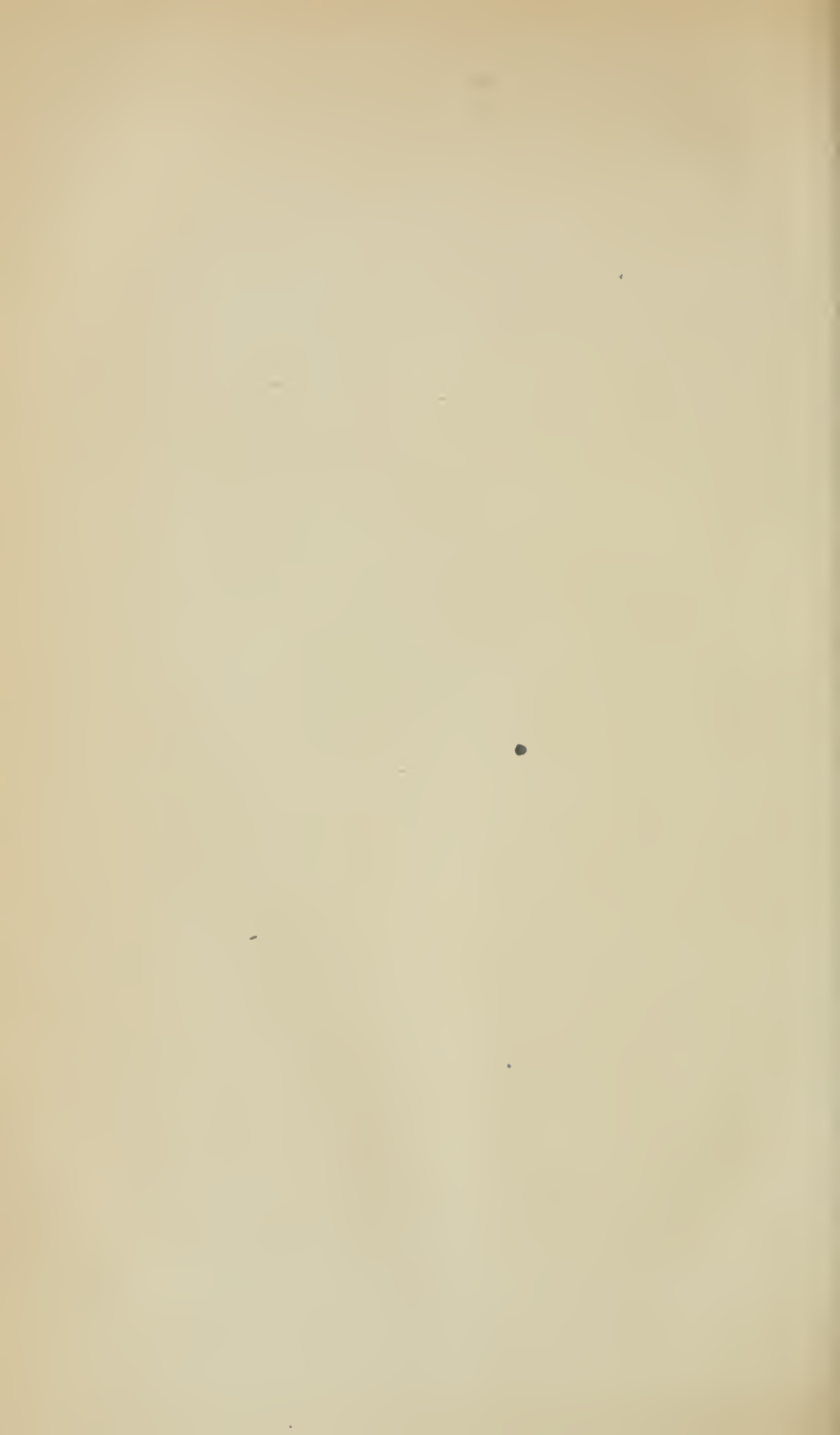
Wie ging es aber in Bagrowo zu, als die freudige Nachricht dahin gelangte, Gott habe Alexei Stepanowitsch einen Sohn

und Erben gegeben? In Bagrowo ging es folgendermaßen zu: seit dem fünfzehnten September zählte Stepan Michailowitsch die Tage und die Stunden, jeden Augenblick den Boten aus Ufa erwartend, dem befohlen war, Tag und Nacht hindurch mit Postpferden herbeizujagen. Dieser Luxus war damals etwas Ungewöhnliches, und Stepan Michailowitsch hielt es sonst für eine unnütze Ausgabe und zog den Gebrauch der eigenen Pferde vor. Aber die Wichtigkeit und Feierlichkeit des Anlasses zwang ihn diesmal, eine Ausnahme zu machen. Er brauchte nicht zu lange zu warten. Am zweiundzwanzigsten September, als er nach dem Mittagessen ruhte, kam der Bote mit der freudigen Nachricht an. Kaum hatte der Alte, aus tiefem Schlaf erwachend, sich in seinem Bette geregt und sich geräuspert, als Masan hereinstürzte und vor Freude stotternd ausrief: „Ich gratuliere zu einem Enkel, Väterchen Stepan Michailowitsch!“ Die erste Bewegung Stepan Michailowitschs war, sich zu bekreuzen. Dann sprang er behende aus dem Bette, ging barfuß zum Schranke, holte den uns bekannten Stammbaum hervor, nahm eine Feder, zog von dem Kreise, der den Namen Alexei enthielt, einen Strich hinab, machte an dessen Ende einen anderen Kreis und schrieb hinein: „Sergei“.





Aus den Kinderjahren Bagrows des  
Enkels



## VI. Der Tod Stepan Michailowitschs

### Rückkehr zum Stadtleben

Wir kehrten nach Ufa zurück. Der zweimonatige . . . **W**ufenthalt auf dem Gute Sergejewka, oder richtiger im halbausgebauten Häuschen am See, die frische Luft, die Freiheit, das Angeln, das mir zur Leidenschaft geworden war, wenn von einer solchen bei einem Kinde die Rede sein kann, das alles stach so sehr gegen unser Stadtleben ab, daß ich mich nun in Ufa ganz unbehaglich fühlte. Ich war braun geworden wie ein Mohr, und alle Bekannten fanden, daß ich ganz verwildert war. Unser Garten in der Stadt war mir zuwider, und ich mochte nicht mehr hineingehen, auch wenn mein liebes Schwesterchen darin spielte. Umsonst lud sie mich ein, mit ihr zu laufen und zu springen oder die Blumen zu bewundern, die wie früher unsere Beete füllten; ich nahm es sogar übel und setzte meiner kleinen Gespielin ernsthaft auseinander, daß nach den Eichen, den Fluren und dem See von Sergejewka unser Gärtchen mit seinen elenden Apfelbäumen nicht einen Blick verdiene. Wenn ich hinausging, war es nur, um Surka<sup>1</sup> zu streicheln und zu lieblosen und mit ihm zu spielen; das Leben in Sergejewka hatte uns zu Freunden gemacht, und der Anblick des guten Tieres, das mich an das wonnige Landleben erinnerte, tat mir wohl. Unterdessen wollte die braune Färbung von meinem Gesichte nicht weichen, und meine Mutter versuchte verschiedene Mittel, um sie zu beseitigen; dies war mir höchst unangenehm, und ich gehorchte nur sehr ungerne. Ich konnte mich anfangs nicht wieder in meine früheren Beschäftigungen und Spiele finden; sie kamen mir zu kindisch vor. Das Schönschreiben langweilte mich, weil ich ohne Lehrer keine sonderlichen Fortschritte machte; auch das Lesen reizte mich nicht mehr, da ich alle meine Bücher schon

<sup>1</sup> Ein Hündchen, das der Knabe gerettet und aufgezogen hatte. (Anmerkung des Übersetzers S. R.)

viele Male durchgelesen hatte und vieles darin auswendig wußte. Ubrigens begann ich nach einer müßigen Woche auf Befehl der Eltern wieder zu schreiben, legte mich auch wieder mit Vergnügen auf das Lesen der bekannten Bücher. S. J. Anitschkow<sup>1</sup> fuhr fort, sich nach meinen Beschäftigungen zu erkundigen. Er lud mich wieder einmal zu sich ein, unterwarf mich einer kleinen Prüfung, die zu seiner größten Zufriedenheit ausfiel, und schenkte mir eine so große Menge von Büchern, daß mein Hüter Jewsejitsch Mühe hatte, sie nach Hause zu schleppen; man konnte es eine kleine Bibliothek nennen. Unter den Büchern befanden sich: die Kossjade von Eheraskow, die Altrussische Bibliothek<sup>2</sup> und Sumarokows Schriften in zwölf Bänden. Die Altrussische Bibliothek wurde natürlich, nachdem ich einen Blick hineingetan hatte, beiseite gelegt; die Kossjade und Sumarokows Werke las ich dagegen mit der größten Begierde und hohem Enthusiasmus. Vom Beispiele eines meiner Onkel angesteckt, der Verse zu deklamieren, d. h. in einem singenden Tone herzusagen, liebte, übte ich mich darin, ihn nachzuahmen. Der Mutter und dem Vater schien ein solches Hersagen der Verse zu gefallen; denn sie ließen mich manchmal in Gegenwart der Gäste deklamieren, die sich übrigens jetzt bei uns nicht so zahlreich einfanden wie während des vorigen Winters: meine Onkel waren zu ihrem Regimente zurückgekehrt, auch manche der näheren Bekannten verreist. Meine Mutter erfreute sich einer besseren Gesundheit, war weniger von der Gesellschaft in Anspruch genommen und konnte daher mehr Zeit mit mir zubringen. Meine Lieblingsbeschäftigung war, ihr aus der Kossjade vorzulesen und mich von ihr über die mir unverständlichen Ausdrücke und Stellen belehren zu lassen. Ich las mich so eifrig in das Gedicht hinein, meine Phantasie spiegelte mir so lebhaft meine Lieblings-

<sup>1</sup> Ein alter Nachbar, der früher dem Knaben Bücher geschenkt hatte. —

<sup>2</sup> Eine kostbare Urkunden- und Chronikensammlung, herausgegeben von N. N. Nowikow. (Anmerkungen des Übersetzers S. R.)

helden, Mstislawski, Fürst Kurbzki und Palezki vor, daß sie mir wie alte Bekannte erschienen. Ich malte mir diese Figuren in allen Einzelheiten aus und war mit ihrem früheren Leben und mit ihrem Aeußeren vertraut. Ich wußte ausführlich zu erzählen, was sie vor der Schlacht und nach derselben gethan hatten, wie der Zar sie um Rat befragt, ihnen für ihre großen Thaten gedankt hatte usw. Meine Mutter pflegte dazu zu lachen; mein Vater aber wunderte sich über meine Erfindungsgabe und sagte einmal: „Wo hast du denn all das Zeug her? Werde mir nur nicht zum Lügner!“ Meine Mutter aber meinte, es habe nichts zu sagen und werde von selbst vergehen. Ubrigens verbot sie mir, die Gäste von den Privatverhältnissen Kurbzki's, Mstislawski's und Palezki's zu unterrichten. — Wie herrlich schien mir die Schilderung des Fürsten Mstislawski: „Nicht wild war in der Schlacht, nicht grausam dieser Mann; Dem festen Kieselstein man ihn vergleichen kann, Der einen glüh'nden Schwarm von Funken um sich spritzt, Wenn ihm des Eisens Schlag die Oberfläche ritzt.“

Gidromir und Aftalon waren meine persönlichen Feinde, und ich konnte es nicht verschmerzen, daß Hidromir im Zweikampfe mit Palezki nicht getödet war. Ich bewunderte übrigens auch die Kasaner Ritter, von denen es heißt:

„Den scharfen Dolch im Mund, das Schwert in starker Hand,  
Das weithin leuchtete wie hellen Feuers Brand,

— — — — —  
— — — — —

Sie schlugen unser Heer gar bald in volle Flucht.  
Und wie der Schwäne Schar vor Hagel Obdach sucht,  
So flüchteten vom Berg ins Lager unsre Leute.  
Geworden wär auch dies des grimmen Siegers Beute,  
Hätt unser Kurbzki nicht, sowie der starke Held  
Palezki sich dem Feind entgegen kühn gestellt.“

Die beiden letzten Verse pflegte ich mit freudigem Stolze herzusagen. Ich muß bekennen, daß ich diese Verse auch

heute noch mit Vergnügen spreche und in ihnen eine ungestüme Kraft zu hören glaube. Ich versäumte es nicht, mein Deklamationstalent vor meinem Gönner S. J. Anitschkow zu produzieren; er lobte mich und versprach, mir Lomonosows Werke zu schenken.

Alles war in der Stadt und in unserem Hause still und ruhig, als ein Ereigniß eintrat, das, wenn auch nicht durch seine hohe Bedeutung, so doch durch die erschütternde Wirkung, die es auf alle ohne Ausnahme hervorbrachte, auch mich zwang, an der allgemeinen Aufregung teilzunehmen. An einem zwar nicht schönen, aber doch heitern Tage (es war ein Sonntag oder sonst ein Fest) gingen wir nach der Messe aus der Kirche zu Mariä Himmelfahrt nach Hause und stiegen eben die Stufen vor unserer Thür hinan, als in dem aus der Kirche strömenden Volke eine lebhafte Bewegung entstand. Durch die Straße sprengte in vollem Galopp der Ordonnanzkosak des Gouverneurs und rief den Leuten zu: „Zurück in die Kirche, dem neuen Kaiser den Eid zu leisten!“ Das sich zerstreuende Volk hielt inne, sammelte sich wieder in Gruppen und strömte, unaufhörlich durch Begegnende vermehrt, in dichtem Schwarm in die Kirche zurück. „Die Kaiserin ist tot!“ hörte ich einen der Vorbeieilenden sagen, und im selben Augenblick erscholl die mächtige Glocke der Kathedrale, zu der sich bald das Geläute der zehn übrigen Kirchen gesellte. Der Vater und die Mutter waren tief erschüttert. Der Vater brach sogar in Tränen aus; die Mutter, die ebenfalls Tränen in den Augen hatte, bekreuzte sich und sagte: „Gott gebe ihr das Himmelreich!“ Auch ich war bestürzt, ich wußte selbst nicht warum. Unsere ganze Dienerschaft war vor der Haustür zusammengelaufen, alle Gesichter drückten Kummer und Schrecken aus, die Leute auf der Straße weinten. Ein Schreiber aus dem Oberlandesgerichte kam atemlos gelaufen und sagte meinem Vater, er müsse sich in die Kathedrale begeben, um den Eid zu leisten. Mein Vater zog eilig seine Uniform an und fuhr hin. Die Mutter ging

mit mir und dem Schwesterchen, das auch ganz verwirrt war, in das Schlafzimmer. Die Mutter betete; dann ließ sie sich in einen Sessel nieder und versank in trauriges Sinnen. Ich und die Schwester saßen ihr gegenüber auf einem Stuhle und sahen ihr schweigend ins Gesicht. Endlich wurde die Mutter auf uns aufmerksam und begann mit uns zu reden, d. h. eigentlich nur mit mir, da die Schwester zu klein war, um ihre Reden zu verstehen, auch bald vom Stuhle sprang und in das Kinderzimmer zu ihrer Wärterin lief. Meinem kindlichen Verstande sich anpassend, setzte mir die Mutter auseinander, die Kaiserin Katerina Alexejewna sei gut und klug gewesen, habe lange geherrscht und sei bemüht gewesen, daß alle glücklich leben und etwas lernen möchten; sie habe es verstanden, gute Räte und tapfere Feldherren zu wählen, und während ihrer Regierung habe kein Nachbar uns etwas zuleide getan, unsere Soldaten dagegen seien immer siegreich gewesen und hätten sich viel Ruhm erworben. Zum Theil hatte ich von alledem schon gehört; nun aber wurden mir die Sachen erst recht klar, und ich fühlte mich vom Tode der Kaiserin ordentlich betrübt. „Wer wird denn jetzt unsere Kaiserin sein?“ fragte ich. „Jetzt bekommen wir einen Kaiser, ihren Sohn, Pawel Petrowitsch,“ erwiderte die Mutter. — „Wird er auch so klug und so gut sein?“ — „Das hängt von Gottes Willen ab; wir wollen beten, daß dem so sei,“ sagte die Mutter. Ich meinte, Gott werde gewiß wollen, daß Pawel Petrowitsch weise und gutherzig sei. Die Mutter erwiderte nichts und befahl mir, in die Kinderstube zu gehen und dort zu lesen oder mit der Schwester zu spielen. Aber ich wollte noch wissen, welche Bewandnis es mit dem Eide habe. Meine Mutter erklärte mir die Bedeutung dieser Handlung, und ich äußerte sogleich meinen Entschluß, auch den Eid abzulegen. „Kindern wird kein Eid abgenommen,“ sagte die Mutter; „geh nur zu der Schwester!“ Ich fühlte mich gekränkt.

Bald kam mein Vater und mit ihm einige Bekannte. Alle waren über unseren militärischen Gouverneur oder Korps-

Kommandeur (daß weiß ich nicht genau) W . . . entrüstet, der öffentlich seine Freude über den Tod der Kaiserin kundgetan hatte. Er hatte befohlen, den ganzen Tag mit den Glocken zu läuten, und hatte die ganze Gesellschaft auf den Abend zu einem Ball und einem Souper geladen. Ich schloß gleich daraus, daß W . . . ein Bösewicht sei. Aus dem Gespräche erfuhr ich, daß er besondere Gründe habe sich zu freuen, da der neue Kaiser ihn sehr begünstige und er nun auf eine hohe Stellung Aussicht habe. Das brachte mich noch mehr gegen W . . . auf; wie konnte er sich seines Glückes freuen, da alle um ihn her betrübt waren! Anfangs hörte ich meine Mutter sehr fest darauf bestehen, daß man des Abends nicht zum Gouverneur fahren solle, und andere stimmten ihr bei. Dann aber wurde plötzlich entschieden, daß man doch nicht gut ausbleiben könne. Meine Mutter ließ sich auf keinen Streit ein, sagte aber, sie werde zu Hause bleiben. Auch mein Vater fuhr hin, kehrte aber gleich wieder zurück und erzählte, daß der Ball wie eine Begräbnißfeier aussehe, und daß die einzigen vergnügten Gesichter W . . ., seine beiden Adjutanten und sein Freund, der frühere Deputierte Anitschkow, seien, der es der verstorbenen Kaiserin nicht verzeihen konnte, daß sie die Deputiertenversammlung zur Beratung einer neuen Gesetzgebung aufgelöst hatte, und meinte, es sei an der Zeit, daß die Macht in männliche Hände übergehe.

Dieser Tag hatte mich mit neuen, mir bis dahin ganz fremden Begriffen bereichert und manche neuen Gefühle in meiner Brust geweckt. Als ich mich abends in mein Bettchen gelegt hatte, als sich der Vorhang über mir schloß und alles um mich her ruhig wurde, malte mir meine Einbildungskraft ergreifende Bilder vor. Ich sah die tote Kaiserin riesengroß unter einem schwarzen Baldachin in einer schwarz ausgeschlagenen Kirche liegen (ich hatte davon reden hören), neben ihr kniend den neuen Kaiser, auch eine Riesengestalt, der weinte, und hinter ihm schluchzte laut das ganze Volk, in einer Schar, so groß wie von Ufa bis Subowka, d. h. zehn Werst. Am anderen Morgen beschrieb



ich alles der Wärterin Parascha und dem Schwesterchen, als hätte ich es wirklich gesehen.

Das Gerücht über den Tod der Kaiserin hörte lange nicht auf, wurde sogar in der ersten Zeit mit jedem Tage lebhafter. Man sprach darüber im Schlafzimmer der Mutter und im Salon, ja sogar in unserer Kinderstube, in die bald Annuschka, die Frau Jefrems, bald die bucklige Kalmückensfürstin<sup>1</sup> aus dem Dienstmädchenzimmer herüberkamen. Im Schlafzimmer und im Salon sprach man von den Veränderungen, die in höheren Kreisen zu erwarten seien, von der baldigen Entfernung aller Lieblinge der verstorbenen Kaiserin, die der Kaiser nicht leiden möge, weil sie sich früher gegen ihn häßlich benommen hätten. Ich hörte oft die mir unverständliche Ausrufung wiederholen: „Jetzt werden die Leute von Gatschino<sup>2</sup> gute Tage haben!“ In der Kinderstube wurde das nacherzählt, was in der Mädchenstube und in der Bedientenstube zur Sprache kam, wo man am meisten über das plötzliche Hinsterben der Kaiserin redete und dabei schreckliche Erzählungen hinzufügte, die mich tief erschütterten. Ich wandte mich an Vater und Mutter, um nähere Auskunft zu erhalten, und nur ihre festen und wiederholten Versicherungen, daß an den Gerüchten nichts Wahres sei, konnten mich beruhigen. Ich lief in die Kinderstube zurück und tat mein möglichstes, um Parascha und alle übrigen von der Grundlosigkeit ihrer Erzählungen zu überzeugen, doch umsonst. Man antwortete mir, daß ich noch klein sei und nichts von der Sache verstehe. Diese Antwort kränkte und reizte mich. Ich habe in der Folge erfahren, daß es Parascha und den anderen dann streng verboten worden sei, künftig den Kindern die Gerüchte mitzuteilen, die im Volke kursierten.

---

<sup>1</sup> Spitzname eines Dienstmädchens. (Anmerkung des Übersetzers S. R.)

— <sup>2</sup> Das Schloß, in welchem Kaiser Paul sich bis zum Tode seiner Mutter aufhielt. — Die Leute, die dort den Hof des Kronprinzen bildeten, wurden in der Folge vom Kaiser besonders ausgezeichnet. (Anmerkung des Übersetzers S. R.)

Alle Tage erwartete man wichtige Ereignisse; aber die Nachrichten aus den Hauptstädten erreichten nur langsam das entfernte Ufa. Der Gouverneur W . . . war verreist. Wie man versicherte, hatte ihn der Kaiser heimlich zu sich berufen.

Bald begann ein harter Winter, und wir sahen uns ausschließlich auf unsere Kinderstuben beschränkt, von denen wir nur eine bewohnten. Meine Beschäftigung mit Lesen und Schreiben, sowie mit dem Rechnen, das mir sehr sauer wurde, nahm von selbst einen größeren Umfang an, da ich viel Zeit hatte. Gäste kamen selten, Spaziergänge waren unmöglich. Sogar die Altrussische Bibliothek wurde mitunter hervorgezogen.

Ich hörte einmal sagen, daß der Großvater unpäßlich sei; indessen schien sein Unwohlsein niemanden zu beunruhigen, und ich hatte bald die Sache vergessen. Eines Tages, als wir bei Tische waren, wurde dem Vater ein Brief überreicht, den ein expresser Bote aus Bagrowo gebracht hatte. Mein Vater öffnete den Brief, las ein paar Zeilen, brach in Tränen aus und zeigte ihn der Mutter; sie las ihn und schien, obwohl sie nicht zu weinen anfang, sehr bestürzt. Das Mittagessen wurde schnell zu Ende gebracht. Vater und Mutter genossen nichts. Nach Mittag gingen sie ins Schlafzimmer und sandten uns fort; als man uns erlaubte wiederzukommen, schickte sich der Vater an auszufahren, und die Mutter, die sehr betrübt aussah, sagte mir: „Nun, lieber Sergei, müssen wir alle nach Bagrowo; der Großvater liegt im Sterben.“ Mit traurigem Staunen hörte ich diese Worte; ich wußte schon, daß alle Menschen sterben müssen, und der Tod, wie ich ihn mir vorstellte, war ein böser Geist, ein Schreckbild, an das ich gar nicht denken mochte. Der Großvater flößte mir Mitleid ein; jedoch wünschte ich gar nicht, seinen Tod mit anzusehen oder aus einem anderen Zimmer sein Achzen und Stöhnen während des Todeskampfes zu hören. Mich ängstigte auch der Gedanke, daß die Mutter dabei krank werden könne. „Und wie werden wir mitten im Winter hinfahren?“ dachte ich. „Die Schwester und ich sind

ja noch ganz klein; wir werden ja erfrieren!" Alle diese Gedanken arbeiteten in meinem Kopfe durcheinander, und tief erschüttert und betrübt saß ich schweigend da, mich ganz meiner lebhaftesten Phantasie hingebend, die sich immer mehr erhitzte. Außer der Furcht, den Großvater sterben zu sehen, fühlte ich einen Widerwillen gegen Bagrowo. Ich hatte unser trauriges Leben dort, ohne Vater und Mutter, nicht vergessen, und wünschte nicht wieder dort zu sein, besonders nicht im Winter. Der Vater kam zurück, trat hastig ins Schlafzimmer und sagte beinahe freudig, was mich sehr wunderte: „Gott sei Dank, ich habe alles gefunden! Einen Kutschschlitten gibt uns S. J. Anitschkow, und einen gewöhnlichen halboffenen bekommen wir von Michailows. Nun, Mütterchen, gilt's schnell einzupacken. Morgen bekomme ich meinen Urlaub, und wir reisen sogleich mit Postpferden ab.“ Die Mutter antwortete traurig: „Ich werde schon fertig; wenn uns nur dein Urlaub nicht aufhält!“ — Gleich an demselben Abend begannen die Vorbereitungen zur Reise, das Einpacken und die Herstellung von Proviant. Mir erlaubte man nur wenige Bücher mitzunehmen. Ich sprach meiner Mutter alle meine Bedenken und meine Befürchtungen aus; einige konnte sie nicht beseitigen; als ich ihr aber gestand, daß ich zu erfrieren fürchtete, lachte sie und sagte, wir würden es in dem Kutschschlitten heiß haben.

Am anderen Tage um Mittag war in der That alles fertig. Die Schlitten waren bepackt. Man wartete nur auf den Urlaub. Er wurde um drei Uhr gebracht. Man schickte nach den Postpferden, und des Abends reisten wir ab.

### Winterreise

Diese fast zweitägige Reise hat mir den unangenehmsten und peinlichsten Eindruck hinterlassen. Als wir einsteigen mußten, wurde mir ganz bange beim Anblick des niedrigen, mit Leder überspannten Kutschschlittens, durch dessen enge Türe man nur

mit Mühe hinein konnte. In diesem Kutschschlitten mußten Parascha und Annuschka, ich und das Schwesterchen Platz nehmen. Ich wollte zur Mutter in den anderen Schlitten, aber die Kälte war entsetzlich, und mir wurde streng befohlen, in den Kutschschlitten einzusteigen. Ich gehorchte mit Widerwillen und unter Tränen. Die Mutter konnte im Winter nicht in einem geschlossenen Schlitten fahren; ihr wurde schwindlig und übel. Sogar im halboffenen Schlitten pflegte sie auf eine eigentümliche Weise zu sitzen, beinahe ganz draußen, so daß die freie Luft sie von allen Seiten umwehte. Bald wurde es im Kutschschlitten warm, und man mußte mir das Tuch abnehmen, in das man mich über Pelz und Mütze gewickelt hatte. Wir glitten schnell über die glatte Bahn, und ich empfand zum erstenmal das eigentümliche Vergnügen einer raschen Fahrt. Beide Türen des Kutschschlittens hatten ein kleines, viereckiges, mit einer fest eingefügten Glasscheibe versehenes Fensterchen. Ich kroch, so gut es ging, an ein solches Fenster und guckte mit Vergnügen hinaus. Die Nacht war mondhell; die plumpen Merkpfähle, manchmal auch Bäume huschten rasch vorbei; doch leider hatte auch dieses Vergnügen bald ein Ende. Die Gläser trübten sich, erglänzten in tausend phantastischen Mustern und waren bald mit einer dicken Schicht Eis bedeckt. Eine traurige Zukunft schwebte mir vor: das düstere Haus in Bagrowo, in Schnee vergraben, und darin der sterbende Großvater! Das Schwesterchen war schon lange eingeschlafen, und endlich schloß ein wohlthätiger Schlaf auch meine Augenlider. Beim Erwachen am anderen Morgen glaubte ich, daß es noch sehr früh sei, da in unserem Schlitten nur ein dämmerndes Licht herrschte; die Gläser hatten sich noch mehr mit Eis bedeckt. Alle schienen übrigens schon längst wach zu sein, und mein Schwesterchen war damit beschäftigt, etwas zu verzehren; sie kroch zu mir herüber, herzte und küßte mich. Im Schlitten war es in der That heiß geworden. Bald fiel mir das eigentümlich knarrende Geräusch auf, das unser Schlitten hervorbrachte, und ich wurde

gewahr, daß wir nur ganz langsam vorwärts kamen. Man setzte mir auseinander, daß wir an der dritten Station den Postweg verlassen hatten und nicht mehr mit drei nebeneinander gespannten Postpferden fuhren, sondern uns nun auf einem Landwege fortbewegten, von hintereinander gespannten Bauernpferden gezogen. Dies betrückte mich sehr, und sogar mein liebes Schwesterchen konnte mich nicht zerstreuen. Sie wußte, wodurch sie mir Vergnügen machen konnte, und bat mich, ihr aus dem Buche vorzulesen, das in der Seitentasche des Schlittens lag; aber ich war so verstimmt, daß ich nicht einmal lesen mochte. Endlich kamen wir in einem Tataren-dörfchen an, wo die Pferde gewechselt werden sollten, und wohin der Kutscher Stepan vorausgeritten war, um dieselben zu bestellen. Wir gingen in die Bauernstube, die im voraus für uns zurechtgemacht war, um Tee zu trinken und zu frühstücken. Meine Mutter sah leidend und ermüdet aus; sie hatte die ganze Nacht nicht schlafen können und fühlte sich übel und schwindlig; dies vermehrte noch meine Unruhe und meine Betrübniß. In der weißen Tatarenstube lag auf den breiten Britschen ein ungeheurer Haufen ziemlich schmutziger Federbetten, der beinahe bis zur Decke reichte; der übrige Teil der Britschen war mit weißem Filze bedeckt. Auf diesen breitete die Mutter ihren Reisemantel aus, ließ ihre Kissen holen, streckte sich aus und schlief sogleich ein, nachdem sie befohlen hatte, den Tee ohne sie zu trinken. Sie schlief eine ganze Stunde, und der Vater trank mit uns so geräuschlos als möglich den Tee; ja wir fanden Zeit, aufgewärmten Braten zu frühstücken. Der Schlaf hatte meine Mutter gestärkt, und wir fuhren weiter. Des Abends geschah dasselbe, d. h. wir hielten an, um die Pferde zu wechseln, stiegen aber nicht in einem reinlichen Tatarenhause, sondern in einer schmutzigen Mordwinenhütte ab. Ich glaube, ich habe in meinem ganzen Leben nichts Scheußlicheres gesehen als diese Hütte. Der Schmutz, der Gestank von dem mit den Menschen zugleich darin hausenden Vieh war entsetzlich, und bei alledem

gab es nur so schmale Bänke, daß die von der langen Fahrt erschöpfte Mutter sich nicht ausstrecken konnte. Endlich gelang es dem Vater, ihr aus zusammengeschobenen Bänken ein Lager zu bereiten. Sie konnte nichts essen und trank nur ein wenig Tee. Wir saßen mit den Füßen auf den Bänken, obgleich wir warme Schuhe hatten, da es am Boden gewaltig zog. Man sagte, daß der Frost weit stärker geworden sei, und als man die Thür öffnete, drang die kalte Luft wie eine weiße, wirbelnde Wolke in das Zimmer herein. Wir aßen aufgewärmte Suppe und Pasteten und fuhren weiter. Unser Kutschschlitten war infolge einer unvorsichtig offen gelassenen Thür so kalt geworden, daß wir ihn nur langsam durch unsere Gegenwart und unseren Atem aufs neue erwärmen konnten. Ich kann die Unruhe und Aufregung nicht beschreiben, in der ich mich befand. Ich ahnte, ja ich war überzeugt, daß uns ein Unglück bedrohe. Entweder mußten wir erfrieren wie die Dohlen und Sperlinge, von denen Parascha erzählte, daß sie mitten im Fluge tot niederfielen, oder wir mußten krank werden. Doch alle meine Befürchtungen und Ahnungen bezogen sich viel mehr auf meine Mutter als auf mich selbst und die Schwester. In unserem Kutschschlitten war es inzwischen allmählich wieder warm geworden; die Mutter aber saß ganz im Freien. Die bösen Ahnungen ließen mich nicht einschlafen. Plötzlich hielten wir an, und nach ein paar Minuten wurde mir dieses Stillstehen unheimlich. Ich weckte Parascha, bat und beschwor sie, an die Thür zu klopfen, jemanden zu rufen, zu fragen, was der Stillstand bedeute; aber Parascha, sonst gewöhnlich so gefällig und freundlich, war darüber erzürnt, daß ich sie geweckt hatte, und erwiderte mir trocken: „Kein Mensch hört etwas, wenn ich auch klopfe; die Leute wissen schon, warum sie halten.“ Wenn sie gewußt hätte, welche Angst mich folterte, hätte sie gewiß Mitleid mit mir gehabt. Endlich kam der Schlitten wieder in Bewegung. Am anderen Morgen, als wir ausstiegen, um Tee zu trinken, erfuhr ich, daß meine

Angst nicht ohne Grund gewesen war: der Tschuwasche, der uns als Vorreiter diente, war beinahe erfroren. Schlecht gekleidet, war er ohnmächtig vor Kälte vom Pferde gefallen; man hatte ihn übrigens durch Reiben wieder zum Bewußtsein erweckt und glücklich bis zum nächsten Dorfe gebracht. Von der Zeit schreibt sich der Widerwille, ja der Abscheu her, den ich bis jetzt gegen das Reisen im Winter mit Bauernpferden abseits von den Postwegen empfinde. Das Geschirr aus Bast, die schwachen, ungewohnten Pferde, die nie Hafer zu fressen bekommen, und vor allem die armen Leute, die nicht warm genug gekleidet sind, um auch nur zehn Werst bei strenger Kälte zu fahren — das alles ist wahrhaft schrecklich.

Der Weg, auf dem wir nun nach Bagrowo fuhren, war ein ganz anderer als derjenige, auf dem wir im Sommer hingereist waren. Von diesem Sommerwege über die Steppen war jetzt keine Spur vorhanden. Im Winter wurden auf größere Entfernungen keine geraden Wege angelegt, und man mußte die Wege benutzen, die von Dorf zu Dorf führten.

Am Morgen, als ich aus meinem Gefängnis hervortroch und wieder das Tageslicht sah, fühlte ich mich einigermaßen ermutigt und beruhigt. Auch meine Mutter hatte sich an das Fahren gewöhnt und befand sich besser, und die Kälte war erträglicher geworden. Doch bald verging der kurze Wintertag, und die nächtliche Dunkelheit, die in unserem Kutschschlitten sehr früh eintrat, erfüllte meine schüchterne Seele wieder mit Angst und bangen Ahnungen, und leider auch dieses Mal nicht umsonst; ich sage leider, denn seitdem faßte der unwillkürliche Glaube an Vorgefühle in mir Wurzel, und ich habe mein ganzes Leben hindurch viel mehr darunter gelitten als unter den wirklichen Schlägen des Geschicks, obgleich meine Ahnungen sich fast niemals verwirklichten. Am Abend, schon in der Nähe von Bagrowo, stieß unser Kutschschlitten an einen Baumstumpf und fiel um. Ich stieß mich im Schlafe über dem Auge an einem Messingnagel, an dem eine Seitentasche

hing, und wäre obendrein beinahe erstickt, weil Parascha, die Schwester und eine Menge Kissen auf mich gefallen waren, und weil es erst nach einer Weile gelang, den umgefallenen Schlitten wieder aufzurichten. Im ersten Augenblicke der Befreiung empfand ich nur die Freude, nicht erstickt zu sein, und merkte die Wunde über dem Auge gar nicht. Zu meinem großen Leidwesen lachten aber Annuschka, Parascha und sogar das Schwesterchen, die nicht einsehen konnten, daß ich dem Ersticken nahe gewesen war, über meine Angst und meine Freude. Glücklicherweise wußte die Mutter nichts von diesem Unfall.

### Bagrowo im Winter

Endlich hörten wir Hunde bellen, die blaffen, zitternden Lichter einer Reihe von Bauernhäusern schimmerten durch unsere jetzt weniger beeisten Fenster hindurch, und wir errieten, daß wir in Bagrowo waren, da sonst kein Dorf mehr zu passieren war. Wir hielten bei dem ersten Bauernhose; ich erfuhr später, daß mein Vater dort fragen ließ, wie es dem Großvater gehe. Die Antwort lautete, daß er noch lebe. Wir fuhren mit Blöckchen und sehr langsam näher. Man hatte auf uns geharrt, unser Nahen gehört, und trotz der späten Stunde und der strengen Kälte kamen uns die Großmutter und Tante Tatjana Stepanowna vor die Haustür entgegen. Beide schluchzten laut. Wir traten geräuschlos ins Haus. Die Tante machte sich mit mir und meiner Schwester zu schaffen; der Vater und die Mutter aber gingen zum Großvater, der dem Tode nahe, jedoch vollkommen bei Bewußtsein war und ungeduldig auf seinen Sohn, seine Schwiegertochter und seine Enkel harrte. Uns wurde wieder der Salon eingeräumt, da die besondere Stube, die uns der Großvater versprochen hatte, zwar fertig gezimmert und gedeckt, aber noch nicht eingerichtet war. Das ganze Haus war voll. Alle Tanten und



ihre Männer hatten sich versammelt. Tatjana Stepanownas Zimmer hatte Frau Erlykina mit ihren beiden Töchtern eingenommen; Iwan Petrowitsch Karatajew und Erlykin schliefen irgendwo in der Tischlerei; die übrigen drei Tanten wohnten im Zimmer der Großmutter, dicht neben dem Zimmer des frankten Großvaters. Im Saale war es kalt und im Salon ebenfalls. Man konnte kaum eine Bettstelle für die Mutter aufstreiben; ich und die Schwester wurden auf dem Sofa gelagert; für den Vater wurde ein Federbett auf den Fußboden gelegt. Man brachte die Teemaschine und bereitete uns Tee. Die Mutter kam ganz erhitzt aus dem Zimmer des Großvaters, das so warm geheizt war, daß man darin kaum atmen konnte. Der Salon schien ihr sehr kalt, und sie ging gleich daran, ihn behaglicher zu machen. Die Thür nach dem Saale wurde verschlossen und mit einem Teppiche verhängt, Filzdecken wurden über den Fußboden gebreitet, und der Salon, der zwei Ofen enthielt, wurde bald warm und blieb es während unseres ganzen Aufenthaltes in Bagrowo.

In meinem Geiste bewegte sich ein buntes Gewirr von Eindrücken, Erinnerungen, Befürchtungen und Vorgefühlen; dazu begann mein Kopf in Folge des Stoßes heftig zu schmerzen. Die Mutter merkte bald, daß ich mich unwohl fühlte und daß mein Auge geschwollen war, und wir mußten ihr den Vorfall erzählen. Mir wurde eine Kompresse und eine Binde aufs Auge gelegt. Doch war meine Mutter viel leidender als ich, in Folge der Schlaflosigkeit, der Müdigkeit und des Kopfswehs während der ganzen Reise. Sie legte sich nicht, sondern sank erschöpft in ihr Bett; wir wurden natürlich ebenfalls gleich zur Ruhe gebracht. Mein Vater blieb die ganze Nacht hindurch beim Großvater, dessen Tod man jeden Augenblick erwartete. Meine Mutter schlummerte bald ein; ich aber konnte lange nicht einschlafen. Immerwährend erwartete ich, daß der Todeskampf des Großvaters anfangen sollte, und da der Tod nach meiner Vorstellung mit den fürchterlichsten Dualen verbun-

den war, so horchte ich mit gespannter Aufmerksamkeit, ob nicht der Großvater zu stöhnen und zu wimmern beginne. Auch wegen der Mutter war ich sehr besorgt; der Kopf tat mir weh, mein eines Auge war verschwollen, ich empfand Fieberhitze, hatte Fieberphantasien und fürchtete krank zu werden; doch alles wich einem wohlthätigen, heilsamen Schlafe. Schon in der Morgendämmerung erwachend, sah ich, daß meine Mutter noch schlief, was mich sehr erfreute. Kopf und Auge schmerzten nicht mehr, dagegen war das letztere so geschwollen, daß ich es nicht mehr öffnen konnte, und die ganze verletzte Stelle war blau geworden. Der Vater schien noch nicht dagewesen zu sein; denn sein Bettzeug lag unberührt da. Ich besah mir den Salon: Alles war darin wie im Sommer, nur die Fenster waren mit funkelnden Eisarabesken geziert. In der Muße gab ich meinen Einbildungen oder richtiger meinen Kombinationen freien Lauf; denn ich erwog aufmerksam unsere nunmehrige Lage und das, was uns in der Zukunft erwartete. Natürlich waren diese Erwägungen ganz kindischer Art. Wenn der Großvater stirbt, dachte ich, stirbt wohl auch bald die Großmutter; denn sie ist alt und hat weiße Haare. Dann nehmen wir Tante Tatzjana nach Ufa mit, und sie wohnt bei uns im leeren Kinderzimmer; wenn Großmutter nicht stirbt, nehmen wir auch sie mit; das Haus wird von Bagrowo nach Sergejewka transportiert, dicht beim See aufgestellt, und im Sommer wohnen wir dort und angeln jeden Tag mit der Tante. Doch alle diese Träume wichen bei dem Gedanken an des Großvaters Tod, an dem niemand zweifelte. Ich wußte, daß er uns zu sehen wünschte, und, ich muß es gestehen, diese unvermeidliche Zusammenkunft erfüllte mich mit namenlosem Grauen. Am meisten fürchtete ich, daß der Großvater beim Abschiednehmen mich umarme und plötzlich sterbe, und daß man mich nicht aus seinen erstarrten Armen reißen könne und mit ihm begraben müsse. Freilich konnte sich in einem Kinderkopf eine solche Vorstellung aus den Erzählungen von den Toten und von der Starrheit ihrer

Glieder bilden; aber doch stand sie mit meinem damals sonst schon klaren Verständniß mancher Dinge in einem sonderbaren Widerspruche. Mein Gott, wie stockte mein Herz bei diesem Gedanken! Der Atem verging mir, ein kalter Schweiß benetzte mein Gesicht, ich konnte es nicht aushalten, sprang auf und setzte mich quer übers Bett; ich versuchte sogar meine Schwester zu wecken, und wenn ich nicht aufschrie, so war es nur, weil mir die Stimme den Dienst versagte. In diesem Augenblicke erwachte meine Mutter und erschrak beim Anblicke meines Gesichts. Die Binde war abgefallen und eine blau-schwarze Beule war über meinem Auge entstanden. Meine grundlose Angst verschwand, als ich den wirklichen Schreck meiner Mutter sah; ich lief zu ihr, setzte mich auf ihr Bett und versicherte ihr, daß ich mich ganz wohl befände und keinen Schmerz spürte. Meine Mutter beruhigte sich und sagte, daß es bald vergehen werde. Der Schlaf hatte sie gestärkt; sie erhob sich eilig von ihrem Lager, kleidete sich an und ging zum Großvater. Es war schon hell geworden; die Schwester erwachte und erschrak anfangs ebenfalls, als sie den Zustand meines Auges sah; aber es wurde wieder eine Binde darauf gelegt, und sie beruhigte sich. Sie fürchtete sich keineswegs vor dem Großvater, war über sein Sterben sehr betrübt und wünschte, ihn zu sehen. Ihr Mut und ihre Liebe zu dem Großvater beschämten und ermutigten mich. Meine Mutter kam bald zurück und sagte, daß der Großvater schon sehr schwach, aber noch bei Sinnen sei und uns zu sehen und zu segnen wünsche. Trotz aller Anstrengungen, meiner Gefühle Herr zu werden, konnte ich meine Angst nicht verbergen und wurde sogar blaß. Die Mutter wollte mich dadurch ermutigen, daß sie mir sagte: „Wie kannst du dich vor dem armen Großvater fürchten, der kaum atmet und bald sterben wird!“ Ich dachte, daß dieses eben das Schreckliche sei, wagte es aber nicht auszusprechen. Sie führte uns ins Zimmer des Großvaters, der mit geschlossenen Augen im Bett lag. Sein Antlitz war bleich und

so verändert, daß ich ihn nicht erkannt hätte. Ihm zu Häupten saß auf einem Lehnstuhl die Großmutter; zu seinen Füßen stand der Vater, dessen Augen vom Weinen rot und geschwollen waren. Er beugte sich zum Ohr des Kranken und sagte laut: „Die Kinder sind gekommen, von Ihnen Abschied zu nehmen.“ Der Großvater machte die Augen auf, und ohne ein Wort zu sagen, bekreuzte er uns mit zitternder Hand und berührte unsere Köpfe mit seinen Fingern; wir küßten seine abgemagerte Hand und fingen an zu weinen; alle, die im Zimmer waren, weinten auch, schluchzten sogar, und nun erst bemerkte ich, daß sich in dem Zimmer sämtliche Onkel und Tanten befanden, auch die Ältesten aus der Dienerschaft. Meine Furcht war ganz vergangen, und in diesem Augenblicke erregte der sterbende Großvater in mir nur Liebe und Mitleid. In der Krankenstube war es zum Ersticken heiß; die Mutter führte uns bald wieder in den Salon zurück, wo die Schwester und ich in so heftiges Weinen ausbrachen, daß man uns lange nicht beruhigen konnte. Um uns zu zerstreuen, ließ die Mutter die Kusinen zu uns kommen; diese waren viel ruhiger, begegneten uns sehr freundlich, und so beruhigten auch wir uns allmählich und kamen ins Gespräch mit ihnen. Wir redeten miteinander bis zum Mittagessen, das auf die gewöhnliche Weise im Saale verzehrt wurde. Gerichte gab es in Menge, und mit Ausnahme der Mutter und des Vaters (letzterer setzte sich nicht einmal zu Tisch) aßen alle mit großem Appetit und unterhielten sich ganz ruhig, nur mit gedämpfter Stimme. Nach Tische kamen die Kusinen wieder zu uns in den Salon, und ich plauderte und erzählte ohne Unterlaß. Ohne mir davon Rechenschaft zu geben, bemühte ich mich, durch unbedeutende Gespräche den meinem Geiste immer gegenwärtigen Gedanken an des Großvaters Tod zu verschweigen. Meine Mutter ging immerwährend nach der Krankenstube und erlaubte uns, ins Zimmer der Kusinen zu gehen. Man gelangte dahin durch den Korridor und das Dienstmädchenzimmer, das mit Mäg-

den verschiedenen Alters angefüllt war. Ihre Kleidung fiel mir auf; einige von ihnen trugen gewöhnliche Kleider von gestreifter Hanfleinwand; andere Röcke und ärmellose Jacken; andere endlich nur Hemden und Röcke. Alle saßen am Spinnrocken und spannen. Dieses Schauspiel war mir völlig neu. Ich blieb stehen und sah neugierig zu, wie die Spinnerinnen mit der einen Hand an dem Flachse rupften, mit der anderen die Spindel mit dem aufgewickelten Faden drehten. Sie machten ihre Sache höchst behende und zierlich, und da alle schwiegen, brachte das Schnurren der Spindeln und das Rupfen am Flachse ein höchst merkwürdiges Geräusch hervor, das ich noch nie gehört hatte. Gerade während ich neugierig zusah und horchte, ertönte ein Schluchzen aus dem Zimmer des Großvaters; ich schauderte zusammen. Im selben Augenblicke war die Mädchenstube leer. Die Spinnerinnen hatten Spindel und Rocken fallen lassen und drängten sich sämtlich nach der Krankenstube. Ich glaubte, daß der Großvater gestorben sei. Durch diesen Gedanken erschüttert und erschreckt, geriet ich, ich weiß nicht mehr wie, ins Zimmer der Kusinen, stieg aufs Bett der Tante und verbarg das Gesicht in den Kissen. Parascha verließ uns auch sogleich, um zu sehen, was im Zimmer des armen alten Herrn vorging. Mir wurde noch ängstlicher zumute; doch Parascha kehrte bald zurück und erzählte, der Großvater habe Zuckungen gehabt, sich aber gleich wieder erholt. „In der Nacht muß er doch sterben,“ fügte sie gleichgültig hinzu. Wir blieben noch ein paar Stunden bei den Kusinen; aber ich plauderte nicht mehr und saß wie ein zum Tode Verurtheilter da. Man rief uns in den Saal, um Tee zu trinken; die Mutter, die Großmutter und die Tanten kamen eine nach der anderen dorthin, aber nur auf kurze Zeit. Mein Vater erschien gar nicht, und es betrückte mich, daß ich ihn bereits so lange nicht gesehen hatte. Ich verstand schon seine Gefühle beim Anblicke seines sterbenden Vaters. Nach dem Tee kamen die Kusinen wieder zu uns in den Salon;

allein ich konnte jetzt an ihren Gesprächen nicht teilnehmen. Nach ein paar Stunden gingen sie fort, um sich schlafen zu legen. Wie beneidete ich sie darum, daß sie sich nicht fürchteten; wie wünschte ich, daß sie noch länger dageblieben wären! Ohne sie wurde es mir viel unheimlicher zumute. Mein liebes Schwesterchen trauerte über den baldigen Tod des Großvaters, sprach immerwährend von ihm und sagte: „Großvater wird nicht mehr essen; man wird den Großvater im Schnee vergraben; er dauert mich.“ Sie weinte, empfand aber ebenfalls keine Furcht und schlief bald ein. Bei mir verdrängte die Furcht alle anderen Gefühle, und ich war überzeugt, daß ich die ganze Nacht nicht schlafen würde. Ich flehte Parascha an, sich nicht zu entfernen, und sie versprach mir zu bleiben, bis die Mutter kommen würde. Statt der Nachtlampe, die nur trübe brannte, bat ich sie, ein Licht anzuzünden. Weil ich merkte, daß Parascha schläfrig wurde, knüpfte ich mit ihr ein Gespräch an, um sie wach zu erhalten. Ich fragte: „Warum weint und schreit Großvater nicht? Tut es ihm nicht weh, zu sterben?“ Parascha erwiderte lachend: „Nein, wenn der Mensch im Sterben liegt, tut ihm nichts mehr weh; er fühlt und versteht nichts. Der Großvater hat schon die Sprache verloren und erkennt niemanden; er will sprechen, sieht allen ins Gesicht und kann nur die Lippen bewegen.“ Ein neues, noch schrecklicheres Bild des sterbenden Großvaters entstand vor meinen Blicken; dieses Bild konnte ich nicht los werden. Ich fühlte die ganze Unermeßlichkeit dieser Qual, die man anderen nicht mitteilen kann, weil man nicht mehr zu sprechen vermag. Ich ergriff Paraschas Hand und ließ sie nicht einen Augenblick aus der meinigen. Ich sprach kein Wort mehr. Das Licht war tief heruntergebrannt und mußte gepuzt werden; aber ich konnte mich nicht entschließen, auch nur auf einen Augenblick Paraschas Hand aus der meinigen zu lassen. Sie mußte mit mir hingehen, das Licht auf unseren Tisch herüberstellen und es so nahe rücken, daß sie es putzen konnte, ohne aufzustehen.

Parascha wollte immerwährend einschlafen; ich ließ sie aber nicht dazu kommen, indem ich immer mit kläglichem Stimmwiederholte: „Liebe Parascha, schlafe nicht!“ Endlich kam die Mutter. Sie war verwundert, mich noch wach zu finden, und als sie die Ursache hörte, nahm sie mich in ihr Bett und legte sich, ohne sich auszukleiden, zu mir. Ich umschlang ihren Hals mit beiden Armen, und durch ihre Versicherungen beruhigt, daß der Großvater noch nicht so bald sterben werde, schlief ich rasch ein. Einige Stunden lang schlief ich ruhig; aber mein Erwachen war grauenhaft. Die Augen öffnend, sah ich, daß die Mutter nicht im Zimmer war und Parascha ebenfalls nicht; das Licht war ausgelöscht, und die züngelnde Flamme des Dochtes am Grunde des ausgebrannten Nachtlämpchens erhellte ab und zu mit huschendem Schein das Zimmer, drohte aber jeden Augenblick, mich in vollkommener Dunkelheit zu lassen. Keine Worte können meinen Schreck ausdrücken. Es wurde mir siedend heiß ums Herz, und zugleich überlief es mich kalt vom Kopf bis zu den Zehen. Ich wickelte meinen Kopf in die Decke und fühlte, daß mir ein kalter Schweiß aus der Haut trat. Umsonst drückte ich die Augen zu. Der Großvater stand vor mir, sah mir ins Gesicht und bewegte die Lippen, wie es Parascha geschildert hatte. Die Heimchen zirpten in den hohlen Holzwänden, und diese schwachen Töne versetzten mich in eine krankhafte Spannung. Wenn in diesem Augenblick geklopft worden wäre oder etwas gefnackt hätte, ich würde, glaube ich, auf der Stelle gestorben sein. Auf einmal meinte ich von weitem ein Schluchzen zu vernehmen. Ich dachte, es sei eine Täuschung; doch das Schluchzen wurde immer vernehmlicher und ging in lautes Stöhnen und Klagen über. Ich konnte es nicht mehr aushalten, warf meine Decke zurück und fing an zu schreien, so laut ich konnte; die Schwester erwachte und stimmte mit ein. Wahrscheinlich dauerte unser Geschrei sehr lange, bis man darauf acht gab, weil in jenem Augenblicke in der That mein Großvater gestorben war und die ganze

Hausgenossenschaft weinend und jammernd in sein Zimmer zusammenlief, wobei freilich unsere schwachen Kinderstimmen nicht vernommen werden konnten. Ich verlor schon die Besinnung und war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen, als Parascha ins Zimmer stürzte, die ganz ruhig im Korridor dicht an unserer Thür geschlafen hatte und endlich durch das allgemeine Geschrei geweckt worden war. Glücklicherweise hörte sie unsere Stimmen, da wir ihr näher waren. Sie zündete das Licht an der erlöschenden Nachtlampe an, hob uns auf ihre Knie und beruhigte uns einigermaßen. Endlich kam auch die Mutter; sie sah verstört und leidend aus und sagte, daß der Großvater um sechs Uhr morgens gestorben sei, und daß der Vater gleich kommen und sich zur Ruhe legen werde, da er schon zwei Nächte nicht geschlafen habe. In der That erschien bald darauf der Vater, küßte uns, bekreuzte uns, sagte: „Euer Großvater ist nicht mehr,“ und weinte bitterlich; ich und die Schwester weinten auch. Das Stöhnen im Hause hatte aufgehört. Der Vater legte sich hin und schlief gleich ein. Das Licht brannte in der Ecke, durch etwas verdeckt. In den Fenstern erschien ein weißlicher Schimmer; ich sah, daß es die Morgendämmerung war; dies beruhigte mich sehr, und ich schlief mit Mutter und Schwester bald ein.

Ich schlief lange. Die helle Winter Sonne schien schon in unsere Fenster hinein, als ich die Augen öffnete. Das erste, was mein Ohr traf, war der Kirchengesang, der aus dem Saale tönte; dann hörte ich auch Schluchzen und Weinen. Das Ereigniß der vorigen Nacht erwachte in meiner Erinnerung, und ich dachte, daß man gewiß zu Gott für den toten Großvater bete. Das Zimmer war leer; ich meinte, Parascha sei wohl auch mit meiner Schwester beten gegangen, und wartete geduldig, bis jemand käme. Am Tage, beim Sonnenlichte, war mir das Alleinsein nicht unheimlich. Bald trat Parascha mit dem Schwesterchen herein, das vom Weinen rote Augen hatte. Parascha sagte: „Wie lange du geschlafen



haft! Es wird bald Mittagessen geben!" und kleidete mich eilig an. Ich begann, mich zu waschen, und auf einmal gelangte zu meinem Ohre ein gedämpftes, singendes Murmeln, das aus dem Saale zu kommen schien. Ich fragte, was da hergesagt werde. „Es wird für den Großvater der Psalter gelesen<sup>1</sup>,“ erwiderte sie, indem sie mir kaltes Wasser auf den Kopf goß. Ich ahnte noch nichts und war ziemlich ruhig, als die Schwester auf einmal zu mir sagte: „Komm in den Saal, Brüderchen; dort liegt der Großvater.“ Ich erschrak, und noch immer nicht begreifend, was an der Sache sei, fragte ich: „Wie ist denn der Großvater in den Saal gekommen? Ist er denn noch am Leben?“ — „Wie kann er am Leben sein!“ unterbrach mich Parascha. „Er ist schon ganz starr; man hat ihn gewaschen, in ein Leichentuch gehüllt, in den Saal getragen und auf den Tisch gelegt; man hat die Totengebete verrichtet; die Geistlichkeit ist schon fort, und nun liest der alte Jekim den Psalter. Höre nicht auf die Schwester! Was ist da an dem Großvater zu sehen? Er sieht so grauenhaft aus und guckt einen mit einem Auge an.“ Jedes Wort Paraschas erfüllte meine Seele mit neuem Entsetzen, und ihre letzte Schilderung erweckte in mir ein solches Grauen, daß ich laut schreiend aus dem Salon stürzte und durch den Korridor und die Mädchenstube in das Zimmer der Rusinen flüchtete; Parascha und meine Schwester eilten mir nach, konnten mich aber durchaus nicht überreden, in den Salon zurückzukehren. Es ist wahr, eine solche Angst ist lächerlich, und ich will es Parascha nicht verargen, daß sie lachte, indem sie mir zuredete, wieder in den Salon zu kommen, ja mich mit Gewalt hinführen wollte, wogegen ich mich mit Händen und Füßen wehrte; aber die Qualen, die die Angst einem Kinderherzen

<sup>1</sup> Solange eine Leiche im Hause ist, wird in dem Totenzimmer der Psalter gelesen. Nach der Bestattung des Toten wird der Psalter in dem Zimmer, wo er verschieden ist, bis zum neunten oder gar bis zum vierzigsten Tage nach dem Tode unablässig gelesen. Natürlich fällt diese Zeremonie bei unbemittelten Leuten weg. (Anmerkung des Übersetzers S. R.)

verursacht, sind so entsetzlich, daß darüber zu lachen sündhaft ist. Parascha ging weg, um meine Mutter zu holen, die, wie ich später erfuhr, mit anderen um die Großmutter beschäftigt war. Diese war nach dem Gottesdienste in Ohnmacht gefallen, weil sie sich zu sehr durch Weinen und Klagen angestrengt hatte. Die Mutter trat mit Tante Jelisaweta Stepanowna herein. Ich warf mich ihr um den Hals und beschwor sie, mich nicht in den Salon zu führen. Dies schien ihr sehr unangenehm zu sein, und sie sagte, sie schäme sich für mich vor den Rusinen, daß ich, als Mannsperson, ein solcher Hasenfuß sein könne; sie wollte Gewalt anwenden; aber ich geriet in solche Verzweiflung, daß sie darüber erschrak. Die Tante schien mit mir Mitleid zu haben und erbot sich, mit ihren beiden Töchtern, die keine Angst vor Toten hatten, in den Salon zu ziehen. Zu anderer Zeit hätte meine Mutter diese Gefälligkeit um keinen Preis angenommen; nun aber nahm sie dieselbe willig und dankbar an. Es fiel mir ein Stein vom Herzen, als beschlossen wurde, in dieses vom Saale entfernte Eckzimmer überzusiedeln. Dort wurde weder das Psalterlesen noch das „Klagen“ vorgenommen. Die Toten zu „beklagen“ wurde damals für eine Notwendigkeit, ja für eine Pflicht angesehen. Nicht nur die Tanten, sondern auch alle alten Weiber aus dem Hofe und aus dem Dorfe kamen eine nach der anderen in den Saal, jammerten und klagten und sprachen dazu: „Herzensvater, warum hast du uns allein gelassen?“ usw. Der Umzug in das Zimmer der Tante ging sehr schnell vonstatten. Ich sah nichts davon, da man uns zum Mittagessen gerufen hatte. Ein großer, runder Tisch war im Zimmer der Großmutter gedeckt. Als ich mit der Schwester hereintrat, saßen die Großmutter, alle Tanten und Rusinen, mit schwarzen Tüchern um den Kopf, schweigend nebeneinander; die beiden Onkel waren auch da. Der Anblick dieser Gesellschaft machte mir einen peinlichen Eindruck. Alle küßten uns, weinten und sagten in singendem Tone: „Der Herzensgroßvater hat euch verlassen,“ und der=

gleichen mehr, dessen ich mich nicht entsinnen kann. Bald war der Tisch mit einer Menge von Gerichten beladen. Ich weiß nicht, welchen Grund es hatte, aber die ganze Bedienung bestand aus Dienstmädchen. Der Vater hatte etwas in der Tischlerei zu tun, und man wartete ziemlich lange auf ihn. Meine Mutter sagte zu ihrer Schwiegermutter: „Warum beliebt es Ihnen nicht, am Tische Platz zu nehmen, liebe Mutter? Alexei Stepanowitsch kommt gleich.“ Doch die Großmutter erwiderte, daß Alexei nun Herr im Hause sei, und daß man auf ihn warten müsse. Meine Mutter versuchte zu entgegnen: „Er ist Ihr Sohn, liebe Mutter, und Sie werden immer in seinem Hause die Herrin bleiben.“ Die Großmutter machte mit den Händen abwehrende Bewegungen und sagte: „Nein, nein, liebe Schwiegertochter! Nach unseren Sitten ist das nicht so; ein jeder muß seinen Platz kennen.“ Das alles hörte ich mit der größten Neugierde und Aufmerksamkeit an. Während dieses Gespräches öffnete sich die Thür, und mein Vater trat herein. Ich hatte ihn lange nicht gesehen, nur flüchtig bei Nacht; er sah blaß, traurig und abgemagert aus. In einem Nu standen alle auf und gingen ihm entgegen; sogar die dicke Großmutter, die sich kaum auf den Füßen halten konnte, wankte zu ihm hin, indem sie sich auf jemanden stützte; die vier Schwestern aber sanken ihm klagend zu Füßen. Ich konnte nicht alle ihre Worte verstehen, und manches habe ich auch vergessen. Ich erinnere mich nur der Worte: „Jetzt bist du unser Vater; verlasse uns Waisen nicht!“ Mein guter Vater, bis zu Tränen gerührt, hob alle auf und umarmte sie, und vor seiner Mutter, die ihm mühsam entgegenkam, verbeugte er sich selbst tief, küßte ihr die Hände und versicherte ihr, daß er sich nie des Gehorsams gegen sie entäußern wolle, daß alles bleiben werde wie früher. Nach diesem Auftritte wandten sich alle zu meiner Mutter, und wenn man ihr auch nicht zu Füßen sank, bat man sie doch demüthig als nunmehrige Herrin des Hauses um Liebe und Zuneigung. Ich sah, daß dies meine

Mutter im höchsten Grade unangenehm und widerwärtig war; sie wußte nur zu gut, daß man sie nicht liebte, sondern ihr alles Uble wünschte. Sie erwiderte kalt, daß sie sich gar keine Autorität im Hause anmaßen und alle lieben und achten werde wie bisher. Man setzte sich zu Tisch und begann mit solchem Appetit zu essen (mit Ausnahme meiner Mutter), daß ich mich darüber wundern mußte. Die Tante Tatjana Stepanowna gab aus einer ungeheueren Terrine die Quappensuppe auf, und indem sie große Haufen von Leber und Rogen hinzufügte, sprach sie mit kläglichem Stimm: „Esset doch ein wenig von dem Rogen und der Leber, Mütterchen, Schwesterchen, Brüderchen! Der Verstorbene aß es gar zu gern,“ und ich konnte deutlich sehen, wie ihre Tränen in den Teller fielen. Ebenso weinten die anderen und aßen mit erstaunlichem Appetit. Nach dem Mittagessen gingen alle schlafen und schliefen bis zum Abendtee. Durch die Mädchenstube nach unserem neuen Zimmer gehend, blickte ich schüchtern in den offenen Korridor hinein, der zum Saale führte, von wo das einförmige, ermüdende Psalterlesen herübertönte. Vater und Mutter hatten sich auch zur Ruhe gelegt, und ich unterhielt mich flüsternd mit der Schwester. Bei Tageslicht fühlte ich mich viel mutiger und freute mich an den hellen Sonnenstrahlen. Unsere neue Wohnung gefiel mir sehr. Erstens entfernte sie uns von dem Toten, zweitens war es ein Eckzimmer und bot von der einen Seite eine Aussicht auf den Buguruslan, der wegen des schnellen Laufes und der vielen Quellen auch im Winter nicht zuzror und den Fenstern gegenüber eine scharfe Biegung machte. Der zwischen Schneeufern hinrauschende Fluß, die Sommerküche auf der Insel mit der hohen, hinüberführenden Brücke, die andere Insel mit den großen, schlanken Bäumen in ihrem weißen Reifputze, und in der Ferne der hohe, felsige Tscheljajewskaja-Berg, dieses ganze Bild wirkte auf mich angenehm und beruhigend; ich empfand zum ersten Male die eigentümlichen Schönheiten einer Winterlandschaft.

Meine Ruhe dauerte bis zur Dämmerung; ohne es selbst zu bemerken, verlor ich den Mut in demselben Grade, wie die Strahlen der untergehenden Sonne erblaßten. Ich fürchtete mich sogar, nach dem Zimmer der Großmutter zum Tee zu gehen, da ich durch die Mädchenstube an dem schon erwähnten Korridor vorbei mußte. Meine Mutter befahl mir streng, zu gehen. Ich brachte es über mich, zu gehorchen, lief aber so schnell ich konnte durch die Mädchenstube, wobei ich mir die Ohren zuhielt und das Gesicht von dem Korridor abwendete. Nach dem Tee begann man in dem Zimmer der Großmutter darüber zu reden, wie der Großvater gestorben sei, und was er nach seinem Tode zu tun befohlen habe, erwähnte auch, daß man ihn übermorgen bestatten werde. Die Mutter, welche sah, daß solche Gespräche mich ängstigten, führte mich sogleich mit der Schwester ins Eckzimmer und lud die Kusinen zu uns ein. Diese blieben eine Zeitlang bei uns und plauderten mit uns und gingen dann schlafen. Als nun auch für uns die Zeit kam, zu Bette zu gehen, ergriff mich wieder Todesangst, und die Mutter las auf meinem Gesichte, welche Nacht ich zubringen würde, wenn sie mich nicht zu sich nehmen wollte. Mit warmer Dankbarkeit erfüllte sich mein Herz, als sie mir unaufgefordert sagte: „Lieber Sergei, du schläfst heute bei mir.“ Es war alles, was ich wünschen konnte; ich hätte darum gebeten, und es wäre mir gewiß gewährt worden, aber wie peinlich, wie beschämend wäre es gewesen, darum zu bitten! Ich hätte mich gewiß nicht sobald dazu entschlossen und vorher manche Stunde in peinlicher Seelenstimmung verbracht. O, Dank sei denen, die einem schüchternen Kinderherzen solche demütigenden Geständnisse ersparen! Die Nacht verging ruhig. Am anderen Tage erwachte ich, ehe der Morgen graute, und hörte viele interessante Gespräche zwischen Vater und Mutter. Ich erfuhr, daß mein Vater seine Stelle aufgeben wolle, um nach Bagrowo überzusiedeln. Dieses betrückte mich. Bagrowo war mir beide Male in einem sehr ungünstigen Lichte erschienen und konnte

mich nicht besonders ansprechen; all mein Sehnen war nach Sergejewka gerichtet, wo ich einen so angenehmen Sommer verlebt hatte. Nun hörte ich auch zum ersten Male, daß ich bald einen neuen Bruder oder eine neue Schwester bekommen würde.

Der neue Tag verging ganz so wie der vorhergehende, d. h. am Tage war ich ruhiger und mutiger, am Abend aber überfiel mich wieder die Angst. Am meisten quälte mich die Ungewißheit, ob mich die Mutter wohl wieder zu sich ins Bett nehmen werde. Ich erwartete mit der größten Spannung den Augenblick, wo man die Betten machen würde, und freute mich nicht wenig, als ich sah, daß man meine kleinen Kissen zu den großen der Mutter hinlegte. Neues erfuhr ich nur, daß der Großvater am anderen Tage in Nekljudowo bestattet werden sollte, was er gerade nicht gewollt hatte, da ihm alles Nekljudowsche zuwider war. Warum auf solche Weise gegen seinen Willen gehandelt wurde, wußte ich noch jetzt nicht zu sagen, erinnere mich aber, daß man von wichtigen Gründen sprach. Ich muß gestehen, daß ich von Herzen wünschte, den Großvater aus dem Hause gebracht zu wissen; ich fühlte, daß nur dann meine Seelenruhe zurückkehren werde. Es gibt Leute, die sich ihr Leben lang vor Toten fürchten; ich selbst habe bis zu meinem zwanzigsten Jahre keine Leiche ansehen können. Diese Angst ist schwer zu definieren. Erwachsene, die daran leiden, fürchten natürlich nur den Eindruck, den der erschütternde Anblick auf ihre schwachen Nerven hervorbringen kann; ich aber fürchtete damals geradezu die Leiche selbst und war überzeugt, daß, wenn ich den Großvater anblickte, er erwachen und mich an sich drücken würde.

Der traurige und feierliche Tag der Bestattung war gekommen. Alles war sehr früh wach geworden, im Hause wurde viel hin und her gelaufen und mit den Türen geschlagen. Als wir früher als gewöhnlich in das Zimmer der Großmutter kamen, um Tee zu trinken, fanden wir sie und die Tanten schon

in Reifekleidern. An der Türe standen einige Schlitten mit hintereinander gestellten Pferden bespannt. Der Hof und die Straße waren voller Leute; nicht nur die Bauern des Großvaters waren alle bis zum letzten mit Weib und Kind da, sondern auch die Leute aus den Nachbardörfern hatten sich versammelt, um dem Verstorbenen, den sie wie einen Vater geliebt und geachtet hatten, das letzte Geleit zu geben. Noch viele Jahre später hörte ich ihn von den Nordwinen in der Umgegend nicht anders nennen als „unser Vater“. Als alles fertig war, begaben sich sämtliche Bewohner des Hauses in den Saal, um den Großvater zum letztenmal zu sehen, und es erhob sich ein lautes Wehklagen; ich fühlte mich tief bewegt, empfand aber keine Furcht mehr, sondern nur eine dunkle Ahnung von der hohen Bedeutung des Vorganges und Betrübniß um den armen Großvater, den ich nie mehr sehen sollte. Alle Türen waren weit geöffnet, im Hause war es kalt geworden, und die Mutter befahl Parascha, die Schwester nicht in das Totenzimmer zu lassen, obgleich sie weinte und den Großvater zu sehen begehrte. Und so waren wir drei allein im warmen Zimmer der Großmutter geblieben. Plötzlich erhob sich im Saale ein dumpfes Geräusch von vielen schweren Schritten, das sich, von Schluchzen und Wehklagen begleitet, einherbewegte. Das alles ging an uns vorüber, und bald sah ich aus dem Fenster den hölzernen Sarg über den Köpfen der Leute sich aus der Haustür herausbewegen. Als das dichte Gedränge ein wenig auseinanderwich, gewahrte ich, daß er von meinem Vater, meinen beiden Onkeln und dem greisen Diener Peter Fjodorow getragen wurde, der sich selbst auf einen anderen stützen mußte. Die Großmutter wurde anfangs auch geführt, mußte sich aber bald in einen Schlitten setzen. Die Mutter und die Tanten gingen zu Fuß. Viele von den auf dem Hofe Anwesenden knieten nieder. In langsamer Bewegung trat die Menge auf die Landstraße, dehnte sich zu einem langen Zuge aus und entschwand zuletzt meinen Augen. Auf einem Tische

stehend und durchs Fenster sehend, weinte ich, den guten Großvater innig betrauernd, den alle so lieb hatten. Einen Augenblick tauchte sogar der Wunsch in mir auf, ihn noch einmal zu sehen und seine abgemagerte Hand zu küssen.

Wir saßen traurig schweigend im Zimmer der Großmutter. Nach dem Geräusch und der Bewegung beim Heraustragen der Leiche war das Haus totenstill geworden. Plötzlich fuhr ein Schlitten vor, und ich sah meine Mutter und meine beiden Kusinen aussteigen. Ich schrie vor Freude auf; ich hatte geglaubt, es seien alle nach Nekljudowo, zwanzig Werst weit, gefahren. Gleich nach der Ankunft der Mutter füllte sich das Haus wieder mit den zurückkehrenden Leuten. Meine Mutter war der Leiche bis zum Ende des Dorfes gefolgt; dort hatte man den Sarg auf einen Schlitten gestellt, und diejenigen, die nach Nekljudowo mit wollten, waren ebenfalls in Schlitten gestiegen. Wir zogen uns in unser Eckzimmer zurück. Die Mutter, die seelisch sehr angegriffen war, da sie den Großvater innig geliebt hatte, und sich auch physisch erschöpft fühlte, lag fast den ganzen Tag und konnte sich mit uns nicht abgeben. Die Kusinen blieben in unserem Zimmer, und wir unterhielten uns sehr freundschaftlich mit ihnen. Ubrigens sprachen sie fast immer allein, und ich erfuhr bei dieser Gelegenheit manches, was ich nicht geahnt, ja für unmöglich gehalten hätte. Ich erfuhr zum Beispiel, daß sie ihre Eltern wenig liebten, aber um so mehr fürchteten; daß sie dieselben immerwährend belogen und betrogen; ich versuchte, meine Kusinen zu beschämen, ihnen zu beweisen, daß ein solches Betragen schlecht sei, und sie darüber zu belehren, wie gute Kinder handeln sollten. Ich trug ihnen durcheinander vor, was ich darüber aus Büchern und aus der eigenen Erfahrung geschöpft hatte. Aber die Kusinen wollten mich nicht verstehen, lachten über mich und versicherten, daß ihre Eltern ganz anders wären als die unserigen.

Spät am Abend kehrte mein Vater heim. Die Großmutter und die Tanten waren bei den Verwandten in Nekljudowo



geblieben, um dort zu übernachten; mein Vater aber war so- gleich nach der Bestattung trotz aller Einladungen zu uns zu- rückgeëilt. Er hatte den ganzen Tag nichts gegessen und war sehr müde, weil er dem Sarge größtenteils zu Fuß gefolgt war. Diese Nacht schlief ich wieder in einem besonderen Bettchen mit der Schwester zusammen. Am Abend fühlte ich mich wieder beängstigt, verbarg es aber: die Mutter hätte mich zu sich gelegt, und das wäre ihr unbequem gewesen; sie schlief auch schon, als ich zu Bette ging. Lange konnte ich nicht ein- schlafen; ich sah immer wieder den Sarg, wie er über den Köpfen der Menge wankte, und es lag darin etwas, woran ich nicht denken mochte. Endlich gelang es mir nach vielen Anstren- gungen einzuschlafen, und am anderen Tage erwachte ich später als alle übrigen.

Um Mittag kamen die Großmutter, die Tanten und die Onkel. Den vorigen Tag hatte man alle Zimmer gescheuert. Nun wurde tüchtig geheizt, und das ganze Haus wurde schön warm, mit Ausnahme des Saales, den übrigens niemand vor dem neunten Tage<sup>1</sup> betrat. Das Lesen des Psalters wurde Tag und Nacht im Zimmer des Großvaters fortgesetzt, das er bis zu seinem Tode bewohnt hatte. Geessen und Tee getrunken wurde im Zimmer der Großmutter, weil es nach dem Saal das größte war; dort hielten sich alle auch gewöhnlich auf. Die Mutter konnte sich einige Tage lang nicht erholen; sie blieb meist mit uns in unserm hellen Eckzimmer, das übrigens ziemlich kalt war; aber die Mutter wollte es bis zur Abreise nach Ufa behalten, die nach neun Tagen stattfinden sollte.

Wie klein ich auch damals war, mußte es mir doch auffallen, daß alle Tanten, besonders Tatjana Stepanowna, meinen Vater sehr oft umarmten und küßten und dabei wiederholten, daß er nun ihr einziger Trost und ihr einziger Beschützer sei;

<sup>1</sup> Am neunten Tage nach dem Tode wird eine Gedächtnisfeier gehalten. (Anmerkung des Übersetzers S. R.)

auch meine Mutter wurde mit Liebkosungen überhäuft. Tadjana Stepanowna kam oft zu uns, „damit die liebe Schwägerin keine Langeweile habe“, und forderte sie auf, an der Leitung des inneren Hauswesens teilzunehmen. Doch meine Mutter erwiderte immer, sie habe nicht die Absicht, sich in häusliche Angelegenheiten zu mischen; ihre Zustimmung sei dabei nicht erforderlich, und alles hänge nur von Arina Wasiljewna ab. Aus dem Familienrate kommend, erzählte mein Vater der Mutter, daß der Verstorbene, noch vor unserer Ankunft, der Großmutter verschiedene Befehle erteilt habe. Er habe jeder seiner Töchter, außer meiner Patin, der guten Aksinja Stepanowna, eine Familie aus dem Hofgesinde vermacht; außerdem habe er befohlen, für Tadjana Stepanowna ein bei den Baschkiren erhandeltes Stück Land zu kaufen und darauf fünfundzwanzig Seelen Bauersleute, die er namhaft gemacht, anzusiedeln. Auch habe er den Töchtern viel an Korn und verschiedenem Hausrat zugedacht. „Obgleich mir der Vater nichts anderes gesagt hat als: ‚Verlaß Tanja nicht und laß ihr so viel zukommen, wie ich den übrigen Töchtern bei ihrer Heirat gegeben habe!‘ so werde ich doch alles gewissenhaft erfüllen, was er der Mutter anbefohlen hat.“ Meine Mutter billigte seinen Vorsatz. Als mein Vater vor der Familie erklärte, daß er den Willen des Verstorbenen genau erfüllen werde, bedankten sich alle und verneigten sich tief, ganz besonders Tadjana Stepanowna. Diese trat auch zu meiner Mutter, um sie zu umarmen, zu küssen und ihr zu danken; aber meine Mutter lehnte die Danksgungen ab und erwiderte ruhig, daß die ganze Sache sie nichts angehe.

Ich bemerkte, daß Parascha oft meiner Mutter etwas ins Ohr raunte. Manchmal gab ihr die Mutter Gehör, öfter aber befahl sie ihr zu schweigen und das Zimmer zu verlassen. Einmal sagte Parascha, indem sie mich anleidete: „Ja, ihr sitzt hier in der Eckstube, und unterdessen werdet ihr geplündert.“ Ich verstand das nicht und forderte eine Erklärung. „Nun ja!“

sagte Parascha, „wie viel Bauern, Diener und allerlei Habe hat euer Vater nicht schon den Tanten abgetreten! Und alles ohne Grund! Sie haben ihm allerlei vorgelogen von dem Willen des Verstorbenen; freilich haben sie diesen um alles das gebeten; aber der Großvater hat geantwortet: ‚Was euch euer Bruder geben will, damit sollt ihr zufrieden sein.‘ Niskanor Tanaitſchenok hat es mit eigenen Ohren gehört, und alle im Hause wissen es.“ Ich verstand eigentlich noch immer nicht recht, um was es sich handelte, und die Sache machte wenig Eindruck auf mich. Aber nach meiner unveränderlichen Gewohnheit erzählte ich es der Mutter. Sie geriet in großen Zorn und schalt und bedrohte Parascha so heftig, daß ich erschrak. Parascha weinte, bat um Verzeihung und warf sich meiner Mutter zu Füßen; sie bekreuzte sich und schwur, daß so etwas nie mehr vorkommen werde. Meine Mutter sagte ihr, wenn sie jemals wieder etwas von der Art täte, so würde sie nach dem Simbirſkſchen Bagrowo geſchickt werden, um dort die Kühe zu hüten. Die arme Parascha tat mir von Herzen leid; ſie ſah mich ſo kläglich an, bat mich ſo dringend, für ſie zu ſprechen, daß ich mit Eifer für ſie bat und mich ſelbſt anklagte. Die Mutter vergab ihr, verbot aber doch ihr, der treuſten ihrer Dienerinnen, ihr wieder vor Augen zu kommen, ehe ſie nicht gerufen werde; mir wurde außß strengſte eingechärft, nie auf das Gerede der Dienerschaft zu achten oder demſelben Glauben zu ſchenken. Paraſchas Geſchichte wurde als eine Erfindung des Bagrowſchen Geſindes dargeſtellt, und natürlich kam es mir damals nicht in den Sinn, an der Wahrhaftigkeit dieſer Auſſage meiner Mutter zu zweifeln. Erſt viel ſpäter ſah ich ein, warum meine Mutter auf Paraſcha ſo erzürnt geweſen war und nicht gewollt hatte, daß ich die traurige Wahrheit erführe, die meine Mutter ſehr wohl kannte.

Über die Bärtlichkeit erfreut, mit der uns nun die Großmutter und die Tanten behandelten, und feſt überzeugt, daß alle uns außerordentlich lieb hatten, wurde ich ſelbſt auch gegen

sie sehr freundlich, besonders gegen die Großmutter. Bald schlug ich der Gesellschaft vor, ich wollte ihnen aus der Koffiade und aus den Tragödien Sumarokows vorlesen. Man hörte neugierig zu und nannte mich ein kluges, gelehriges Kind.

Nach einigen Tagen war meine Angstlichkeit ganz vergangen; ich lief munter im Hause herum, manchmal unter der Aufsicht Jewsejtschs. Eines Tages guckte ich sogar in des Großvaters Zimmer hinein. Es war leer. Alle seine Sachen waren fortgeschafft worden. Nur sein Schemel stand noch da und seine Bettstelle mit dem Schnurgeflechte, auf welchem eine Bastmatte und eine Filzdecke ausgebreitet lagen, worauf die Psalterleser abwechselnd schliefen. Es waren ihrer zwei, der greise Jekim Mysejtsch und der rothhaarige junge Wasili. Sie lasen abwechselnd, Tag und Nacht. Als ich zum ersten Male in das verödete Zimmer trat, las Mysejtsch langsam und stotternd, da er auch mit der Brille Mühe hatte, die altslawischen Buchstaben zu unterscheiden. In einer Ecke des Zimmers stand ein hohes Tischchen, mit einem weißen Tuche bedeckt, und darauf ein großes Heiligenbild, vor dem eine Kerze von gelbem Wachs brannte. Von Zeit zu Zeit bekreuzte sich Jekim, beugte sich auch wohl zur Erde. Ich stand lange still da, von Wehmut und Rührung erfüllt. Es entstand plötzlich in mir der Wunsch, den Psalter dem Großvater zu Ehren selbst zu lesen, da ich noch in Ufa gelernt hatte, altslawisch zu lesen. Ich bat Jekim, es mir zu erlauben, und er willigte ein. Er ließ mich zunächst ein Gebet sagen; dann schob er mir Großvaters Schemel herbei, und ich begann stehend zu lesen. Ich fühlte eine gewisse Aufregung, mein Herz schlug laut, und meine helle Stimme zitterte; bald aber erholte ich mich und empfand ein eigentümlich wohlthuendes Gefühl. Ich hatte schon ziemlich lange gelesen, als die Stimme Jewsejtschs, der schon lange hinter mir stand, mich unterbrach: „Wirds nicht genug sein, mein Falke?“ sagte er; „schr brav gelesen!“ Ich sah mich um, Mysejtsch hatte sich ans Fenster gelehnt und war eingeschlafen; wir weckten ihn: er be-

kreuzte sich und begann wieder zu lesen. Ich betete vor dem Heiligenbilde, sah des Großvaters Bett an, auf dem der rot-haarige Wasili schlief, dachte an das Vergangene und verließ traurig das Zimmer.

Es kam der neunte Tag, der Tag der Gedächtnisfeier um den Toten. Am Vorabende dieses Tages begaben sich alle außer dem Vater und der Mutter nach Nekljudowo, um dort zu übernachten. Letztere fuhren am anderen Tage in aller Frühe hin, um zum Anfange der Messe da zu sein. Im ganzen Hause waren ich und die Schwester allein geblieben. Jewsejitsch war immer um mich, und ich bat ihn, mich in Großvaters Zimmer zu führen, um dort noch einmal im Psalter zu lesen. In der Stube fand ich wie an jenem Tage Mysejitsch lesend und Wasili schlafend. Obgleich ich nicht ohne Aufregung ans Lesen ging, zitterte meine Stimme diesmal nicht, und ich fühlte eine noch größere Befriedigung als das erstemal. Lange und geduldig hörte Jewsejitsch zu. Endlich sagte er wieder: „Wirds nicht genug sein, mein Falke? Die Beinchen werden wohl müde sein.“ Mysejitsch schlummerte abermals, ans Fenster gelehnt; ich betete wieder, beugte mich sogar bis zur Erde, warf noch einen traurigen Blick auf Großvaters Zimmer, und wir gingen. Jewsejitsch sagte: „Das trifft gut zusammen. In Nekljudowo hat man an Großvaters Grabe Gebete gesagt, und du hast unterdessen in seinem Zimmer den Psalter gelesen,“ und ich empfand ein ganz besonderes Vergnügen, sogar eine Art Stolz.

Zum Mittagessen, das die Tanten, wie ich wohl gemerkt hatte, schon vorher sehr sorgsam zugerüstet hatten, kehrten alle aus Nekljudowo zurück; auch die Nichten meiner Großmutter waren samt ihren älteren Kindern mitgekommen. Schon vor der Ankunft der ganzen Gesellschaft war der große Tisch im Saale gedeckt worden. Die Mutter war leidend zurückgekommen, der Vater hatte vom Weinen gerötete Augen, die übrigen schienen mir ziemlich ruhig. Gleich nach der Ankunft setzte man

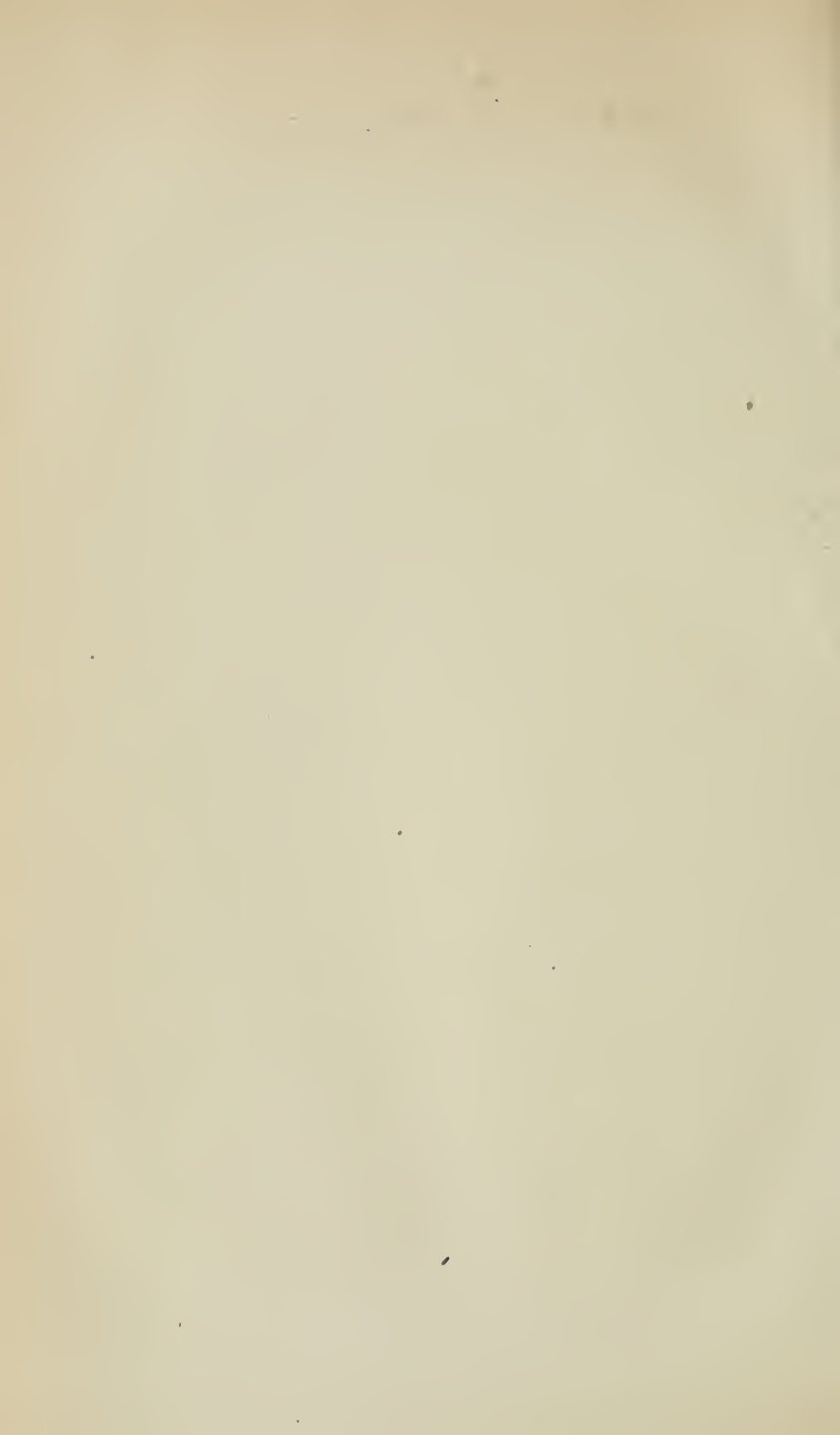
sich zu Tisch. Gerichte gab es in Menge und so fette, daß die Mutter mir und der Schwester fast von keinem zu essen erlaubte. Am Ende der Mahlzeit wurden Pfannkuchen<sup>1</sup> aufgetragen, und man verzehrte sie unter Tränen, obgleich man vorher ganz laut und sorglos gesprochen hatte. Meine Mutter aß nichts und sah sehr betrübt aus; ich konnte den Blick nicht von ihr abwenden. Ich hörte, wie sie am Nachmittag in ihrem Zimmer zu Parascha sagte, die nun wieder in Gnaden stand, daß sie nichts habe essen können, weil man an demselben Tische gespeist habe, auf dem die Leiche des Vaters gelegen hatte. Diese Worte machten großen Eindruck auf mich, und ich konnte an das genossene Mahl nicht ohne Widerwillen denken. — Am Abend entfernten sich die Gäste, da im Hause nicht Raum für sie war.

Am folgenden Tage wurde eingepackt, am nächstfolgenden reisten wir frühmorgens ab. Das Abschiednehmen dauerte lange. Küsse, Umarmungen und Tränen gab es ohne Ende, besonders von seiten der Großmutter, die zu mehreren Malen meinem Vater wiederholte: „Um Gottes willen, Alexei, verlaß bald den Dienst und siedele nach Bagrowo über! Was soll ich mit der Wirtschaft anfangen? Ich bin alt und schwach, Tanja ist noch zu jung, und wir verstehen nichts von der Sache. Der Verstorbene hielt allein alles zusammen. Nun wird uns kein Mensch gehorchen. Ich und Tanja mögen anfangen, was wir wollen: aus der Weibervirtschaft wird doch nichts.“ — Mein Vater versprach nach ihrem Willen zu handeln.

---

<sup>1</sup> Ein Gericht, das bei Erinnerungsmahlen nicht fehlen durfte. (Anmerkung des Übersetzers S. R.)

# Aus den Erinnerungen





## VII. Gymnasium. Erste Periode

Mitten im Winter des Jahres 1799 kamen wir in der Gouvernementsstadt Kasan an. Ich war damals acht Jahre alt. Es herrschte eine furchtbare Kälte. Zwar waren für uns im voraus zwei Zimmer in dem kleinen Hause der Frau Hauptmann Aristowa gemietet; aber wir fanden unsere Wohnung nicht so bald, die übrigens in einer guten Straße, der Grusinskaja-Straße, lag. Wir kamen gegen Abend an, in einem einfachen Reiseschlitten mit Mattendach, bespannt mit drei unserer eigenen Pferde (der Koch und das Stubenmädchen waren schon vor uns angekommen); die Fahrt mit der Fütterung hatte lange gedauert; lange fuhren wir in der Stadt umher und fragten nach unserer Wohnung, und lange hielten wir infolge der Ungeschicklichkeit unserer ländlichen Diener; ich erinnere mich, daß ich schrecklich fror, daß die Wohnung kalt war, daß der Tee mich nicht erwärmte, und daß, als ich mich schlafen legte, ich wie im Fieber zitterte; noch deutlicher erinnere ich mich, daß meine Mutter, die mich leidenschaftlich liebte, ebenfalls zitterte, aber nicht vor Kälte, sondern vor Angst, daß ihr geliebtes Kind, ihr kleiner Sergei, sich erkälten könnte. An das Herz der Mutter geschmiegt und über dem Oberbett noch mit einem Damenschuhspez zu zugedeckt (er war mit Atlas überzogen und stammte noch von der Aussteuer her), wurde ich endlich warm, schlief ein und erwachte am andern Tage gesund und munter, zur unbeschreiblichen Freude meiner beunruhigten Mutter. Meine Schwester und mein Bruder, die beide jünger waren als ich, waren im Gouvernement Simbirsk geblieben, in dem reichen Dorfe Tschufarowo bei einer Tante meines Vaters, von der wir in Zukunft eine Erbschaft erwarteten; zur Zeit aber unterstützte sie meinen Vater auch nicht mit einer Kopeke, so daß er mit seiner Familie nicht selten Not leiden mußte; nicht einmal leihweise gab sie ihm auch nur einen Rubel. Ich weiß nicht, durch welche Umstände meine Eltern sich genötigt sahen,

bei ihrer mißlichen pekuniären Lage nach der Gouvernementsstadt Kasan zu reisen; aber ich weiß, daß dies nicht meinetwegen geschah, obgleich meine ganze Zukunft durch diese Reise bestimmt wurde. Als ich am andern Tage erwachte, war ich überrascht durch die Bewegung auf der Straße; ich hatte bisher noch nichts Ähnliches zu sehen bekommen. Der Eindruck war so stark, daß ich mich gar nicht vom Fenster losreißen konnte. Die Antworten, die mir die mit uns mitgekommene Parascha auf meine Fragen gab, konnten mich nicht befriedigen, da sie selbst nichts wußte; so machte ich mich denn an ein Mädchen unserer Wirtin heran und quälte sie mehrere Stunden hintereinander, indem ich ihr manchmal Fragen vorlegte, die sie nicht zu beantworten verstand. Mein Vater und meine Mutter waren nach dem Dom gefahren, um dort ihre Andacht zu verrichten, und in geschäftlichen Angelegenheiten noch sonstwohin; mich hatten sie nicht mitgenommen, aus Furcht vor der strengen Kälte, wie sie der Zeit um das Epiphaniastfest eigen ist. Zu Mittag aßen sie zu Hause; am Abend aber fuhren sie wieder weg; ermüdet durch die neuen Eindrücke schlief ich, mit Parascha plaudernd und ihr Geplauder anhörend, früher als gewöhnlich ein; aber kaum war ich eingeschlafen, als die freundliche Hand eben dieser Parascha mich behutsam weckte. Es wurde mir gesagt, es sei ein Schlitten gekommen, um mich abzuholen; ich müsse aufstehen und zum Besuch zu einer Familie fahren, bei der mich mein Vater und meine Mutter erwarteten. Man zog mir meine Sonntagskleider an, wusch und kämmte mich und setzte mich in den Schlitten; neben mir nahm Parascha Platz. Aus dem festen Kinderschlaf herausgerissen, erschrocken über einen Vorgang, wie ich ihn noch nie erlebt hatte, und von Natur blöde und schüchtern, fuhr ich mit starkem Herzklopfen und mit der Vorahnung von etwas Schrecklichem durch die leer gewordenen Straßen der Stadt. Endlich kamen wir an. Parascha zog mir im Dienerzimmer meine Umhüllungen aus, wiederholte mir ins Ohr die Ermahnung, die sie schon unter-

wegs mehrmals an mich gerichtet hatte, nicht ängstlich zu sein, führte mich an der Hand bis zum Salon, ein Diener öffnete die Thür, und ich trat ein. Das Licht vieler Kerzen und das laute Sprechen machten mich so verwirrt, daß ich wie angenagelt an der Thür stehen blieb. Der erste, der mich sah, war mein Vater; er sagte: „Da ist ja der Rekrut!“ Ich wurde noch verlegener. „Tauglich!“ rief eine dröhnende Stimme, und ein Mann von gewaltiger Statur erhob sich von seinem Lehnstuhl und trat zu mir. Ich bekam einen solchen Schreck (denn ich verstand den furchtbaren Sinn dieses Wortes), daß ich, fast besinnungslos, davonstürzen wollte. Das laute Gelächter aller Anwesenden ließ mich stehen bleiben; aber meiner Mutter gefiel dieser Scherz nicht; ihr Mutterherz war empört über den Schrecken, den man ihrem Kinde eingejagt hatte; sie eilte auf mich zu, umarmte mich, ermutigte mich mit Worten und Liebkosungen, und nachdem ich ein bißchen geweint hatte, beruhigte ich mich bald. Jetzt muß ich erzählen, wohin man mich gebracht hatte: es war dies das Haus alter Freunde meines Vaters und meiner Mutter, namens Maxim Dmitrijewitsch Knäschewitsch und Jejisaweta Alexejewna Knäschewitscha, die früher mehrere Jahre in Ufa gewohnt hatten, wo Maxim Dmitrijewitsch als Kollege meines Vaters das Amt eines Gouvernements=Staatsanwaltes bekleidet hatte; von dort war er, ebenfalls als Staatsanwalt, nach Kasan übergesiedelt. Maxim Dmitrijewitsch war noch als junger Mensch aus Serbien nach Rußland gekommen. Er war zunächst bei der Chevaliergarde eingetreten, dann aber in Ufa zum Staatsanwalt beim Oberlandesgericht ernannt worden. Er konnte der wahre Typus eines Südslawen genannt werden und zeichnete sich durch Dienstfertigkeit und Gastfreundlichkeit aus. Obgleich sein Äußeres und sein Benehmen, bei seiner gewaltigen Statur und seinen scharfen Gesichtszügen, anfänglich finster und streng erschienen, hatte er doch ein sehr gutes Herz; seine Frau war eine russische Adlige, eine geborne R. . . wa; das Haus des Ehe-

paares in Kasan zeichnete sich durch die echt slawische Überschrift über dem Thor aus: „Gute Leute, seid willkommen!“ Als Knäschewitsch in Ufa lebten, hatten wir einander sehr oft besucht, und ich und meine Schwester hatten mit ihren ältesten Söhnen Dmitri und Alexander gespielt, die jetzt ebenfalls anwesend waren, und die ich nicht sofort erkannte; aber als meine Mutter mich an all dies erinnert und mir alles erklärt hatte, da rief ich auf einmal: „Ach, Mama, das sind die Knäschewitsch'schen Jungen, die mich gelehrt haben, wie man Walnüsse mit der Stirn aufknacken kann.“ Mein Ausruf erweckte allgemeines Gelächter. Meine Blödigkeit war vergangen, und ich wurde vergnügt und befreundete mich von neuem mit meinen alten Freunden; sie trugen jetzt grüne Uniformen mit roten Kragen, und ich erfuhr, daß sie das Kasaner Gymnasium besuchten, wohin man sie eine Stunde darauf zurückbrachte. Dies begab sich an einem Sonntage; die jungen Knäschewitschs waren vom Morgen bis acht Uhr abends zu ihren Eltern beurlaubt. Nun begann ich mich zu langweilen und war, während ich die Gespräche meines Vaters und meiner Mutter mit anhörte, eingeschlafen, als auf einmal an mein Kinderohr die folgenden Worte schlugen, die mich in Schrecken versetzten und mir alle Schläfrigkeit verscheuchten: „Ja, mein lieber Timofei Stepanowitsch und verehrte Marja Nikolajewna,“ sagte Maxim Dmitriewitsch in festem, energischem Tone, „lassen Sie sich von mir freundschaftlich raten, und geben Sie Ihren kleinen Sergei außs Gymnasium. Ich rate Ihnen dazu besonders deswegen, weil er, wie es scheint, ein Mutterföhnchen ist; die Mutter verwöhnt ihn, verzärtelt ihn und macht ihn weibisch. Es ist Zeit, daß der Knabe Unterricht bekommt; in Ufa gab es keine Lehrer außer Matwzej Wasiljewitsch in der Volksschule, und auch der verstand nichts; jetzt aber sind Sie zu dauerndem Aufenthalte außs Land gezogen, wo nicht einmal ein Matwzej Wasiljewitsch zu haben ist.“ Mein Vater stimmte dieser Meinung bedingungslos bei; meine Mutter aber, erschreckt durch den Gedanken, daß sie sich

von ihrem Kleinod trennen solle, wurde ganz blaß und erwiderte in großer Aufregung, ich sei noch zu klein, hätte eine schwache Gesundheit (was zum Theil wahr war) und hinge so an ihr, daß sie sich nicht so plötzlich dazu entschließen könne. Ich saß in einem Zwischenzustande zwischen Leben und Tod dabei und hörte und verstand von da an nichts mehr von dem, was geredet wurde. Um zehn Uhr wurde zu Abend gegessen; aber weder ich noch meine Mutter war imstande einen Bissen herunterzubringen. Endlich brachte derselbe Schlitten, der mich hergebracht hatte, uns wieder nach unserer Wohnung. Als wir uns schlafen legten und ich, wie gewöhnlich, meine Mutter umarmte und mich an ihre Brust schmiegte, begannen wir beide laut zu schluchzen. Außer den von Tränen fast erstickten Worten: „Mama, gib mich nicht auf das Gymnasium!“ vermochte ich nichts zu sagen. Auch die Mutter schluchzte, und wir ließen meinen Vater lange Zeit nicht einschlafen. Endlich faßte die Mutter den Entschluß, sich um keinen Preis von mir zu trennen, und gegen Morgen schliefen wir ein.

Wir blieben in Kasan nicht lange. Später erfuhr ich, daß mein Vater und die Knäschewitschs meiner Mutter noch weiter zugeredet hatten, mich unverzüglich als Staatsalumnus auf das Kasaner Gymnasium zu geben; sie führten ihr dabei als Grund an, daß jetzt gerade eine Stelle frei sei, was später vielleicht nicht der Fall sein werde; aber meine Mutter wollte sich durchaus nicht einverstanden erklären, sondern sagte, sie brauche mindestens ein Jahr Zeit, um mit ihrem Herzen zurecht zu kommen, und um sich und mich an diesen Gedanken zu gewöhnen. Vor mir hielt man dies alles geheim, und ich glaubte, daß mir dieses furchtbare Unglück nie zustossen werde.

Wir fuhren wieder mit unseren eigenen Pferden, zunächst nach dem Gouvernement Sibirsk, wo wir meine Schwester und meinen Bruder abholten, und dann über die Wolga nach Neu-Aksakowo, wo meine neugeborene Schwester Annuschka zurückgeblieben war. Diese Winterreise mit unseren eigenen

Pferden auf den Landwegen des damaligen Gouvernements Ufa, wo man manchmal auf eine Entfernung von zehn Werst kein Dorf fand, steht mir noch jetzt in so schrecklicher Gestalt vor Augen, daß sich mir das Herz bei der bloßen Erinnerung zusammenkrampft. Der Landweg war nichts anderes als eine Spur, die einige Schlitten in die Schneewehen gedrückt hatten, und die beim leisesten Winde von darübergewehem Schnee völlig verdeckt wurde. Auf einem solchen Wege mußte man sich mit einem Spitzpferde sieben Stunden hintereinander hinschleppen, weil die Orte, wo gefüttert wurde, fünfunddreißig oder mehr Werst auseinanderlagen; und wer hat diese Wersten ausgemessen! Zu diesem Zweck mußte man sich um Mitternacht vom Nachtlager erheben, die verschlafenen Kinder wecken, sie in Pelze hüllen und in die Fuhrwerke legen. Das Kreischen der Rufen auf dem trockenen Schnee quälte meine empfindlichen Nerven, und die ersten vierundzwanzig Stunden litt ich immer an Erbrechen von Galle. Der Aufenthalt während des Fütterns und während der Nachtruhe in rauchigen Bauernhäusern, zusammen mit Ferkeln, Lämmern und Kälbern, die Unsauberkeit, der üble Geruch — Gott lasse niemanden davon auch nur träumen! Gar nicht zu reden von den Schneestürmen, durch die man manchmal gezwungen wurde in irgendeinem Dörfchen Halt zu machen und ein paar Tage zu warten, bis sich das Unwetter legen würde. Eine schreckliche Erinnerung! Aber wir gelangten endlich doch nach meinem lieben Afsakowo, und alles war vergessen. Ich begann wieder mein glückseliges Leben an der Seite meiner Mutter zu führen; ich fing wieder an, ihr meine Lieblingsbücher vorzulesen: „Kinderlektüre für Herz und Verstand“ und sogar „Hippokrene oder unterhaltende Sprachkunde“, allerdings nicht zum erstenmal, aber mit immer neuem Vergnügen; ich fing wieder an, Verse aus Sumarokowschen Dramen zu deklamieren, wobei ich besonders gern Boten darstellte, zu welchem Zwecke ich mich mit einer breiten Binde umgürtete und in diese statt eines Schwertes eine Fenster-

stütze hineinsteckte; wieder begann ich, mit meiner Schwester zu spielen, die ich seit meiner frühesten Kindheit innig liebte, sowie mit meinem kleinen Bruder, und wälzte mich mit ihnen auf dem Fußboden umher, der um der Wärme willen mit doppelten, schneeweißen, kalmückischen Filzdecken belegt war; wieder begann ich, meine Schwester lesen zu lehren; sie ließ sich anfangs beim Lernen etwas stumpf und träge an, und natürlich verstand ich auch nicht, die Sache anzugreifen, wie-wohl ich mich sehr eifrig damit abgab. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß ich meiner sechsjährigen Schülerin absolut nicht klar machen konnte, wie man die Buchstaben zu ganzen Worten zusammenfügt. Ich geriet in Verzweiflung, setzte mich auf ein Bänkchen in der Ecke und fing an zu weinen. Auf die Frage meiner Mutter, worüber ich denn weinte, antwortete ich: „Schwesterchen begreift nichts!“ Wieder begann ich mit meiner Katze zusammen zu schlafen, die mir so anhänglich war, daß sie mir wie ein Hündchen überall nachlief; wieder begann ich, kleine Vögel mit Sprenkeln zu fangen und sie in ein kleines Zimmer zu setzen, das auf diese Art in ein geräumiges Vogelhaus verwandelt wurde; wieder begann ich, mich mit meinen Tauben abzugeben, doppelschopfigen und rauhfüßigen, die während meiner Abwesenheit in verschiedenen Stuben der Gutsleute unter dem Ofen vor der Winterkälte geschützt gewesen waren; wieder begann ich zuzusehen, wie die Jäger Elstern und Tauben töteten und damit die Habichte fütterten, die man im Sommer aufsteigen ließ. Der Tag war nicht lang genug, um alle diese Freuden zu genießen! Der Winter verging, und der Frühling kam; alles wurde grün und fing an zu blühen, und eine Menge neuer, schöner Genüsse bot sich dar: die hellen Gewässer des Flusses, die Mühle, der Teich, das Krähenwäldchen und die auf allen Seiten von dem alten und dem neuen Buguruslan eingeschlossene, mit schattigen Linden und Birken bestandene Insel, wohin ich täglich ein paarmal zu laufen pflegte, ohne eigentlich selbst zu wissen, warum; da stand ich

dann regungslos wie verzaubert, mit stark klopfendem Herzen und stoßendem Atem. Den allergrößten Reiz hatte für mich das Angeln, und unter der Aufsicht meines Hüters Jefrem Jewsejtsch überließ ich mich bis zur völligen Selbstvergessenheit diesem Vergnügen; denn es wimmelte von Fischen in dem klaren, tiefen Buguruslan, der unmittelbar unter den Fenstern des Schlafzimmers vorbeifloß, das der selige Großvater aus rohen Balken an das alte Haus hatte anbauen lassen, damit seine Schwiegertochter ihr eigenes Zimmer hätte. Dicht vor dem Fenster wuchs, sich über das Wasser neigend, eine vollwipflige Birke, ein starker Ast derselben zweigte sich derart vom Stamme ab, daß eine Art von Lehnstuhl entstand, und ich liebte es ganz besonders, mit meiner Schwester darauf zu sitzen. Jetzt haben die Gewässer des Buguruslan die Wurzeln der Birke unterspült; sie ist vor der Zeit gealtert und zur Seite gesunken; aber sie lebt und grünt immer noch. Der neue Besitzer hat einen neuen Baum neben sie gepflanzt.

O, wo bist du, du Zauberwelt, du Märchenzeit des menschlichen Lebens, mit der die Erwachsenen oft so unhold und plump umgehen, indem sie durch Spöttereien und verfrühte Bemerkungen ihren Reiz zerstören! Du goldene Zeit kindlicher Glückseligkeit, wie süß und wehmütig bewegt die Erinnerung an dich die Seele des alten Mannes! Glücklich, wer eine solche Zeit gehabt hat und nachher etwas hat, woran er zurückdenken kann! Bei vielen vergeht die Kindheit unvermerkt oder unfroh, und es bleibt in reiferem Alter nur die Erinnerung an die Kälte oder gar Grausamkeit der Menschen zurück.

Den Sommer verlebte ich in solchem kindlichen Glücksausche, ohne etwas Schlimmes zu argwöhnen; aber im Herbst, wo ich anfing mehr zu Hause zu sitzen, meine Mutter mehr zu sehen und mehr zu hören, was sie sagte, da begann ich an ihr eine gewisse Veränderung wahrzunehmen: ihre schönen Augen waren mitunter mit einem eigentümlichen Ausdruck geheimen Grams auf mich gerichtet; ich sah sogar Tränen, die sie sorg-



sam vor mir zu verbergen suchte; beunruhigt und bekümmert setzte ich, unter Zuhilfenahme aller möglichen herzlichen Liebkosungen, meiner Mutter mit Fragen zu. Zuerst versicherte sie mir, das habe keinen besonderen Grund, es habe nichts zu bedeuten; aber bald hörte ich aus ihren Gesprächen mit mir heraus, daß sie sich Sorgen darüber machte, daß niemand da war, um mich zu unterrichten; Unterricht sei für einen Knaben unentbehrlich; sie wolle lieber sterben als ihre Kinder ohne Bildung heranwachsen sehen; ein Mann müsse ein Amt bekleiden, und um das zu können, müsse er etwas lernen. Das Herz in der Brust krampfte sich mir zusammen; ich verstand, worauf diese Worte hinzielten, daß das Unglück nicht vorübergegangen war, sondern heranrückte, und daß ich dem Kasaner Gymnasium nicht entgehen konnte. Meine Mutter bestätigte meine Vermutung und sagte, daß sie sich jetzt entschlossen habe; und ich wußte, daß ihre Entschlüsse unabänderlich fest waren. Mehrere Tage lang weinte ich nur, wollte auf nichts hören und schien gar nicht zu verstehen, was meine Mutter zu mir sagte. Endlich wurde es anders: ihre Tränen, ihre Bitten, ihr verständiges, von den zärtlichsten Liebkosungen begleitetes Zureden, ihr inniger Wunsch, mich als einen gebildeten Menschen zu sehen, begannen meinem Kinderkopfe verständlich zu werden, und mit blutendem Herzen fügte ich mich in das Schicksal, das meiner wartete. Alle meine ländlichen Vergnügungen verloren auf einmal für mich ihren Reiz; zu nichts fühlte ich mich hingezogen; alles erschien mir fremd; alles war mir gleichgültig, und nur die Liebe zu meiner Mutter wuchs in einem solchen Maße, daß sie darüber erschrak. Man begann, mich für den Schulunterricht vorzubereiten. Lesen konnte ich für mein Alter so gut, wie es nur irgend zu verlangen war; aber meine Handschrift war sehr kinderhaft. Mein Vater hatte mir schon früher seine mathematischen Kenntnisse mittheilen wollen, d. h. die vier Spezies; aber ich hatte mich beim Lernen so schwer von Begriffen und so träge gezeigt, daß er den Unterricht wieder auf-

gab. Jetzt hatte sich alles geändert: in zwei Monaten erlernte ich diese vier Spezies, die auch jetzt von der ganzen Mathematik das einzige sind, was ich nicht vergessen habe; in der übrigen Zeit vor der Abreise nach Kasan wiederholte mein Vater mit mir nur das Frühere; im Kopieren von Vorschriften erreichte ich ebenfalls einen befriedigenden Grad von Vollkommenheit. All dies tat ich unter den Augen meiner Mutter und einzig und allein um ihretwillen. Sie sagte mir, sie würde sich totschämen, wenn ich bei dem Examen, das ich gerade in diesen Gegenständen beim Eintritte ins Gymnasium zu bestehen hatte, nicht gelobt würde; aber sie sei überzeugt, daß es mir gut gelingen werde, — und das genügte. Ich wich keinen Schritt von meiner Mutter. Vergebens schickte sie mich weg mit der Weisung, spazieren zu gehen oder nach den Tauben und Habichten zu sehen. Ich ging nirgends hin und antwortete immer nur: „Ich habe keine Lust, Mama.“ In der Absicht, mich an den Gedanken der Trennung zu gewöhnen, redete meine Mutter unaufhörlich mit mir vom Gymnasium und vom Unterricht; sie wollte mich in späterer Zeit unbedingt nach Moskau bringen und mich in die adlige Universitätspension tun, wohin sie ehemals, als sie noch ein siebzehnjähriges Mädchen war, direkt aus Ufa ihre Brüder gebracht hatte. Mein Geist war über meine Jahre hinaus entwickelt; ich hatte viele Bücher still für mich gelesen und ihrer noch mehr meiner Mutter vorgelesen; selbstverständlich waren diese Bücher für mein Lebensalter zu hoch. Es muß hinzugefügt werden, daß meine Mutter meine einzige Gesellschaft bildete, und man weiß, was die Gesellschaft Erwachsener für die geistige Entwicklung von Kindern für eine Bedeutung hat. So konnte sie mit mir über die Vorzüge des Gebildeten vor dem Ungebildeten reden, und ich konnte sie verstehen. Da sie außerordentlich klug war, die Gabe der Rede in seltenem Maße besaß und ihre Gedanken in leidenschaftlicher, hinreißender Art auszusprechen wußte, so hatte sie die unbeschränkte Herrschaft über mein ganzes Wesen gewonnen

und flößte mir einen solchen Mut, einen solchen Drang ein, ihren heißen Wunsch recht bald zu erfüllen und ihre Hoffnungen zu rechtfertigen, daß ich schließlich die Abreise nach Kasan mit Ungeduld erwartete. Meine Mutter schien mutig und heiter; aber wie teuer kamen ihr diese Anstrengungen zu stehen! Mit jedem Tage wurde sie magerer und gelber; sie weinte nie; sie betete nur mehr als sonst, wozu sie sich in ihr Zimmer einschloß. Das war ein wahrer Triumph der grenzenlosen, uneigennütigen, selbstverleugnenden Mutterliebe! Da zeigte mir meine Mutter, wie sehr sie mich liebte! Ich war früher ein kränkliches Kind gewesen, und sie hatte damals ganze Jahre unausgesetzt an meinem Kinderbette zugebracht; niemand hatte gewußt, wann sie eigentlich schlief; keine Hand außer der ihrigen hatte mich angerührt. In der Folgezeit war sie im Frühjahr bei Tauwetter über die schreckliche, schon bläulich werdende Kama gegangen, die für sonst niemand mehr passierbar war und jeden Augenblick aufzubrechen drohte, weil sie wußte, daß ich im Krankenhause lag und mich das Heimweh quälte. Aber all dies hatte nichts zu bedeuten im Vergleich mit dem Entschlusse, ihren herzallerliebsten, schwächlichen, verzärtelten, geradezu vergötterten Sohn im Alter von neun Jahren als Staatsalumnus auf das Gymnasium zu geben, vierhundert Werst weit weg, weil es keine andere Möglichkeit gab, ihm Bildung zukommen zu lassen.

Wieder war der Winter gekommen, und im Dezember machten wir uns auf nach Kasan. Damit für meine Mutter die Rückfahrt nach Hause nicht so trübselig sein sollte, wurde auf den dringenden Wunsch meines Vaters meine liebe ältere Schwester mitgenommen; der Bruder und die jüngere Schwester blieben in Afsakowo bei der Tante Jewgenija Stepanowna. In Kasan stiegen wir in der vorjährigen Wohnung ab, bei der Frau Hauptmann Aristowa. Mit Maxim Dmitrijewitsch Knäschewitsch hatten wir vom Dorfe aus korrespondiert; wir wußten vorher, daß eine staatliche Alumnensstelle im Gymnasium

frei war, und es waren alle für meinen Eintritt erforderlichen Papiere im voraus in Ordnung gebracht worden. Zur Einleitung unseres Unternehmens machte mein Vater sich durch Knäschewitschs Vermittelung mit all denjenigen Persönlichkeiten bekannt, mit denen wir bei meiner Aufnahme zu tun haben würden, und vierzehn Tage nach unserer Ankunft reichte er, nach einem innigen Gebete zu Gott, dem Direktor Peken ein Bittgesuch ein.

Die Gymnasialkonferenz beauftragte den Oberinspektor Nikolai Iwanowitsch Kamaschew, mich zu examinieren, und den Dr. Benis, mich in gesundheitlicher Hinsicht zu untersuchen. Kamaschew befand sich auf Urlaub; die Obliegenheiten des Oberinspektors nahm der Inspektor des „adligen Zimmers“ Wasili Petrowitsch Upadyschewski wahr, und die Obliegenheiten des Unterrichtsinspektors der erste Lehrer der russischen Literatur Ljow Semjonowitsch Lewizki. Beide waren brave, freundliche Männer, und Upadyschewski wurde in der Folge mein und meiner Mutter wahrer Schutzengel: ich weiß nicht, was ohne diesen wohlwollenden alten Mann aus uns geworden wäre. Als mein Vater zum Direktor fuhr, um das Bittgesuch einzureichen, nahm er mich mit, und der Direktor liebte mich. Lewizki war krank und konnte nicht ins Gymnasium kommen; daher brachte mich mein Vater zu ihm in die Wohnung. Ljow Semjonowitsch war ein liebenswürdiger, heiterer, rotbäckiger dicker Herr, der trotz seines jugendlichen Alters schon ein gehöriges Bäuchlein hatte. Er bezauberte uns beide durch die Art, wie er uns empfing: er begann damit, mich zu streicheln und zu küssen, gab mir Prosa von Karamsin und Verse von Dmitrijew zu lesen und geriet in Entzücken, da er fand, daß ich mit Gefühl und Verständnis las; dann ließ er mich etwas schreiben und geriet wieder in Entzücken; in den vier Spezies leistete ich ebenfalls Vorzügliches; aber Lewizki, als echter Philologe, benutzte sogleich die Gelegenheit, sich über die Mathematik geringschätzig zu äußern. Nach Beendigung des Examins

lobte er mich außerordentlich; er war erstaunt, daß ein Knabe meines Alters, der auf dem Lande gewohnt hatte, so gut vorbereitet war. „Wer hat ihn denn im Schönschreiben unterrichtet?“ fragte Ljow Semjonowitsch meinen Vater gutmütig lachend. „Ihre eigene Handschrift ist doch wohl nicht sonderlich schön?“ Erfreut über das seinem Sohne erteilte Lob und beinahe bis zu Tränen gerührt, antwortete mein Vater schlicht, ich hätte das alles durch meine eigene Bemühung unter der Anleitung meiner Mutter gelernt, von der ich fast unzertrennlich gewesen sei; er selbst habe mich nur im Rechnen unterrichtet. Er fügte hinzu, meine Mutter habe immer in der Gouvernementsstadt gelebt; wir seien erst kürzlich auf das Land gezogen; sie sei die Tochter eines ehemaligen hohen Beamten und eine große Freundin von Büchern und von Poesie. „Ah, jetzt verstehe ich,“ rief Lewizki, „woher Ihr lieber Sohn das Gepräge guter Gesittung und sogar einer gewissen Eleganz an sich trägt: das ist die Frucht der weiblichen Erziehung, die Frucht der Arbeit einer gebildeten Mutter.“ Als wir wegfuhrten, waren wir von ihm ganz bezaubert. Dr. Benis, der ein schönes Haus in der Ljadszkaja-Straße besaß, empfing uns sehr höflich und stellte mir ohne alle Schwierigkeit ein Zeugnis aus, daß ich gesund und von kräftiger Konstitution sei. Als wir nach Hause zurückgekehrt waren, bemerkte ich, daß meine Mutter viel geweint hatte, obgleich ihre Augen die Eigenheit hatten, daß Tränen ihren Glanz nicht trübten und keine Spur zurückließen. Mein Vater erzählte ihr mit Wärme alles, was wir erlebt hatten. Meine Mutter richtete auf mich einen Blick, dessen Ausdruck ich nicht vergessen werde, und wenn ich noch hundert Jahre leben sollte. Sie umarmte mich und sagte: „Du bist mein Glück, du bist mein Stolz!“ Was konnte ich mehr wünschen? Auch ich war in meiner Weise glücklich, stolz und mutig.

Meine Mutter machte der Frau des Dr. Benis einen Besuch und lernte dabei auch ihn selbst kennen. Es war schwer,

der Jugend, der Schönheit, dem Verstande und den Tränen meiner Mutter sein Mitleid zu versagen; der Doktor und seine Frau gewannen sie lieb, und der Doktor gab ihr das Versprechen, daß im Falle der geringsten Unpäßlichkeit bei mir alle Mittel der ärztlichen Kunst zur Anwendung kommen sollten. Ein furchtbares Versprechen nach meinen jetzigen Anschauungen: ich fürchte ein Übermaß medizinischer Mittel; aber damals hatte dieses Versprechen die Wirkung, meine arme Mutter einigermaßen zu beruhigen. — Wasili Petrowitsch Upadyschewski war Witwer, und zwei seiner Söhne befanden sich unter den Staatsalumni des Kasaner Gymnasiums. Mein Vater machte seine Bekanntschaft und lud ihn zu uns in unsere Wohnung ein. Dieser gute alte Mann war von dem Wesen meiner Mutter so angenehm berührt, wußte ihre heiße Liebe zu ihrem Sohne so sehr zu schätzen und gewann sie so lieb, daß er gleich beim ersten Zusammensein sein Ehrenwort darauf gab: erstens, mich nach einer Woche in sein adliges Zimmer herüberzunehmen (denn einen unbekanntem Knaben ohne weiteres dorthin zu setzen, wäre allen als offenbare Bevorzugung erschienen), und zweitens, auf mich mehr zu achten als auf seine eigenen Galgenstricke, d. h. auf seine leiblichen Söhne. Er erfüllte gewissenhaft sowohl das eine als das andere. Als wenn es heute wäre, sehe ich sein gutmütiges, freundliches Gesicht vor mir und seinen rechten Arm, der mit einem breiten, schwarzen Bande umwickelt war, weil ihm die Hand durch das Springen einer Kanone abgerissen und statt ihrer an den Arm ein schwarzer, mit Watte ausgestopfter Handschuh angebunden war; übrigens schrieb er sehr deutlich und gut mit der linken Hand.

Endlich waren alle Formalitäten erfüllt, und die Konferenz verfügte, ich solle als Staatsalumnus in das Gymnasium aufgenommen werden; es wurde mir sogar Maß genommen zum Zwecke der Anfertigung eines Uniformanzuges. Der Zustand seelischer Spannung, in dem meine Mutter und ich selbst uns

befanden, erfuhr keine Abschwächung. Wir fuhren nach dem Dom und verrichteten Dankgebete an die Kasaner Wunderthäter Guri, Warsonofi und German; von dort brachten mich mein Vater und meine Mutter direkt nach dem Gymnasium und übergaben mich Herrn Upadyschewski; mein Hüter Jesrem Jewsejitsch trat ebenfalls dort als Zimmerdiener ein. Der Abschied war natürlich von Tränen, Segenswünschen und guten Ermahnungen begleitet; aber es trug sich dabei nichts Besonderes zu. Ich wurde am Vormittag um zehn Uhr hingebraht; der Unterricht wechselte gerade<sup>1</sup>, und alle Schüler befanden sich oben in den Klassenzimmern. Die unten gelegenen Schlafzimmer waren leer, und meine Mutter konnte sie besichtigen; sie konnte sich sogar das Bett ansehen, in dem ich schlafen sollte; es schien, daß sie mit allem zufrieden war. Sobald meine Eltern weggefahren waren, nahm mich Upadyschewski bei der Hand, führte mich in die Schönschreibeklasse, stellte mich dem Lehrer vor, empfahl mich ihm als einen sehr wohlgefiteten Schüler und bat ihn, sich meiner besonders anzunehmen. Ich wurde mit anderen Neuen zusammen an einen besonderen Tisch gesetzt und angewiesen, Striche nach einer Vorschrift zu machen. Ich war von allem so verstrört, daß ich mich in einer Art von Selbstvergessenheit befand; alles erschien mir wie ein Traum; aber Furcht und Kummer empfand ich nicht. Nach dem Mittagessen, das ich eigentlich gar nicht bemerkte, zog man mir eine Uniformjacke an, band mir eine Krawatte von Tuch um, schor mir das Haar kurz, rangierte mich nach der Größe in einen Zug ein, in dem immer zwei Schüler nebeneinander

<sup>1</sup> Der Vormittagsunterricht begann im Winter um acht Uhr; um zehn wechselten die Lehrer; um zwölf schloß der Unterricht; um halb eins wurde zu Mittag gegessen; im Sommer begann der Unterricht um sieben Uhr und schloß um elf; pünktlich um zwölf wurde zu Mittag gegessen; nachmittags begann der Unterricht immer um zwei und schloß um sechs Uhr; zu Abend wurde um acht gegessen; um neun legte man sich schlafen und stand im Sommer um fünf, im Winter um sechs auf. (Anmerkung des Verfassers.)

standen (ich kam neben einen Knaben namens Wladimir Graff zu stehen), und unterwies mich sofort im Schritthalten. Ich führte alles mechanisch aus, gerade als ob es sich dabei gar nicht um mich handelte. Am Schlusse des Unterrichts nahm mich Upadyschewski an der Thür in Empfang, sagte mir: „Deine Mutter wartet auf dich,“ und führte mich in den Empfangssaal. Mein Vater und meine Mutter waren dort. Als mein Vater mich erblickte, lachte er laut auf und sagte: „Ei, wie haben sie unsern Sergei verkleidet!“ Aber meine Mutter, die mich im ersten Augenblicke nicht erkannt hatte, schlug die Hände zusammen, stöhnte auf und sank besinnungslos zu Boden. Ich schrie ganz außer mir laut auf und warf mich ebenfalls ihr zu Füßen hin. Upadyschewski, der dies durch die halb offene Thür gesehen hatte, erschrak und lief davon, um Hilfe herbeizuholen. Die Ohnmacht meiner Mutter dauerte etwa eine halbe Stunde, erschreckte meinen Vater sehr und beunruhigte den armen Upadyschewski dermaßen, daß er von der Krankenstation den dort wohnenden Unterarzt Ritter herbeirief, der meiner Mutter eine Arznei reichte und sogar mir etwas zu trinken gab. Als meine Mutter wieder zu sich kam, war sie sehr schwach, und der gute Upadyschewski machte selbst den Vorschlag, ich sollte wieder mit nach Hause gehen und die Nacht dort zubringen: „In Gottes Namen,“ sagte er; „meinetwegen mag Nikolai Swanowitsch“ (der Oberinspektor) „auf mich ärgerlich werden, wenn er zurückkehrt und es erfährt; er würde es allerdings unter keinen Umständen erlauben; aber ich will alles auf meine Kappe nehmen. Nur, bitte, bringen Sie ihn morgen um sieben Uhr wieder her, gleich zum Frühstück!“ Wir konnten gar keine Worte finden, um dem guten Menschen zu danken, und begaben uns nach unserer Wohnung. Zu Hause kam meine Mutter wieder in andere Stimmung, wurde mutiger und ermutigte mich. Sie zwang sich, ruhig meinen fast wie rasierten Kopf anzusehen, wo ihre Hand vergebens meine weichen, blonden Locken suchte, und die Tuchkrawatte, die mir schon den zar-



ten Hals wundgerieben hatte, und das nagelneue seidene Taschentuch. Alles fand sie verständig und notwendig, so daß man sich darein fügen müsse. Unsere beiderseitige seelische Festigkeit und Entschlossenheit erfüllte uns mit neuer Kraft. Am anderen Tage war ich um sieben Uhr schon wieder im Gymnasium. Meine Mutter kam täglich zweimal zu mir, um zwölf Uhr vor dem Mittagessen nur auf eine halbe Stunde und um sechs Uhr abends, und dann konnte ich anderthalb Stunden mit ihr zusammenbleiben. Bei dem Zusammensein mit mir schien sie ruhig und sogar heiter; aber aus dem trüben Gesichte meines Vaters konnte ich erraten, daß es zu Hause, wo ich nicht bei ihr war, ganz anders mit ihr stand. Nach einigen Tagen gelangte mein Vater zu der Überzeugung, daß es so nicht weitergehen könne, und daß dieses stete Wiedersehen und Abschiednehmen nur eine nutzlose Qual sei; er fragte Knäschewitsch um Rat, und sie entschieden sich beide dafür, meine Mutter müsse unverzüglich wieder aufs Land gebracht werden. Sich dafür zu entscheiden war leicht; aber schwer war die Ausführung; mein Vater wußte das recht gut; aber wider sein Erwarten und zu seiner großen Befriedigung gab meine Mutter den gemeinsamen Bitten und Vorstellungen bald nach. Die Worte des Dr. Benis, der sich an diesen Verhandlungen ebenfalls beteiligte, fielen dabei ohne Zweifel stark mit ins Gewicht. Er versicherte, dieses häufige Zusammensein reize meine schwachen Nerven und sei meiner Gesundheit schädlich, und ich würde mich nie oder erst sehr spät an mein neues Leben gewöhnen, wenn meine Mutter nicht abreise. Selbst der gute Upadyschewski bat inständig darum und wies darauf hin, daß ich unter solchen Umständen nicht gut lernen könne und die Lehrer eine schlechte Meinung von mir bekommen würden. So erklärte sich denn meine Mutter damit einverstanden, gleich am anderen Tage abzureisen. Ich wundere mich nur über eines: wie sie sich dazu entschließen konnte, mich zu täuschen. Sie sagte mir vor dem Mittagessen, sie werde morgen oder über-

morgen abreisen, und wir würden uns noch etwa zweimal sehen; sie sagte auch, sie werde diesen Abend bei Frau Knätschewitscha sein und deshalb nicht zu mir kommen. Eine heimliche Abreise ohne Abschied von mir, das war der unglückliche Gedanke, welchen Benis und Upadyschewski befürworteten. Selbstverständlich wollten sie uns beiden und besonders mir den letzten Abschied aus Schonungsrückichten ersparen; aber diese Rechnung erwies sich als falsch. Ich bin auch jetzt noch davon überzeugt, daß diese wohlmeinende List viele traurige Folgen herbeiführte.

Es geschah zum ersten Male, daß meine Mutter am Abend nicht zu mir kam, und obwohl sie es mir vorher mitgeteilt hatte, quälten dennoch Kummer und die Ahnung eines unbestimmten Unglücks mein Herz. In der Nacht schlief ich schlecht. Am anderen Tage morgens, als ich anfang mich anzuziehen, übergab mir mein Hüter Jewsejtsch ein Briefchen: meine Mutter sagte mir Lebewohl; sie schrieb, wenn ich sie lieb hätte und wollte, daß sie ruhig und wohl sei, so solle ich mich nicht grämen und fleißig lernen. Sie war tags zuvor um acht Uhr abends abgereist. Ich erinnere mich deutlich an diesen Augenblick, bin aber nicht imstande, ihn zu schildern: ein schmerzhaftes Gefühl durchdrang meine Brust, presste sie zusammen und benahm mir den Atem; gleich darauf begann ein furchtbares Herzklopfen. Halb angezogen setzte ich mich auf das Bett und blickte in sinnloser Verzweiflung alle an, ohne etwas zu hören und zu verstehen. Upadyschewski, der mich zwei Tage vorher in sein adliges Zimmer herübergewonnen hatte, von der Abreise meiner Mutter wußte und folglich die Ursache meines Zustandes verstand, verbot den anderen Zöglingen, sich mit mir abzugeben, führte sie so schnell wie möglich nach oben, übergab sie dort einem der Inspektoren und lief zu mir zurück: ich saß noch in derselben Haltung auf meinem Bette; Jewsejtsch stand vor mir und weinte. Upadyschewski mochte reden, was er wollte, ich hörte nichts und schwieg. Ich konnte keinen

Gedanken fassen, und meine Augen waren, wie mir nachher gesagt wurde, ganz verstört und starr. Ich wurde nach der Krankenstation gebracht; auch dort setzte ich mich, ohne von mir selbst zu wissen, auf ein Bett und saß ebenso stumm und mit ebenso verstörten Augen da. Eine Stunde darauf kam Dr. Benis; er untersuchte mich ärztlich, schüttelte den Kopf und sagte etwas auf Französisch; später erfuhr ich von anderen, daß er gesagt hatte: „Pauvre enfant!“ Man gab mir eine widerwärtige Medizin zu schlucken, zog mich aus, legte mich ins Bett und rieb mich mit Tüchern. Bald brachten mich ein starker Fieberschauer und ein Zittern wieder zum Bewußtsein. Ich schrie laut: „Mama ist abgereist! . . .“ und die zurückgehaltenen Tränen stürzten stromweis aus meinen Augen. Dr. Benis freute sich offenbar, setzte sich neben mich und begann von der Abreise meiner Mutter zu reden, von der Notwendigkeit dieser Abreise für ihre Gesundheit, von den schädlichen Folgen, die das Abschiednehmen hätte haben können, und daß ich mich unter diesen Umständen wie ein verständiger Knabe benehmen müsse, der seine Mutter lieb habe und sie zu beruhigen wünsche. Seine Worte waren eine Eingebung von oben; denn der Doktor, ein so hochachtbarer Mann er auch war, zeichnete sich nicht durch ein zartes, weiches Wesen aus; meine Tränen liefen noch stärker, aber es wurde mir leichter ums Herz. Dr. Benis fuhr weg. Ich schluchzte noch ein paar Stunden lang und schlief endlich vor Ermüdung ein, und ein wohlthätiger Schlaf stärkte meinen schwachen Organismus. Upadyschewski kam nochmals zu mir; er brachte mir sogar zur Zerstreuung die „Kinderschule“, die ich noch nicht kannte. Upadyschewski wußte, daß ich leidenschaftlich gern las; aber mir war damals noch nicht nach Lectüre zumute. Ich bat um die Erlaubnis, schreiben zu dürfen, und schrieb an meinen Vater und an meine Mutter den ganzen Tag und den ganzen Abend und weinte fast ununterbrochen. In der Nacht schlief ich unruhig und träumte viel, wozu ich immer geneigt hatte. Jewsejtsch wich nicht von meiner Seite.

Am anderen Tage morgens fand Dr. Bentz meine Gesundheit in besserem Zustande; er entließ mich aus der Krankenstation, weil er der Ansicht war, die Untätigkeit und der Aufenthalt unter Kranken sei in seelischer Hinsicht für mich schädlich, und befahl, man solle mich in geringem Maße mit Unterricht beschäftigen. Upadyschewski führte mich wieder selbst in die Unterrichtszimmer, und es traf sich, daß ich wieder in jene Schönschreibeklasse kam und dann in die Klasse des Geistlichen. Zwei Stunden lang hörte ich mit an, wie meine Kameraden ihre Lektionen aus dem Katechismus und der biblischen Geschichte auf sagten, wie der Geistliche eine neue Lektion aufgab und vieles zur Erklärung und Verständlichung sagte; aber ich war nicht nur diesmal, sondern während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes auf dem Gymnasium außerstande, seine Erklärungen zu verstehen. Meine Lektionen konnte ich diesmal nicht. Der Geistliche war vorher von meinem kränklichen Zustande in Kenntniß gesetzt, und obgleich er ein unnachsichtiger, strenger Mann war, beschränkte er sich doch auf einen Verweis und befahl mir, es zum nächsten Mal nachzulernen. Nach dem Mittagessen gab Upadyschewski, damit ich nicht müßig bliebe und mich traurigen Gedanken überlasse, einem älteren Zögling, Iwan Schewanow, der gut zeichnete, den Auftrag, mich mit Zeichnen zu beschäftigen, wozu ich in meiner Kindheit große Neigung hatte. Ich hörte selbst, wie dieser gute alte Mann den Schüler bat, er möchte ihm doch den großen Gefallen tun, den er ihm nie vergessen werde, und mit dem armen Jungen, der sich sehr nach seiner Mutter sehne, ein bißchen zusammen zeichnen. Schewanow beschäftigte sich wirklich mit mir; aber der Unterricht blieb nicht nur diesmal, sondern auch in der Folgezeit bei mir erfolglos: das Zeichnen von Kreisen, Augenbrauen, Nasen, Augen und Lippen verdarb mir für alle Zeit den Geschmack am Zeichnen. Nach dem Abendunterrichte ließ mich wieder derselbe wohlthätige Genius Wasili Petrowitsch Upadyschewski meine Aufgabe an seiner Seite lernen, und als

er sah, daß ich nicht imstande war, mit meinen Gedanken bei meinen Aufgaben zu sein, begann er mit mir von meinem Leben auf dem Lande und von meinem Vater und von meiner Mutter zu sprechen und erlaubte mir sogar, ein bißchen zu weinen. Ich weiß nicht, wie sich mein Leben weiter gestaltet hätte; aber nun änderte sich plötzlich alles mit einem Schlage: am dritten Tage übergab mir während des Mittagessens Jewsejitsch ein Briefchen von meiner Mutter, worin sie mir schrieb, sie bereue es, von mir nicht ordentlich Abschied genommen zu haben; nachdem sie neunzig Werst weit weggefahren sei, sei sie wieder umgekehrt, um mich noch einmal, wenn auch nur für einen Augenblick, zu sehen. Ich kann es mir in keiner Weise erklären, warum ich im ersten Augenblick nicht diejenige große Freude empfand, die ich, wie man hätte meinen können, eigentlich hätte empfinden müssen. Aber ich bekam eher einen Schreck, konnte kaum daran glauben und meinte zu träumen. Upadyschewski hatte ebenfalls einen Brief erhalten: meine Mutter bat ihn darin, mich von sechs bis neun Uhr abends zu beurlauben; wenn das nicht anginge, so wolle sie selbst hinkommen; sie fügte hinzu, sie werde in Kasan nur bis zum Morgen bleiben. Upadyschewski befahl mir zurückzuschreiben, Marja Nikolajewna möge sich nicht die Mühe machen, selbst zu kommen; er werde mich mit meinem Hüter vielleicht schon vor sechs Uhr beurlauben, da zu den letzten Stunden der betreffende Lehrer wegen Krankheit wahrscheinlich nicht kommen werde; ich könne bis sieben Uhr morgens bei ihr bleiben. Ich schrieb dies meiner Mutter und glaubte entschieden, daß alles nur ein Traum sei. Jewsejitsch lief mit meinem Briefe davon. Nach anderthalb Stunden kehrte er mit einem Briefe zurück, der eine solche Freude, eine so heiße Dankbarkeit gegen Upadyschewski atmete, daß der alte Mann beim Durchlesen Tränen vergoß. Jewsejitsch erzählte uns, die gnädige Frau sei im Dorfe Alexejewskoje, von Kasan auf der Poststraße neunzig Werst entfernt, allein umgekehrt; der Herr sei mit dem er-

krankten Fräulein dort geblieben, und meine Mutter sei in einem leichten Postschlitten mit Postpferden eilig zurückgefahren, nur von einem Dienstmädchen und einem Diener begleitet. Nun kam ich endlich einigermaßen zu mir, begann an mein Glück zu glauben und glaubte bald so fest daran, daß die letzte Stunde Wartezeit mir zu einer unerträglichen Pein wurde. Der Lehrer ließ wirklich sagen, daß er nicht kommen könne, und um vier Uhr fünf Minuten stieg ich mit meinem Hüter in eine Schlittendroschke, fast sinnlos vor unbeschreiblicher Freude. Meine Mutter war in der Prolomnajastraße abgestiegen, ich weiß nicht bei wem; aber es war kein Gasthaus. Als ich ins Zimmer hereingelaufen kam, sah ich von weitem, daß meine Mutter, blaß und abgemagert, in einer warmen Pelerine am geheizten Kamine saß, weil das Zimmer sehr kalt war. Dieser Augenblick des Wiedersehens war von der Art, daß es unmöglich ist, jemandem eine Vorstellung von ihm zu machen! Ich habe in meinem ganzen Leben nie wieder ein ähnliches Gefühl des Glücks empfunden. Mehrere Minuten lang sprachen wir nicht, sondern weinten nur und freuten uns. Aber das dauerte nicht lange. Bald verscheuchte der Gedanke an die nahe Trennung alle anderen Gedanken und Empfindungen und preßte mir das Herz schmerzhaft zusammen. Mit bitteren Tränen erzählte ich meiner Mutter alles, was mir seit ihrer plötzlichen Abreise begegnet war. Ich erschrak über die Wirkung, die meine Erzählung hervorbrachte! Wie klagte meine arme Mutter sich an, und wie bereute sie es, daß sie eingewilligt hatte, mich zu täuschen und ohne Abschied wegzufahren! Dann erzählte sie mir von sich selbst; sie hatte keine Erinnerung daran, wie sie aus Kasan fortgekommen war, weil ihr schlecht geworden war, als man sie in den Schlitten gehoben hatte. Je weiter sie sich von der Stadt entfernten, um so übler war ihr von Stunde zu Stunde geworden; es hatte nicht lange gedauert, da hatte der Gedanke umzukehren in ihr Macht gewonnen; aber das Zureden des Vaters und die eigene Über-

legung hatten eine Zeitlang den Impuls der Mutterliebe zurückgedrängt. Schließlicly war sie nicht mehr imstande gewesen, ihren Gefühlen zu widerstehen, und war allein umgekehrt, weil sie sich fürchtete, meiner Schwester, die ohnehin schon nicht wohl war, die anstrengende Fahrt zuzumuten. Mein Vater und meine Schwester sollten in Alexejewskoje auf sie warten; für meine Schwester war eine solche Ruhepause sogar dringend nötig. Den ganzen Abend und die größere Hälfte der Nacht verbrachten wir unter Gesprächen und Tränen; aber wie alles sein Maß hat, so wurden auch wir endlich, man kann sagen, des Weinens satt und schliefen ein. Ich erinnere mich, daß ich mehrere Male im Schlafe zusammenfuhr und zu schluchzen begann; aber meine Mutter umarmte mich, drückte meinen Kopf an ihre Brust, und ich schlief wieder ein. Um sechs Uhr wurden wir geweckt. Wir waren ruhiger und mutiger. Meine Mutter gab mir das Versprechen, sowie die Wege im Sommer fest geworden sein würden, nach Kasan zu kommen und bis zum Schlusse der Prüfungen dort zu bleiben; und nach dem Gymnasialaktus, der immer in den ersten Tagen des Juli stattfand, wolle sie mich für die Ferien mit aufs Land nehmen, wo ich dann bis Mitte August bleiben solle. Ein tröstliches Gefühl erfüllte mein Herz; wir nahmen ziemlich ruhig voneinander Abschied. Um sieben Uhr stieg meine Mutter in ihren Postschlitten und ich mit Jewsejtsch in eine Schlittendroschke, und wir fuhren gleichzeitig vom Hofe: der Postschlitten fuhr nach rechts zum Schlagbaum hin und ich nach links zum Gymnasium; bald bogen wir von der Straße in eine Seitengasse ab, und der Schlitten meiner Mutter entschwand meinen Augen. Das Herz brach mir, wie man zu sagen pflegt, und Trauer legte sich auf meine Seele; aber mein Kopf war nicht mehr verwirrt; ich hatte ein klares Verständnis für das, was um mich herum vorging, und was mich in der Zukunft erwartete. Das mächtige, auf einer Anhöhe stehende, weiße Gymnasialgebäude mit seinem hellgrünen Dache und seiner

Kuppel von gleicher Farbe trat mir bald entgegen und überraschte mich, als ob ich es noch nie vorher gesehen hätte. Es erschien mir wie ein furchtbares, verzaubertes Schloß (von solchen hatte ich in Büchern gelesen), wie ein Gefängnis, in dem ich eingekerkert werden sollte. Die gewaltige, oberhalb einer hohen Freitreppe befindliche, von Säulen flankierte Thür, die ein alter Invalide öffnete, und die mich zu verschlingen schien; die beiden breiten, hohen Treppen, die vom Hausflur zum zweiten und dritten Stockwerk hinaufführten und ihr Licht von oben her von der Kuppel empfangen; das Durcheinanderschreien vieler Stimmen, das mir von ferne aus allen Klassen entgegentönte, da die Lehrer noch nicht gekommen waren: all dies sah ich, hörte ich und verstand ich zum erstenmal. Trotzdem ich schon länger als eine Woche im Gymnasium gewohnt hatte, hatte ich das alles nicht bemerkt. Erst jetzt fühlte ich mich als Staatsalumnus eines staatlichen Unterrichtsinstitutes. Den ganzen Tag über wunderte ich mich über alles wie über etwas Neues, nie Gesehenes; und mein Gott! wie widerwärtig erschien mir alles! Das Aufstehen beim Läuten, lange vor Tagesanbruch, bei erloschenen oder erlöschenden Nachtlampen und Talglichtern, die die Luft mit einem unerträglichen Geruch erfüllten; die in den Zimmern herrschende Kälte<sup>1</sup>, die das Aufstehen für ein armes Kind noch unangenehmer machte, das unter seiner Friesdecke nur notdürftig warm geworden war; das gemeinsame Waschen in messingenen Waschbecken, um die es stets Streit und Prügelei setzte; das Marschieren im Zuge zum Gebete, zum Frühstück, in die Klassen, zum Mittagessen usw.; das Frühstück, das an Nichtfasttagen aus einem Glase Milch, zur Hälfte mit Wasser verdünnt, und einer Semmel, an Fasttagen aus einem Glase Sbiten<sup>2</sup> mit einer Semmel bestand, und in ähnlicher Weise das Mittagessen mit

<sup>1</sup> In den Schlafzimmern wurde die Temperatur auf zwölf Grad Wärme gehalten, was, wie es scheint, auch jetzt auf allen staatlichen Unterrichtsanstalten geschieht und meiner Ansicht nach für die Gesundheit der Kinder



feinen drei und das Abendessen mit seinen zwei Gerichten: wie mußte das alles einem verzärtelten, verwöhnten Knaben vorkommen, den seine Mutter in einer so luxuriösen Weise gepflegt hatte, als ob ein großes Vermögen dahinterstände? Am meisten aber brachten mich meine Kameraden zur Verzweiflung: die schon älteren Schüler der obersten und mittleren Abteilung beachtetten mich nicht; aber die Schüler, die sich in der untersten Abteilung befanden und mit mir gleichaltrig oder sogar noch jünger als ich waren, erwiesen sich größtenteils als unausstehliche Schlingel und Raufbolde; und auch zwischen den übrigen und mir bestand so wenig Ähnlichkeit und Gemeinsamkeit in Anschauungen, Interessen und Sitten, daß ich ihnen nicht näher treten konnte und inmitten einer so zahlreichen Gesellschaft allein dastand. Alle waren gesund, zufrieden und von einer unerträglichen Lustigkeit, so daß ich keinen auch nur einigermaßen traurigen oder nachdenklichen Knaben fand, der an meinem steten Kummer hätte Anteil nehmen können. Ich hätte mich ihm kühn an den Hals geworfen und ihm den Zustand meines Inneren gezeigt. „Wie wunderbar!“ dachte ich. „Gewiß haben diese Kinder weder einen Vater, noch eine Mutter, noch Brüder, noch Schwestern, noch ein Haus und einen Garten auf dem Lande,“ und ich begann, sie zu bemitleiden. Aber bald stellte ich fest, daß sie fast sämtlich Väter und Mütter und Familien hatten und manche auch Häuser und Gärten auf dem Lande; es fehlte ihnen eben nur jenes Gefühl der Anhänglichkeit an Familie und Haus, von dem mein ganzes Herz voll war. Es versteht sich von selbst, daß ich als „weichlicher, pimplicher Junge“, als „Mutter söhnchen“, das immer „nach der Mama wimmert“, sogleich der Gegenstand der Spöttereien meiner Kameraden wurde; davor konnte mich weder die Amtsgewalt noch der moralische Einfluß Wasili Petrowitsch Upadyn-

---

entschieden schädlich ist. Erforderlich ist eine Wärme von nicht weniger als vierzehn Grad. (Anmerkung des Verfassers.) — <sup>2</sup> Ein Getränk aus Wasser, Honig und Gewürz. (Anmerkung des Übersetzers H. R.)

schewskis schützen, der nicht aufhörte, mich Tag und Nacht zu behüten. Er selbst verbot mir, mich über Kränkungen von seiten meiner Kameraden zu beschweren, da er recht wohl wußte, wie verhaßt in den Schulen die Pezer sind, ein Name, mit dem jeder gebrandmarkt wird, der sich bei den Vorgesetzten über ein von Kameraden ihm angetanes Unrecht beschwert. Er ließ mein Bett zwischen die Betten Kondyrews und Morejews stellen, die erheblich älter waren als ich und beide als sehr gesetzte und zugleich energische Schüler galten; er stellte mich unter ihren Schutz, und ihnen hatte ich es zu verdanken, daß keiner der Schlingel an mein Bett heranzukommen wagte. Ich muß bemerken, daß es damals bei uns keine Erholungsäle gab und die Staatsalumni und Pensionäre die ganze unterrichtsfreie Zeit in den Schlafsälen verbrachten.

Gleich in den ersten Tagen nach meinem endgültigen Abschiede von meiner Mutter machte ich mich mit Eifer ans Lernen. Ich bat meine Lehrer (immer durch Upadyschewskis Vermittlung), mir jedesmal nicht ein, sondern zwei oder drei Pensa aufzugeben, damit ich die älteren Schüler einholen könnte und nicht mit den Neuen auf einer Bank zu sitzen brauchte. Verstandniß und Gedächtniß waren bei mir gut entwickelt; in Zeit von einem Monat hatte ich nicht nur die Neuen überholt und hinter mir gelassen, sondern ich saß auch in allen Gegenständen mit den besten Schülern auf der ersten Bank. Dieser Umstand verstärkte die Abneigung gegen mich sowohl bei denjenigen, die ich überholt hatte, als auch bei denjenigen, denen ich nun gleichgekommen war.

Gerade zu dieser Zeit kehrte der Oberinspektor Nikolai Iwanowitsch Kamaschew zu seiner amtlichen Tätigkeit zurück. Ich weiß nicht, ob er mit Recht für einen sehr klugen Menschen galt; aber das ist sicher, daß er ein sehr kalter, fester Mann war, der immer leise und lächelnd sprach und in seinem Handeln einen unbeugsamen Willen bewies. Alle ohne Ausnahme fürchteten ihn weit mehr als den Direktor. Er liebte persön-

liche Macht, hatte es verstanden, sich solche zu erwerben, und bediente sich ihrer mit pedantischer Genauigkeit. Upadyschewski merkte, daß Nikolai Iwanowitsch auf ihn ärgerlich war; dieser hatte sogleich alle Abweichungen von der Schulordnung erfahren, die der ihn vertretende Inspektor um meiner und meiner Mutter willen sich erlaubt hatte, nämlich: unzeitiges Zusammentreffen mit den Eltern, während doch bestimmte Tage und Stunden dazu angesetzt waren, ungesetzliche Beurlaubung nach Hause und namentlich Beurlaubung über die Nacht. Der Oberinspektor erteilte meinem Wohltäter einen solchen Verweis, daß der alte Mann lange ganz bedrückt umherging. Kamaschew sagte ihm mit einem ruhigen Lächeln, wenn so etwas noch einmal vorkomme, werde er den verehrten Wasili Petrowitsch bitten müssen, seine Stellung am Gymnasium aufzugeben. Ich weinte bitterlich, als ich dies erfuhr, und faßte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den Oberinspektor, ja schon sein bloßer Name setzte mich in Angst — und nicht ohne Grund: er konnte mich ohne alle Ursache nicht leiden, wurde mein Bedrucker, und meine arme Mutter hat in der Folgezeit viele Tränen um seinetwillen vergossen. Drei Tage nach seiner Rückkehr rief mich Kamaschew vor in die Mitte des Saales und richtete an mich eine ziemlich lange Ermahnung folgenden Inhalts: es sei häßlich, ein verwöhnter Knabe zu sein; es schicke sich nicht, die parteiische Freundlichkeit eines Vorgesetzten auszunutzen und undankbar gegen die Behörde zu sein, die die nicht unbedeutenden Kosten meiner Ausbildung großmütig auf sich genommen habe. Ich war zwar ein sanfter, gutmütiger Knabe, dabei aber doch von Natur empfindlich und hitzig. Ich stand mit niedergeschlagenen Augen da, und ein mir bis dahin unbekanntes Gefühl unverdienter Kränkung und auflodernden Zornes wogte in meiner Brust. „Warum sehen Sie mich nicht an?“ fragte Kamaschew auf einmal. „Das ist ein schlechtes Zeichen, wenn ein Knabe seine Augen versteckt und nicht wagt, seinen Vorgesetzten gerade anzusehen,

oder es nicht tun will. Sehen Sie mich an!" sagte er in strengem Tone und mit erhobener Stimme. Ich blickte auf, und in meinen Augen prägte sich offenbar ein so starkes innerliches Gefühl beleidigten kindlichen Stolzes aus, daß Ramaschew sich abwandte und beim Weggehen zu Upadyschewski sagte: „Er ist ganz und gar nicht so friedlich und gutmütig, wie Sie sagen.“ Später erfuhr ich, daß der Oberinspektor mich hatte aus dem adligen Zimmer wegversetzen wollen; er hatte von allen Lehrern und Inspektoren Zeugnisse eingefordert; aber überall hatte gestanden: „Führung und Fleiß musterhaft, Leistungen vorzüglich,“ und so hatte mich denn Ramaschew an meinem bisherigen Platze gelassen. In der ganzen Zeit meines ersten Aufenthaltes auf dem Gymnasium revidierte er oft in den Unterrichtsstunden meine Bücher und Hefte, veranlaßte die Lehrer, mich in seiner Gegenwart zu fragen, und schalt mich nicht selten wegen unbedeutender Kleinigkeiten; den Inspektoren aber befahl er, sie sollten mich veranlassen, mit den anderen Zöglingen zusammen zu spielen, indem er hinzufügte, er könne Duckmäuser und Sonderlinge nicht leiden. Jetzt verstehe ich recht wohl, daß eine solche Bemerkung manchmal ganz angebracht ist; aber auf mich paßte sie durchaus nicht und steigerte nur meine begründete Gereiztheit. Upadyschewski liebte mich zärtlich und besichtigte mit der Sorglichkeit einer Mutter alle Tage meinen Anzug und mein Bett, sowie die Reinheit meiner Hände, Hefte und Bücher; er schärfte mir oft ein, ich solle Nikolai Iwanowitsch ja immer in die Augen sehen und auf seine Bemerkungen und Verweise nichts erwidern. Aus Liebe zu dem alten Manne kam ich seiner Weisung genau nach.

Ramaschew ließ nicht locker. Nach Anordnung der Gymnasialbehörde durfte kein Zögling eigene Sachen oder eigenes Geld in Händen haben; Geld, wenn solches vorhanden war, wurde bei dem Inspektor des betreffenden Zimmers aufbewahrt und durfte nur mit Erlaubnis des Oberinspektors verausgabt werden; der Ankauf von Eßwaren und Leckereien war streng

verboten, allerdings kamen Übertretungen vor, aber nur in größter Heimlichkeit. Zu den sonstigen strengen Bestimmungen gehörte auch die, daß die Korrespondenz der Zöglinge mit den Eltern und Verwandten durch Vermittelung der Inspektoren vor sich ging: jeder Schüler mußte seinen Brief, damit er auf die Post gebracht werde, unversiegelt dem Inspektor seines Zimmers übergeben, und dieser hatte das Recht, den Brief durchzulesen, wenn der Zögling nicht sein Vertrauen genoß. Diese Bestimmung wurde durchaus nicht beobachtet; aber Kamaschew verlangte, Upadyschewski solle ihm meine Briefe zeigen. Der gute, alte Mann, der bei jedem meiner Briefe, ohne ihn zu lesen, selbst ein paar Zeilen hinzuzuschreiben pflegte, mußte seinen Arger unterdrücken und sich zu meinem Zensor machen. Der erste Brief, den er durchlas, setzte ihn in die größte Verlegenheit: er bestand ganz aus einer Schilderung meines traurigen täglichen Zustandes, aus Klagen über meine Kameraden und sogar über die Lehrer, aus dem Ausdrucke des heißen Wunsches, meine Mutter wiederzusehen, recht bald das verhaßte Gymnasium zu verlassen und für den Sommer aufs Land zu fahren. Das war alles nichts Tadelnswertes; aber Wasili Petrowitsch sagte sich, daß in Nikolai Iwanowitschs Augen jedes meiner Worte ein Vergehen sein werde, daß er darin unziemliches Murren, Anklage der Vorgesetzten, Verleumdung der Unterrichtsanstalt und Undank gegen die Behörde finden werde. Was sollte er tun? Mir die wahre Lage der Dinge aufzudecken, dazu konnte er sich zunächst nicht entschließen; das hieß mit einem Knaben ein Komplott gegen den eigenen Vorgesetzten machen; er sagte sich sogar, ich würde ihn gar nicht verstehen, ich würde es nicht fertig bekommen, einen solchen Brief zu schreiben, daß Kamaschew mit ihm zufrieden sein könne; und bei seiner Herzensgüte war es ihm unmöglich, meine Mutter ihres einzigen Trostes zu berauben, der darin bestand, daß sie meine brieflichen Herzensergüsse erhielt. Einen ganzen Tag lang zerbrach er sich den Kopf,

Konnte aber, wie er selbst nachher erzählte, kein Auskunftsmittel erfinden und entschloß sich endlich dazu, mir die ganze Wahrheit zu entdecken und damit zugleich seinen strengen Vorgesetzten zu täuschen. So veranlaßte er mich denn, nach seinem Diktat einen anderen Brief zu schreiben, einen ganz offiziellen Brief, und zeigte ihn dem Oberinspektor, der selbstverständlich darin nichts finden konnte, was mir hätte zum Vorwurf gemacht werden können. Beide Briefe wurden gleichzeitig abgeschickt. Die ganze folgende Korrespondenz bestand nun aus solchen doppelten Briefen: öffentlichen und geheimen, sogar zu der Zeit, als mein Bedrücker aufgehört hatte, sie zu lesen. Wasiли Petrowitsch schrieb meiner Mutter sogleich, wie das zusammenhängt; zur Post trug die Briefe Jewsejitsch selbst. Ich verstand damals nicht die ganze Größe der Aufopferung zu würdigen, die mein Wohltäter dabei bewies; aber meine Mutter würdigte sie vollständig und schrieb an Upadyschewski einen Brief, in dem die heißeste mütterliche Dankbarkeit zum Ausdruck kam. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß, obgleich sie die Bedrückungen von seiten Kamasschews nicht in ihrem ganzen Umfange kannte, sie doch darüber höchst empört war.

Die Dinge gingen ihren früheren Lauf weiter; aber mit mir begab sich eine Veränderung, die allen sonderbar und unnatürlich vorkommen muß, weil zu erwarten gewesen wäre, daß ich im Laufe von anderthalb Monaten mich an die neue Lebensordnung gewöhnt hätte: ich begann melancholisch und trübsinnig zu werden; dann ging der Trübsinn in periodisch wiederkehrende Herzbeklemmungen über und schließlich in eine Krankheit. Zwei Ursachen waren es, die diese traurige Veränderung herbeiführten: da ich in allen Unterrichtsgegenständen meine Kameraden eingeholt hatte und nun die gewöhnlichen, sehr kleinen Aufgaben erhielt, die ich häufig schon gelernt hatte, ehe ich noch aus der Klasse hinausging, so war ich mit nichts beschäftigt, nicht nur in der ganzen unterrichtsfreien Zeit, sondern auch während des Unterrichts, und die geistige Tätig-

kett des Knaben, die ihre eigentliche Nahrung verloren hatte, richtete sich nun ganz darauf, beständig die eigene derzeitige Lage zu betrachten und zu überdenken, sich beständig vorzustellen, was wohl in seiner Familie geschehe, wie sich seine unglückliche Mutter nach ihm sehne, und sich an das frühere glückliche Leben auf dem Lande zu erinnern. Ich haßte in tiefster Seele das widerwärtige Gymnasium und den Unterricht und bildete mir nach meiner Einsicht das Urtheil, daß er völlig nutzlos und unnötig sei, und daß infolge desselben alle Kinder Taugenichtse würden. Die zweite und vielleicht hauptsächlichste Ursache bildeten die ungerechten Bedrückungen, die ich von Kamasschew erlitt. Sein Erscheinen rief jedesmal eine heftige Erschütterung in meinem Nervensystem hervor, und er kam täglich zweimal, und niemand wußte die Zeit seines Kommens. Es gab keine Stunde bei Tage oder bei Nacht, wo er nicht manchmal das Gymnasium besucht hätte, und diese Besuche waren ganz unerwartet und plötzlich. Jetzt lasse ich seiner unermüdlichen, wiewohl allzu strengen, pedantischen Tätigkeit volle Gerechtigkeit widerfahren; aber damals erschien er mir als ein Tyrann, als ein Unmensch, als ein böser Geist, der gleichsam aus der Erde hervorstieg, sogar an solchen Orten, wohin auch die Inspektoren keinen Blick warfen. Seine furchtbare Gestalt haftete dauernd in meiner kindlichen Einbildungskraft, und ich wurde das Gefühl seiner bedrückenden Gegenwart nie los. Dabei wurden meine geheimen Briefe an meine Mutter weit kürzer als die früheren und wurden von einem Mal zum anderen mit immer größerer Zurückhaltung, mit immer größerer Vorsicht abgefaßt. Ich verstand endlich, welchen Zwang Upadyschewski seinem ehrlichen, geraden Charakter antat, und was er dabei außß Spiel setzte. In der Folge kam auch noch eine dritte Ursache hinzu. Ende März und Anfang April begann die Sonne kräftig zu wärmen; der Schnee schmolz; Bäche flossen durch die Straßen; es roch nach Frühling, und dieser Geruch erschütterte die Nerven des Knaben, der noch unbewußt, aber

bereits leidenschaftlich die Natur liebte. Welche aufregende Wirkung die Sonnenstrahlen im Frühling auf den menschlichen Organismus ausüben, ist eine bekannte Sache. Ich erinnere mich lebhaft, daß ich mich an schönen Tagen weit mehr bedrückt fühlte als an trüben. Wie dem nun auch sein mochte, jedenfalls begann ich, mich meinen Gedanken zu überlassen, oder, richtiger gesagt, ich hörte auf zu hören, was andere sagten; ohne innere Theilnahme lernte ich meine Aufgaben, sagte sie auf, hörte die tadelnden oder lobenden Bemerkungen der Lehrer an und stellte mir oft, während ich ihnen gerade in die Augen sah, vor, ich sei in dem lieben Altsakowo, in meinem stillen Elternhause, neben meiner mich liebenden Mutter: allen erschien dies einfach als Zerstreuung. Um mich lebhafter den Träumereien meiner Phantasie überlassen zu können, deren Vorstellungskraft mit jedem Tage wuchs, kniff ich die Augen zusammen und erhielt nicht selten Prüffe von meinen Nachbarn, welche glaubten, ich schlief. Einmal, als wir gerade russische Grammatik hatten, rief ein böser Knabe, namens Ruschka, laut: „Altsakow schläft!“ Der Lehrer befragte andere Schüler, ob ich wirklich geschlafen hätte, und als er eine bejahende Antwort erhielt, zwang er mich, beinahe auf den Knien um Verzeihung zu bitten. Ich hörte nun damit auf, in den Unterrichtsstunden die Augen zusammenzukneifen, und begann statt dessen häufig unter gewissen Vorwänden aus der Klasse zu gehen, natürlich nachdem ich vorher meine Lektion aufgesagt hatte, und es gelang mir manchmal, ruhig eine Viertelstunde irgendwo in einer Ecke des Korridors zu stehen und mit geschlossenen Augen zu träumen. Nach dem Schlusse des Nachmittagsunterrichtes und nach einem halbstündigen Umherlaufen im Empfangssaale, woran ich nur notgedrungen manchmal teilnahm, mußten sich alle hinsetzen, jeder an sein Tischchen neben seinem Bette, und die Aufgabe zum folgenden Tage lernen; dann setzte ich mich auch hin, legte das Buch vor mich hin und versetzte mich mitten in dem lauten Gemurmel der Kameraden, die ihre Aufgaben



lernten, mittels der Phantasie immer nach derselben Gegend, in das gelobte Land, in das ländliche Haus am Ufer des Buguruslan. Bald jedoch nahm diese angestrenzte Tätigkeit der Einbildungskraft so gewaltige Dimensionen an, daß der schwache leibliche Organismus ihr nicht mehr gewachsen war. Es befiel mich eine hysterische Seelenangst, von so heftigem Weinen und Schluchzen begleitet, daß ich für mehrere Minuten bewußtlos wurde; nachher erfuhr ich, daß während dieser Bewußtlosigkeit sich auf meinem Gesichte krampfhafte Bewegungen gezeigt hätten. Zuerst brachte ich es fertig, meinen Zustand anderen auf die eine oder andere Art zu verbergen. Ich tat das unbewußt, vielleicht weil ich durch ein geheimes Gefühl ahnte, daß man mich hindern werde, mich meinen Träumereien hinzugeben, die meine einzige Erquickung bildeten. Diese Seelenangst überkam mich fast immer abends; ich fühlte ihre Annäherung und lief durch die Hintertür auf den inneren Hof hinaus, wohin alle Schüler wegen körperlicher Bedürfnisse gehen durften; manchmal versteckte ich mich hinter einer Säule, manchmal verbarg ich mich in einem Winkel, der von einer hohen Freitreppe gebildet wurde, die aus der Mitte des Gebäudes vorsprang; manchmal lief ich die Treppe hinauf und setzte mich in eine Ecke des Flures der zweiten Etage, wohin von einer unten hängenden Laterne nur ein schwaches Licht drang. Wahrscheinlich wurde durch die kalte Luft eine Abkürzung des Anfalls befördert, und ich kehrte in meinem gewöhnlichen Zustande an meinen Platz zurück. Aber einmal flüchtete ich mich in ein unverschlossenes Klassenzimmer, als die Schuldiener es gerade reinmachten; ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ich mich unter der Bank eines Tisches versteckte. Ich glaube, dieser Anfall dauerte länger als die früheren, vielleicht deshalb, weil er sich nicht in der frischen Luft begab. Ein Schuldiener bemerkte mich und wollte mich hinausjagen; aber da er sah, daß ich keine Antwort gab, meldete er es einem Inspektor; dieser erkannte mich und benachrichtigte Upadhy-

schewski. Beunruhigt kam der alte Mann zu mir nach oben gelaufen; aber in demselben Augenblicke kam ich wieder zu mir und kehrte nun ruhig mit ihm in mein Zimmer zurück. Vor diesem Falle hatte Upadyschewski, von froher Hoffnung erfüllt wegen meines zweimonatigen Aufenthaltes und wegen meines fleißigen Lernens, zwar meine Zerstreutheit oder Versunkenheit bemerkt, aber ihr keine besondere Bedeutung beigelegt. Nun aber fragte er mich eingehend nach allem. Ich erzählte ihm mit völliger Offenherzigkeit alles, was ich von meinem Zustande wußte; aber vieles verstand ich nicht, und an vieles erinnerte ich mich nicht. Die Nacht über hielten er selbst und mein Hüter Jewsejitsch bei mir Wache: ich schlief völlig ruhig bis zum Morgen. Ich muß bemerken, daß ich während dieser ersten Periode meiner Krankheit jede Nacht gut schlief; ich erwähne das deshalb, weil in der zweiten Periode die Krankheit einen ganz entgegengesetzten Charakter annahm. Am anderen Tage kam Dr. Benis, wie gewöhnlich, vormittags nach der Krankenstation, wohin auch ich von Upadyschewski geführt wurde. Der Arzt befragte und untersuchte mich sorgfältig, fand, daß ich etwas mager und blaß geworden sei, und daß mein Puls nicht ganz regelmäßig gehe; aber er ließ mich in die Klasse gehen, ohne mir eine Arznei zu verschreiben, verbot nur, mich mit dem Unterrichte zu sehr anzustrengen (ohne meiner Versicherung zu glauben, daß alles sehr leicht sei), und ordnete an, man solle gut auf mich achten und mich nirgends allein hingehen lassen. Er fügte hinzu, ich solle täglich zu der Zeit, wo er nach der Krankenstation komme, mich ihm vorstellen. Upadyschewski traf alle erforderlichen Maßregeln: abgesehen davon, daß er selbst fortwährend zu mir kam, beauftragte er zwei Zöglinge, mich in der unterrichtsfreien Zeit beständig im Auge zu behalten; mein Hüter Jewsejitsch mußte mich jedesmal begleiten, wenn ich nach dem hinteren Hofe ging. Im ganzen Gymnasium verbreitete sich das Gerücht: „Alsakow bekommt die Epilepsie.“ Ich erschrak, obgleich ich die Bedeutung dieses Ausdrucks

nicht verstand. Die beständige Aufmerksamkeit fremder Leute auf jede meiner Bewegungen war mir sehr unangenehm; den ganzen Abend über war ich mißgestimmt und traurig. Ich hatte mich bereits daran gewöhnt, in meinen Träumereien zu schwelgen; aber der Gedanke, daß mehrere Augen mich beobachteten, hinderte mich jetzt daran, mich von der rauhen Wirklichkeit loszureißen, um mich wachend süßen Träumen hinzugeben; jedoch verging der Abend trotzdem gut: es stellte sich weder Seelenangst noch ein hysterischer Anfall ein. Upadyschewski und mein Hüter freuten sich; sehr zufrieden war auch Dr. Benis, als ich am anderen Morgen zu ihm nach der Krankenstation kam und Wasili Petrowitsch ihm erzählte, daß ich den ganzen gestrigen Tag, den Abend und die Nacht ruhig verbracht hätte. Obwohl der Arzt meinen Puls immer noch ebenso unregelmäßig fand, entließ er mich ohne alle medizinischen Mittel mit der Versicherung, die Sache werde in Ordnung kommen und die Natur werde den Krankheitsstoff überwinden; aber am anderen Tage zeigte es sich, daß die Sache nicht in Ordnung gekommen war, sondern nur eine andere Gestalt angenommen hatte; als ich zwischen acht und neun Uhr vormittags in der Rechenstunde saß, fühlte ich auf einmal ganz unerwartet eine starke Brustbeklemmung; nach einigen Minuten fing ich an zu schluchzen, sank um und fiel in Ohnmacht. Es entstand ein großer Aufruhr; es wurde zu Upadyschewski geschickt, zum Glück war er zu Hause<sup>1</sup> und ließ mich auf das Schlafzimmer bringen; dort kam ich nach einer Viertelstunde wieder zu mir, und ich kehrte sogar in die Klasse zurück. Am Abend wiederholte sich der Anfall und dauerte erheblich länger. Der gute Wasili Petrowitsch geriet in noch größere Aufregung als vorher, und mein braver Hüter Jewsejitsch war tief er-

---

<sup>1</sup> Von den vier Inspektoren entfernten sich zwei, welche Dejour hatten, niemals; die übrigen durften während des Unterrichts weggehen, wie es ihren Bedürfnissen entsprach. Zum Mittagessen und Abendessen aber waren alle anwesend. (Anmerkung des Verfassers.)

schrocken. Diesmal gab mir Dr. Benis gewisse Tropfen (wahrscheinlich Nerventropfen), die ich einnehmen sollte, sobald ich Beklemmung verspürte; an Fasttagen befahl er mir zum Mittagessen Fleischspeisen aus der Krankenstation zu verabfolgen, und statt des Schwarzbrottes Semmel; aber mich auf der Krankenstation zu lassen, davon wollte er absolut nichts wissen. Die Tropfen halfen mir anfänglich, und drei Tage lang fing ich zwar an, Beklemmung zu fühlen und zu weinen, fiel aber nicht in Ohnmacht. Dann jedoch, sei es weil meine Natur sich an die Arznei gewöhnt hatte, sei es weil die Krankheit gewachsen war, begannen die Anfälle häufiger und stärker als früher wiederzukehren.

An keine Periode meiner Kindheit erinnere ich mich mit solcher Klarheit und Deutlichkeit wie an die Zeit meines ersten Aufenthaltes auf dem Gymnasium. Ich könnte (was ich natürlich nicht tun werde) den ganzen Verlauf meines sonderbaren Leidens ohne irgendwelchen Irrtum mit allen Einzelheiten erzählen. Allen, und darunter auch mir selbst, schien es damals, daß das Auftreten der Anfälle ohne jede Ursache stattfand; aber jetzt bin ich vom Gegenteil überzeugt: sie fanden immer statt infolge einer unerwartet auftauchenden Erinnerung aus meinem vergangenen Leben, das plötzlich mit der Lebhaftigkeit und Klarheit nächtlicher Traumbilder sich meinem geistigen Blicke darbot. Manchmal gelangte ich zu solchen Visionen mit Bewußtsein und stufenweise, indem ich mich in den unerschöpflichen Behälter meines Gedächtnisses vertiefte; aber manchmal suchten sie mich auch ohne mein Wissen und Wollen heim. Es kam vor, daß, während ich an etwas ganz anderes dachte, und sogar während ich eifrig mit Lernen beschäftigt war, auf einmal der Klang einer Stimme, der wahrscheinlich einem früher von mir gehörten ähnlich war, ein Streifen Sonnenlicht am Fenster oder an der Wand, der genau ebenso ehemals mir wohlbekannte, teure Gegenstände beschienen hatte, eine Fliege, die umhersummte und gegen die Fensterscheibe

stieß, was ich in meiner Kindheit oft beobachtet hatte, — es kam vor, daß so etwas in einem Augenblicke, in einer für das Bewußtsein nicht greifbaren Weise, mir die vergessene Vergangenheit zurückrief und meine angespannten Nerven erschütterte. Ubrigens erklärten sich mehrere Fälle gleich damals von selbst: einmal sagte ich gerade meine Aufgabe her, als sich plötzlich eine Taube auf das Fenstersims setzte und anfang sich herumzudrehen und zu gurren; das erinnerte mich sofort an meine geliebten Tauben und an das Landleben; die Brust wurde mir eng, und es erfolgte ein Anfall. Ein andermal kam ich, um Kwaß oder Wasser zu trinken, in ein besonderes Zimmer, das das Kwaßzimmer hieß; da fiel mir ein einfacher hölzerner Tisch in die Augen, den ich wahrscheinlich schon vorher oft gesehen hatte, ohne ihn zu beachten; aber jetzt war er neu abgehobelt und erschien ungewöhnlich rein und weiß; in einem Augenblicke stand mir ein ebensolcher Tisch von Lindenholz vor der Seele, der immer von Weiße und Glätte geblitzt hatte; er hatte ehemals meiner Großmutter gehört und dann in einem Zimmer bei meiner Tante gestanden, und es wurden in ihm allerlei Kleinigkeiten aufbewahrt, die für Kinder hohen Wert haben: Päckchen mit Kürbis- und Melonenkernen, aus denen meine Tante wundervolle Körbchen und Präsentierteller fabrizierte, Säckchen mit Johannisbrot, mit Krebssteinen, und vor allen Dingen war da eine große Nadelbüchse, in der außer den Nadeln auch Angelhaken aufbewahrt wurden, die mir die Großmutter manchmal herausgegeben hatte; all dies hatte ich oft mit Entzücken, mit gespannter Neugier, kaum Atem holend betrachtet. Ich war überrascht durch die Ähnlichkeit dieser Tische; die Vergangenheit leuchtete hell vor mir auf und wurde wieder lebendig, — der Herzschlag stockte mir, und es trat ein starker Anfall ein. Ganz dasselbe widerfuhr mir beim Anblicke einer Katze, die, zu einem Klümpchen zusammengerollt, im Sonnenschein schlief und mich an meine geliebte Katze auf dem Lande erinnerte. Ich glaube, diese

Beispiele werden genügen, um für alle übrigen Fälle die Annahme ähnlicher Ursachen zu rechtfertigen.

Mein Zustand verschlimmerte sich immer mehr. Die Anfälle traten häufiger auf und dauerten länger; ich verlor den Appetit, wurde von Tag zu Tag blasser und magerer, und nur der Schlaf stärkte und erquickte mich. Der achtsame Wasili Petrowitsch merkte, daß mir das frühe Aufstehen schädlich war, versuchte es einmal damit, mich vor acht Uhr nicht zu wecken, und sah, daß ich mich an jenem Tage weit besser fühlte. Mein Hüter Jewsejtsch pflegte mich mit väterlicher Zärtlichkeit. Kamaschew versuchte ein paarmal, mit mir im Tone strenger Ermahnung zu reden, und drohte mir sogar mit Bestrafung, wenn ich mich nicht zusammenehmen würde, wie sich das für einen wohlgezogenen Knaben gezieme. Meine Krankheit nannte er Verzärtelung, Grillenfängerei, ein schlechtes Beispiel für die andern. Schließlich gab er den strikten Befehl, daß ich nach der Krankenstation gebracht werden solle; dies wünschten alle und ich selbst, nur Dr. Benis war dagegen; aber jetzt mußte er sich fügen, und so kam ich denn ins Lazarett.

Meine Mutter hatte, als sie zum letzten Male aus Kasan abfuhr, meinen Hüter Jewsejtsch vor dem Heiligenbilde schwören lassen, daß er sie benachrichtigen werde, wenn ich krank werden sollte. Es drängte ihn schon lange, sein Versprechen zu erfüllen, und er theilte diese seine Absicht Upadyschewski mit; aber dieser hielt ihn beständig davon zurück; jetzt indessen beschloß Jewsejtsch zu handeln, ohne jemand zu fragen: einer seiner Kollegen, der des Schreibens kundig war, schrieb ihm einen Brief, in dem er ohne alle Vorsicht und sogar nicht wahrheitsgemäß mittheilte, daß der junge Herr an Epilepsie leide und nach der Krankenstation gebracht sei. Man kann sich vorstellen, was für ein Donnerschlag dieser Brief für meinen Vater und für meine Mutter war. Der Brief war ziemlich lange unterwegs gewesen und gelangte nach dem Gute zu einer Zeit, wo sich die Wege dort in einem entsetzlichen Zustande befanden,

von dem man sich in der Gegend von Moskau gar keine Vorstellung machen kann. Der Weg gab bei jedem Schritte nach, und jede Vertiefung war mit Matsch angefüllt, d. h. mit Schnee, der ganz mit Wasser durchtränkt war; zu fahren war beinahe ein Ding der Unmöglichkeit. Aber meine Mutter ließ sich durch nichts zurückhalten; sie fuhr gleich an demselben Tage nach Kasan ab, mit ihrer Parascha und ihrem jungen Diener Fjodor; sie fuhr Tag und Nacht mit gewechselten, unbeschlagenen<sup>1</sup> Bauerpferden, in einfachen, einspännigen Bauerschlitten; es waren im ganzen vier Schlitten; in dreien saß je eine Person ohne alles Gepäck, das sämtlich auf den vierten Schlitten geladen war. Nur auf diese Art war es einigermaßen möglich, Schritt für Schritt vorwärts zu kommen, und zwar unter Benutzung der Nachtfröste, die diesmal zum Glück bis Mitte April andauerten. In zehntägiger Fahrt gelangte meine Mutter bis zu dem großen Dorfe Murscha an der Kama; hier ging die große Poststraße vorbei, die fester angelegt war, so daß es eher möglich war auf ihr zu fahren; aber dafür mußte man von Murscha aus über die Kama setzen, um nach dem Dorfe Schuran zu kommen, das, wenn ich nicht irre, ungefähr achtzig Werst von Kasan entfernt ist. Die Kama war noch nicht aufgegangen, aber angeschwollen und bläulich geworden; tags zuvor waren die Postsachen auf den Armen herübergetragen worden; aber in der Nacht hatte es geregnet, und niemand ließ sich bereit finden, meine Mutter und ihre Begleiter auf die andere Seite hinüberzuschaffen. Meine Mutter sah sich genötigt, in Murscha zu übernachten; ängstlich darauf bedacht, jede Minute der Verzögerung zu vermeiden, ging sie selbst in dem Dorfe von Haus zu Haus und bat gute Leute, ihr zu helfen, erzählte ihr Leid und bot ihnen zur Belohnung alles, was sie hatte. Wirklich fanden sich brave, beherzte Männer, die für das Mutterherz Verständnis hatten und ihr versprachen, wenn

<sup>1</sup> Auf Landwegen sind bei tiefem Schnee beschlagene Pferde in dieser Jahreszeit nicht zu gebrauchen. (Anmerkung des Verfassers.)

der Regen in der Nacht aufhöre und es am Morgen auch nur ein wenig friere, würden sie sie glücklich nach dem jenseitigen Ufer bringen und nehmen, was sie ihnen für ihre Mühe geben wolle. Bis Tagesanbruch betete meine Mutter in dem Bauernhause, in dem sie die Nacht zubrachte, vor dem in der Ecke befindlichen Heiligenbilde kniend. Das warme mütterliche Gebet wurde erhört: der Wind verscheuchte die Wolken, und gegen Morgen machte die Kälte den Weg trocken und überzog die Lachen mit einer dünnen Eisschicht. Bei Tagesanbruch erschienen sechs tüchtige Männer, ihrem Berufe nach Fischer, an der Kama aufgewachsen und gewohnt, mit diesem Flusse in jeder seiner Gestalten umzugehen. Jeder von ihnen hatte eine Stange oder einen Bootsaken; sie banden sich jeder ein leichtes Stück Gepäck auf den Rücken, bekreuzten sich vor dem Kreuz auf der Kirche, faßten die beiden Frauen, welche Männerstiefel angezogen hatten, unter die Arme, gaben dem Diener Sjodor eine Stange und beauftragten ihn, den Tschuman zu ziehen, das ist ein breites Stück Borke, das vorn in die Höhe gebogen und an einen Strick gebunden ist; dieser Tschuman wurde für den Fall mitgenommen, daß die Dame etwa müde werden sollte. So setzten sie sich in Marsch, indem sie den behendesten unter ihnen vorausgehen ließen, um den Weg abzutasten. Der Weg führte schräg hinüber, und man hatte etwa drei Werst zu gehen. Der Übergang über den gewaltigen Fluß zu solcher Jahreszeit ist so schrecklich, daß nur jemand, der an dergleichen gewöhnt ist, ihn bewerkstelligen kann, ohne den Mut und die Geistesgegenwart zu verlieren. Sjodor und Parascha heulten einfach, sagten der Welt und allen ihren Angehörigen Lebewohl und mußten an einigen Stellen mit Gewalt zum Weitergehen gezwungen werden; aber meine Mutter wurde mit jedem Schritte mutiger und sogar heiterer. Ihre Geleitsleute blickten sie an und nickten freundlich mit den Köpfen. Man mußte offene Stellen umgehen, Spalten mittels der zusammgelegten Stangen überschreiten; meine Mutter wollte sich nirgend



auf den Tschuman setzen, und erst als sich der Weg dem gegenüberliegenden Ufer genähert hatte und in seichter Gegend neben ihm herging und alle Gefahr vorbei war, erst da spürte sie Ermüdung. Sogleich wurde auf den Tschuman eine Pelzdecke gebreitet, Kissen darauf gelegt, und meine Mutter legte sich darauf wie auf ein Bett und verlor fast das Bewußtsein; in diesem Zustande zog man sie bis zur Poststation in Schuran. Meine Mutter wollte ihren Geleitsmännern hundert Rubel geben, d. h. die Hälfte ihres baren Geldes; aber die ehrlichen Leute lehnten eine so hohe Entlohnung ab; sie nahmen nur fünf Rubel pro Mann an. Mit Erstaunen hörten sie die heißen Dankfagungen und Segenswünsche meiner Mutter und sagten ihr beim Abschiede: „Gott gebe Ihnen, daß Sie glücklich hinkommen!“ Dann machten sie sich unverzüglich auf den Heimweg; denn sie durften sich nicht aufhalten: am andern Tage ging der Fluß auf. Alles dies erzählte mir Parascha eingehend. Von Schuran fuhr meine Mutter in zwei Tagen nach Kasan, stieg in einem Gasthause ab und war schon eine halbe Stunde darauf im Gymnasium.

Ich kehre nun in meiner Erzählung wieder zurück. Auf der Krankenstation wurde ich sehr gut untergebracht; ich erhielt ein besonderes kleines Zimmer, das für Schwerkranken bestimmt war, die augenblicklich nicht vorhanden waren; dort schlief mein Hüter Jewsejtsch mit mir, der für diesen Zweck zum Krankenhüter gemacht worden war. Der Arzt oder Unterarzt (ich weiß das nicht genau) Andrei Iwanowitsch Ritter wohnte neben meinem Zimmer. Er war ein großgewachsener, gesund aussehender, hübscher, heiterer junger Mensch; zu Hause war er übrigens nur vormittags, wo er auf Dr. Benis wartete; dann ging er sofort auf Praxis, die er in Kaufmannsfamilien hatte; er war ein arger Herumtreiber und kam nicht selten erst spät und in betrunkenem Zustande nach Hause. Ich wundere mich, daß der Oberinspektor mit ihm Geduld hatte; indes kümmerete dieser sich weniger um die Kranken als um die Gesunden,

und auf der Krankenstation hatte Upadyschewski mehr zu bedeuten. Ich habe vollständig den Vor- und Familiennamen des guten alten Mannes vergessen, der damals der Inspektor der Krankenstation war, obgleich ich sehr gut im Gedächtnis habe, wie fürsorglich und freundlich er gegen mich war. Upadyschewski sorgte sogleich dafür, daß ich keine Langeweile hätte, und versah mich mit Büchern: der „Kinderschule“ in mehreren Bänden, der „Entdeckung Amerikas“ und der „Eroberung von Mexiko“. Wie freute ich mich über die Stille, die Ruhe und die Bücher! Der Schlafrock statt der Uniform, die völlige Freiheit im Gebrauche der Zeit, das Fehlen der Glocke und die Lektüre, diese Dinge waren mir nützlicher als alle Arzneien und als die nahrhafte Kost. Kolumbus und Pizarro erweckten mein Interesse und der unglückliche Montezuma meine ganze Teilnahme. Nachdem ich in einigen Tagen die „Entdeckung Amerikas“ und die „Eroberung von Mexiko“ durchgelesen hatte, machte ich mich auch an die „Kinderschule“ heran. Bei dieser Lektüre trat mir ein Umstand entgegen, der mich in großes Erstaunen versetzte, und den ich mir erst in späterer Zeit einigermaßen erklärte. Beim Lesen, ich besinne mich nicht welches Bandes, kam ich an das Märchen „Die Schöne und das Tier“; gleich von den ersten Zeilen an kam es mir bekannt vor, und je weiter ich las, um so bekannter; schließlich überzeugte ich mich, daß dies ein Märchen war, das ich unter dem Titel „Aljonkas Blümchen“ genau kannte, da ich es auf dem Lande Dutzende von Malen von unserer Schaffnerin Pelageja gehört hatte. Diese Schaffnerin Pelageja war in ihrer Art eine merkwürdige Frau: in sehr jungen Jahren war sie mit ihrem Vater ihrer früheren Herrschaft, der Familie Makajew, weggelaufen und nach Astrachan gekommen, wo sie mehr als zwanzig Jahre lebte; ihr Vater starb bald, sie verheiratete sich, wurde Witwe, vermietete sich in Kaufmannshäusern, darunter auch bei Persern, bekam Heimweh, erfuhr irgendwie, daß sie einer andern Herrschaft zugefallen sei, nämlich meinem Großvater, einem

strengen, aber gerechten und guten Herrn, und erschien ein Jahr vor seinem Tode als Deserteurin in Afsakowo. Mein Großvater nahm sie, in Anerkennung dieser freiwilligen Rückkehr, sehr gnädig auf, und da sie ein geschicktes Frauenzimmer war und sich auf alles mögliche vortrefflich verstand, so fand er Gefallen an ihr und machte sie zur Schaffnerin. Diese Stellung hatte sie auch in Astrachan bekleidet. Pelageja brachte außer ihrer Tüchtigkeit im Hauswesen auch ein ungewöhnliches Talent im Erzählen von Märchen mit, deren sie eine unendliche Menge kannte. Offenbar hatten die Orientalen in Astrachan auch unter den Russen eine besondere Leidenschaft zum Anhören und Erzählen von Märchen verbreitet. In Pelagejas reichem Märcheninventar befanden sich, neben allen möglichen russischen Märchen, auch eine Menge orientalischer und darunter mehrere aus „Tausendundeiner Nacht“. Der Großvater hatte seine Freude an diesem Märchenschatze, und da er schon zu kränkeln und schlecht zu schlafen anfang, so wurde Pelageja, die auch die wertvolle Eigenschaft besaß, ganze Nächte durchwachen zu können, ein rechter Trost für den kranken alten Mann. Von dieser Pelageja hatte ich an den langen Winterabenden eine Menge von Märchen gehört. Das Bild der gesunden, frischen, wohlbeleibten Märchenerzählerin, die mit der Spindel in der Hand am Spinnrocken saß, hat sich meinem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägt, und wenn ich ein Maler wäre, so könnte ich sie augenblicklich malen, wie sie leibte und lebte. Die Erzählung „Die Schöne und das Tier“ oder „Aljonkas Blümchen“ sollte mich in der Folge noch einmal in Erstaunen versetzen. Nach einer Reihe von Jahren hörte und sah ich im Kasaner Theater die Oper „Zemira und Azor“: es war wieder „Aljonkas Blümchen“, sowohl im Gange des Stückes als in den Einzelheiten.

Indessen trotz der interessanten Lektüre, trotz der vergnüglichen, durch nichts gestörten Gespräche mit Jewsejtsch über das Leben auf dem Lande, über Angeln, Habichte und Tauben,

trotz des Entferntseins von dem widerwärtigen Schullärm und den Neckereien der Kameraden, trotz der Menge von Pillen, Pulvern und Mixturen, die ich hinter schluckte, wollte meine Krankheit, nachdem sie anfänglich sozusagen vor der ärztlichen Behandlung und vor der Ruhe auf der Krankenstation zurückgewichen war, sich dennoch nicht bessern, und die Anfälle wiederholten sich mehrere Male an jedem Tage; aber sie ängstigten mich nicht besonders, und im Vergleich mit meinem früheren Zustande war ich mit meinem jetzigen sehr zufrieden. Die Krankenstation war in der dritten Etage untergebracht, mit den Fenstern nach dem Hofe. Das Gymnasialgebäude (die jetzige Universität) stand auf einem Berge; der Blick von dort war prachtvoll: die ganze untere Hälfte der Stadt mit der Vorstadt Sukonnaja und der Tatarenvorstadt, der Bulakfluß, der gewaltige See Kaban, dessen Gewässer im Frühjahr mit den ausgetretenen Gewässern der Wolga zusammenflossen, dieses ganze malerische Panorama breitete sich vor den Augen aus. Ich habe es sehr gut im Gedächtnis, wie sich die Dämmerung darauf lagerte, und wie die Morgenröte und die aufgehende Sonne es allmählich erhellten. Überhaupt hinterließ der Aufenthalt auf der Krankenstation bei mir für alle Zeit eine stille, tröstliche Erinnerung, obgleich mich keiner meiner Kameraden besuchte. Nur die Knäschewitsch'schen Knaben kamen einmal, denen ich jedoch damals noch nicht nahe stand, weil ich wenig mit ihnen zusammenkam: sie waren im mittleren Kursus und wohnten im „französischen Zimmer“ bei dem Inspektor Meißner. Zudem war ich so sehr mit mir selbst oder, richtiger gesagt, mit meiner Vergangenheit beschäftigt, daß ich nicht die geringste Zuneigung zu ihnen empfand oder zeigte; Freundschaft schloß ich mit den Knäschewitschs erst während meines zweiten Aufenthaltes auf dem Gymnasium und namentlich auf der Universität.

Nach Hause schrieb ich mit jeder Post und versicherte jedesmal, daß ich ganz gesund sei. Plötzlich erhielt ich eines Mon-

tags keinen Brief von meiner Mutter. Ich regte mich darüber sehr auf und wurde traurig; am folgenden Montag kam wieder kein Brief, und nun packte mich das Heimweh. Vergebens setzte mir mein Hüter auseinander, die Wege seien jetzt sehr schlecht, und es sei nicht möglich von Afsakowo nach Buguruslan zu fahren (der von unserem Gute etwa fünfundzwanzig Werst entfernten Kreisstadt); ich wollte nichts hören; ich wußte und erinnerte mich recht wohl, daß jeder Jahreszeit zum Trotz allwöchentlich jemand zur Post fuhr. Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn ich auch am dritten Termin keinen Brief erhalten hätte; aber in der Mitte der Woche, nämlich Mittwoch, den 14. April, vormittags, setzte mein guter Jewsejtsch zunächst eine Art Vorbereitung ins Werk, die darin bestand, daß er zu mir sagte: „Gewiß kommen deswegen keine Briefe, weil die Frau Mutter selbst herfährt, und vielleicht ist sie sogar schon angekommen,“ und teilte mir dann mit freudestrahlendem Gesichte mit, Marja Nikolajewna sei hier, im Gymnasium; man wolle sie aber ohne Erlaubnis des Dr. Benis nicht zu mir lassen, und der Doktor werde sogleich kommen. Trotz der Vorbereitung wurde mir schlecht. Als ich wieder zu mir kam, waren meine ersten Worte: „Wo ist Mama?“ Aber neben mir stand Dr. Benis und schalt Jewsejtsch aus, der doch ganz unschuldig war; denn hätte man mir von der Ankunft der Mutter auch mit noch so großer Vorsicht Mitteilung gemacht, so hätte ich eine so unerwartete freudige Nachricht doch nicht ohne starke Aufregung empfangen können, und jede Aufregung hätte eine Ohnmacht zur Folge gehabt. Der Arzt war völlig überzeugt, daß das Wiedersehen zwischen Mutter und Sohn gestattet werden müsse, besonders da der letztere schon von der Ankunft derselben wisse; aber er wagte dies nicht ohne Erlaubnis des Oberinspektors oder des Direktors zu tun und schickte briefliche Anfragen an beide. Von dem Direktor kam die Erlaubnis zuerst an, und als meine Mutter schon bei mir im Zimmer war, ging von Kamaschew die Weisung ein, es solle

seine Ankunft abgewartet werden. Ich unternehme es nicht, meine Gefühle beim Eintritt meiner Mutter zu schildern; ich finde dafür keine Worte. Sie war so mager geworden, daß es schwer war, sie wiederzuerkennen; aber die Freude darüber, daß sie ihr Kind nicht nur am Leben, sondern sogar in weit besserem Zustande gefunden hatte, als sie erwartet hatte (denn was hatte sich die geängstigte Phantasie der Mutter nicht alles ausgemalt!), leuchtete so hell aus ihren auch sonst stets glänzenden Augen, daß sie gesund und heiter scheinen konnte. Ich vergaß alles, was um mich vorging, umschlang meine Mutter und ließ sie eine ganze Weile nicht aus meinen Kinderarmen heraus. Ein paar Minuten darauf erschien Kamaschew. Kühl und höflich sagte er zu meiner Mutter, die bestehende Schulordnung sei um ihretwillen durchbrochen worden; niemandem von den Eltern und sonstigen Angehörigen sei es gestattet, die inneren Räume der Unterrichtsanstalt zu betreten; dazu sei ein besonderer Empfangssaal bestimmt; der Eintritt in die Krankenstation sei vollständig verboten und sei für eine so jugendliche, schöne Dame besonders unpassend. Meiner Mutter stieg das Blut in den Kopf, und hitzig, wie sie von Natur war, sagte sie zu Kamaschew viele böse Worte. Unter anderm sagte sie ihm, gewiß sei dies das einzige Gymnasium, auf dem ein so barbarisches Gesetz existiere; eine Mutter könne sich, ohne gegen den Anstand zu verstößen, überall aufhalten, wo ihr kranker Sohn liege; sie sei hier mit Erlaubnis des Direktors, der doch sein, des Herrn Oberinspektors, unmittelbarer Vorgesetzter sei, und es bleibe ihm nichts übrig als zu gehorchen. Damit hatte meine Mutter einen wunden Punkt berührt. Kamaschew wurde blaß. Er erwiderte, der Direktor habe dies zum erstenmal erlaubt; seine Anordnung sei ausgeführt worden; wahrscheinlich werde sie nicht wiederholt werden, und er bäte sie jetzt wegzugehen. Aber Kamaschew kannte meine Mutter nicht und überhaupt nicht das Herz einer Mutter. Meine Mutter sagte ihm, sie werde dieses Zimmer nicht eher verlassen, als bis der

Direktor selbst persönlich oder schriftlich ihr Befehle wegzugehen; bis dahin werde sie sich nur mit Gewalt von ihrem Sohne entfernen lassen. Alles dies sagte sie in einem solchen Tone und mit solcher Energie, daß nicht daran zu zweifeln war, daß sie genau so handeln werde. Sie nahm einen Stuhl, rückte ihn an mein Bett und setzte sich, dem Oberinspektor den Rücken zudrehend, darauf. Ich weiß nicht, was dieser letztere getan hätte, wenn nicht Dr. Benis und Upadyschewski ihn gebeten hätten, mit ihnen in ein anderes Zimmer zu gehen; dort sagte, wie ich nachher von Wasili Petrowitsch erfuhr, der Doktor dem Oberinspektor mit großer Festigkeit, wenn dieser sich irgendwelches gewaltsame Verfahren erlaube, so könne er für unglückliche Folgen keine Verantwortung übernehmen und nicht einmal für das Leben des Kranken einstehen; ebenso fürchte er auch für die Mutter. Upadyschewski seinerseits flehte ihn an, die arme Frau zu schonen, die in ihrer Verzweiflung von sich selbst nicht wisse, und vor allen Dingen den kranken Knaben zu schonen; er versprach ihm, er werde meine Mutter überreden, sich in einiger Zeit zu entfernen. Kamaschew willigte nur sehr ungern ein und begab sich mit Dr. Benis zum Direktor, um diesem alles zu berichten. Upadyschewski kehrte zu meiner Mutter zurück, suchte sie zu beruhigen und sagte, daß sie zwei Stunden lang bei mir bleiben könne. Meine Mutter blieb bis zum Dunkelwerden bei mir, fast bis sechs Uhr abends. Die Szene mit Kamaschew hatte mich anfänglich sehr erschreckt, und ich begann schon die gewöhnliche Brustbeklemmung zu fühlen; aber nun war er weggegangen, und die Gegenwart meiner Mutter, ihre Liebkosungen, ihre Gespräche, ihre Freude ließen den Anfall nicht zum Ausbruch kommen. Beim Abschiede sagte mir meine Mutter mit aller Bestimmtheit, sie werde mich vollständig aus dem Gymnasium fortnehmen und aufs Land bringen. Ich setzte völliges Vertrauen auf sie. Ich hatte mich daran gewöhnt, zu denken, daß Mama alles machen könne, was sie wolle, und eine glückliche Zukunft strahlte in

allen Regenbogenfarben der glücklichen Vergangenheit vor meinem geistigen Auge auf.

Aus dem Gymnasium begab sich meine Mutter geradeswegs zu Dr. Benis; er war nicht zu Hause. Sie warf sich (im buchstäblichen Sinne) seiner Frau zu Füßen und flehte sie, in Tränen ausbrechend, an, ihr ihren Sohn aus dem Gymnasium zurückzugeben. Madame Benis, die für die Empfindungen einer Mutter Verständnis hatte, nahm an ihrem Schmerze lebhaften Anteil und versicherte ihr, ihr Gatte Christian Karlowitsch werde alles tun, was in seinen Kräften stehe; sie könne sich darin für ihn verbürgen. Der Doktor kam bald nach Hause. Beide Frauen, eine jede in ihrer Art, bestürmten ihn mit Bitten; aber es bedurfte bei ihm keiner Überredung; er sagte, das sei seine eigene Ansicht, und er habe schon dem Direktor eine dahingehende Andeutung gemacht; aber unglücklicherweise sei der Oberinspektor mit ihm zusammen dagewesen, der sich dem stark widersetzt und anscheinend den Direktor auf seine Seite gebracht habe; der Direktor sei zwar ein schwacher, aber kein böser Mensch, und so brauche man die Hoffnung auf ein Gelingen noch nicht aufzugeben. Nun erzählte meine Mutter von all den ungerechten Schikanen und beständigen Verfolgungen, die der Oberinspektor gegen mich verübt habe. Dr. Benis konnte ihn selbst nicht leiden, weil er sich eine Macht anmaßte, die ihm nicht zukam; weit entfernt, daß er versucht hätte, die Gereiztheit meiner Mutter zu mildern, steigerte er sie vielmehr noch, und sie haßte Kamaschew als ihren und meinen grimmigsten Feind. Der Doktor und seine Frau nahmen sich gegen meine Mutter wie Freunde und Verwandte; sie veranlaßten sie, sich auf das Sofa zu legen und etwas zu essen, da sie in den letzten vierundzwanzig Stunden nicht einmal Tee getrunken hatte, reichten ihr eine Arznei und, was die Hauptsache war, versicherten ihr, daß meine Krankheit rein nervös sei, und daß ich auf dem Lande bei meiner Familie bald gänzlich wiederhergestellt sein werde. Man beschloß einen



offenen Kampf gegen den Oberinspektor. Am nächsten Tage sollte meine Mutter morgens zu dem Direktor gehen, ehe noch Kamaschew mit dem Tagesrapport zu ihm käme; sie sollte ihn um die Erlaubnis bitten, mich zweimal am Tage auf der Krankenstation besuchen zu dürfen, und ihm dann das Versprechen abnötigen, mich, wenn der Arzt das für nötig erachte, bis zur Wiedergenesung aufs Land in die elterliche Pflege zu entlassen. Dr. Benis bat sie nur, sich nicht über Kamaschew zu beschweren, von ihm nichts Schlechtes zu sagen und nichts von dessen persönlicher Abneigung gegen ihren kranken Sohn und von der Art, wie er ihn verfolgt habe, zu erwähnen. Nachdem meine Mutter Gottes Segen auf den Doktor und seine Frau herabgefleht und ihnen alles gesagt hatte, was ihr dankbares Mutterherz ihr eingab, ging sie fort, um sich in ihrem Quartier zu erholen. Und Erholung war ihr dringend nötig: eine zwölfstägige Fahrt auf solchem Wege, fast ohne Schlaf und Nahrung, und ein ganzer Tag voll solcher qualvollen, seelischen Aufregungen konnten selbst einen kräftigen Mann umwerfen, und meine Mutter war eine franke Frau. Aber Gott erweist seine Kraft und Stärke an den Schwachen, und nachdem meine Mutter einige Stunden geschlafen hatte, erwachte sie neugestärkt und mutig. Um neun Uhr vormittags saß sie bereits im Besuchszimmer des Direktors. Er kam sofort herein und begegnete ihr mit offensichtlicher Voreingenommenheit, die jedoch bald vorüberging. Die Wahrhaftigkeit ihres Kammers und die Überredungskraft ihrer Tränen fanden den Weg zu seinem Herzen; ohne viele Schwierigkeiten zu machen, erlaubte er meiner Mutter, täglich zweimal nach der Krankenstation zu gehen und bis acht Uhr abends dazubleiben; aber die Bitte, mich aus dem Gymnasium zu entlassen, stieß auf größeren Widerstand. Vielleicht hätten auch hier die Tränen und das Flehen meiner Mutter den Sieg davongetragen; aber plötzlich trat der Oberinspektor ein, und die Szene änderte sich. Der Direktor redete nun mit lauterer

Stimme und erklärte in sehr bestimmtem Tone, Staatsalumni wegen Krankheit oder Heimwehs zu entlassen, das sei etwas Unerhörtes: im ersteren Falle liege darin das Eingeständnis, daß es mit den ärztlichen Einrichtungen und der Pflege der Kranken übel bestellt sei, und im letzteren Falle sei ein solches Verfahren geradezu lächerlich; denn Heimweh empfinde eben jeder Knabe, der bisher nur gewohnt gewesen sei, sich mit kindlichen Spielen zu beschäftigen, wenn er auf die Schule komme, und ganz besonders ein verwöhnter Knabe. Kamaschew stimmte dem Direktor sogleich bei und unterstützte dessen Ansicht durch viele sehr kluge und zugleich spöttische Reden. Er wies darauf hin, welche schädlichen Folgen eine Erziehung durch Frauen, eine Verzärtelung von seiten der Mutter und schlechte Beispiele von Respektlosigkeit, Ungehorsam, Dreistigkeit und Undank hätten. Zum Schlusse sagte er, die Regierung gebe nicht dazu das Geld für die Besoldung der Beamten und Lehrer und für den Unterhalt der Staatsalumni aus, um sie vor Beendigung des ganzen Unterrichtskurses zu entlassen, wobei sie dann nicht in die Lage käme, sich ihrer Dienste auf wissenschaftlichem Gebiete zu bedienen; die Gymnasialleitung müsse ganz besonderen Wert auf einen Knaben legen, der nach seinen ausgezeichneten Fähigkeiten und seiner guten Führung mit der Zeit ein vortrefflicher Lehrer zu werden verspreche. Meine Mutter war empört über eine solche jesuitische Doppelzüngigkeit; sie vergaß Dr. Benis' Warnung und sprach sehr hitzig und unvorsichtig ihr Erstaunen darüber aus, daß Herr Kamaschew ihren Sohn lobe, da er doch den armen Knaben gleich von seinem Eintritt an unablässig mit allen möglichen unnützen Schikanen, unverdienten Verweisen und Spöttereien verfolgt und ihm allerlei kränkende Spitznamen wie „Heulmichel“, „Mutterlöhnchen“ und dergleichen mehr gegeben habe, die dann selbstverständlich von allen Schülern wiederholt worden seien. Diese ungerechte Bedrückung seitens des Herrn Oberinspektors sei auch der einzige Grund dafür, daß das ge-

wöhnliche Heimweh eines von seiner Familie getrennten Kindes sich in eine Krankheit verwandelt habe, die traurige Folgen zu haben drohe; sie halte den Herrn Oberinspektor für ihren persönlichen Feind, der sich eine Macht anmaße, die ihm nicht zukomme, und sie trotz der Erlaubnis des Direktors habe aus der Krankenstation vertreiben wollen; Herr Kamaschew könne als parteiisch in dieser Sache nicht Richter sein. Der Direktor war einigermaßen verblüfft; aber der ergrimmete Oberinspektor erwiderte ihr, sie selbst verderbe durch ihr leidenschaftliches Wesen die ganze Sache; sie habe in seiner Abwesenheit die Schwäche eines Vorgesetzten ihres Sohnes ausgenutzt und diesen beständig nach Hause genommen; sie sei beständig ins Gymnasium gekommen, sei auf der Reise wieder umgekehrt; schließlich sei sie nach zwei Monaten wieder hergekommen; auf diese Art gebe sie dem Knaben keine Möglichkeit, sich an seine neue Lebenslage zu gewöhnen. Die Ursache seiner Krankheit sei sie selbst und nicht seine strengen Vorgesetzten, und ihre jetzige Ankunft richte großen Schaden an, da ihr Sohn, der sich schon auf dem Wege der Genesung befunden habe, heute morgen sehr krank geworden sei. Bei diesen Worten schrie meine Mutter auf und fiel in Ohnmacht. Der gutherzige Direktor erschrak gewaltig und wußte nicht, was er tun sollte. Die Ohnmacht dauerte ungefähr eine Stunde; nur mit Mühe gelang es, meine Mutter wieder zum Bewußtsein zu bringen. Ihre ersten Worte waren: „Lassen Sie mich zu meinem Sohne!“ Der Direktor, der einen großen Schreck bekommen hatte und herzliches Mitleid fühlte, freute sich, daß meine Mutter wenigstens nicht gestorben war (was er sehr befürchtet hatte, wie er selbst nachher erzählte), und gab dem Oberinspektor Anweisung, meine Mutter immer auf die Krankenstation zu lassen, wohin sie sich denn auch sogleich begab. In der Krankenstation begegnete ihr der Doktor und beruhigte sie nach Möglichkeit. Er versicherte, daß meine neue Krankheit, ein Fieber, nichts zu bedeuten habe; daß dies die Folge der

Erchütterung des Nervensystems sei, und daß sie sogar für meine gewöhnlichen Anfälle nützlich sein könne. Und in der That war der erste fieberhafte Paroxysmus sehr leicht, und obgleich er am anderen Tage sich stärker wiederholte und das Fieber in dieser Gestalt zwei Wochen dauerte, so kehrten dafür doch die hysterischen Anfälle nicht wieder. Meine Mutter brachte fast die ganzen Tage bei mir zu. Der Direktor besuchte einige Male die Krankenstation und war jedesmal, wenn er meine Mutter bei mir traf, gegen uns beide sehr freundlich: es tat ihm leid, die Blässe und Magerkeit meines Gesichtes zu sehen; auch die lebhaften Züge meiner Mutter, in denen ihr innerer Seelenzustand klar zum Ausdruck kam, flößten ihm Theilnahme ein. Als Kamaschew am anderen Tage zu mir ins Zimmer kommen wollte, ließ meine Mutter ihn nicht herein und schloß die Thür zu; und dann bat sie den Direktor, der Oberinspektor möchte nicht zu mir hereinkommen, wenn sie da sei, mit der Begründung, sie könne diesen Menschen nicht mit Gleichmut ansehen und fürchte, den Kranken durch eine ebensolche Ohnmacht zu erschrecken, wie sie ihr in der Wohnung des Herrn Direktors zugestoßen sei. Er hatte das sehr gut in der Erinnerung und erklärte sich einverstanden. Der Oberinspektor fühlte sich beleidigt und kam überhaupt nicht zu mir.

Die Ausführung des von Dr. Benis unterstützten Planes, mich vom Gymnasium wegzunehmen, war während meiner zweiten Krankheit ins Stocken geraten; nun aber wurden die dazu nötigen Schritte getan. In dem Wunsche, vorher über diese Angelegenheit Freunde um Rat zu fragen, fuhr meine Mutter zu Maxim Dmitrijewitsch Knäschewitsch; aber der energische, etwas derbe, wiewohl von Natur gutherzige Serbe billigte diesen Plan nicht. „Nein, meine gnädige Frau Marja Nikolajewna,“ sagte er, „ich kann Ihnen nicht raten, Ihren Sohn wegzunehmen, ihn in Watte zu wickeln, zu verzärteln und mit Zucker zu füttern, ihn auf das Land zu bringen, damit er damit den Bauernjungen umherläuft und zu einem Flaps heran-

wächst, der zu nichts zu gebrauchen ist. Was wird sich daraus für ein Mann entwickeln? Ich sage Ihnen offen: an Timofei Stepanowitschs Stelle würde ich Ihnen nicht erlauben, so zu verfahren." Diese Worte gefielen meiner Mutter nicht; sie antwortete, es komme ihr nicht in den Sinn, ihren Sohn zu einem Flaps und Bauernschlingel zu erziehen; aber vor allen Dingen wolle sie sein Leben retten und seine Gesundheit wiederherstellen, — und sie kam nicht wieder mit Knäschewitsch zusammen. In Kasan lebte ein entfernter Verwandter meines Vaters, ein Gerichtsrat Mischejew. Meine Mutter wandte sich an ihn, und obwohl er ebenfalls ihre Absicht nicht billigte und es ablehnte, zu ihrer Ausführung mitzuwirken, so erfüllte er doch ihren Wunsch und ließ ein Bittgesuch an die Gymnasialkonferenz, betreffend meine Entlassung, schreiben. In diesem Bittgesuche war gesagt, meine Mutter bitte, ihr ihren Sohn auf einige Zeit zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zurückzugeben; sie verpflichte sich, sobald diese sich bessere, mich von neuem als Staatsalumnus zu präsentieren. Gleichzeitig mit diesem Bittgesuche ging an die Konferenz ein Bericht des Dr. Benis ab. Er schrieb, er halte es für durchaus notwendig, den Jüngling Afsakow in das Elternhaus, nämlich auf das Land, zurückzuschicken; meine Krankheit sei von der Art, daß einzig und allein die Landluft und das Leben in der Heimat, im Schoße der Familie, sie besiegen könnten; die medizinischen Mittel auf der Krankenstation seien gegen diese Krankheit machtlos; meine Anfälle drohten in Epilepsie überzugehen, die mit Apoplexie oder mit Schädigung der geistigen Fähigkeiten enden könne. Ich kann nicht sagen, inwieweit dies wahr war; aber der Doktor begnügte sich damit noch nicht: er behauptete, ich hätte eine Verdickung der Kniegelenke und eine Krümmung der Beinnochen; auch aus diesem Grunde sei körperliche Bewegung in freier Luft notwendig, sowie andauernder Gebrauch eines Dekokts (ich kann mich nicht erinnern, was für eines Dekokts); er beantragte, mich mit diesem aus der staatlichen

Apothekē zu versehen. Dieses Letzte war wohl alles unwahr; ich hatte allerdings wirklich sehr dicke Knie; aber das kommt bei Kindern häufig vor und geht von selbst vorüber. Nichtsdestoweniger wurden solche belanglosen äußerlichen Symptome in der Folge sehr beachtenswert gefunden. Nun begann die Verhandlung in der Konferenz, an der unter dem Voritze des Direktors der Oberinspektor und die drei ersten Oberlehrer teilnahmen. Kamaschew, von dem bisher immer alles abgehangen hatte, bot seinen ganzen Einfluß auf, und die Lehrer traten auf seine Seite. Der Direktor schwankte. Man wollte den Dr. Benis anweisen, den Inspektor des Medizinalkollegiums zu einem Konsilium einzuladen und es noch einmal bei mir mit arzneilichen Mitteln zu versuchen; aber Dr. Benis erklärte, er werde dieser Anweisung nicht nachkommen und rate der Konferenz, mich möglichst bald zu entlassen, da nach dem Verschwinden des Fiebers sich sogleich wieder Symptome einer Wiederkehr der früheren Anfälle gezeigt hätten, was auch vollkommen richtig war. Als meine arme Mutter sah, daß die Sache nicht gut ging, geriet sie vollständig in Verzweiflung. Schließlich riet Dr. Benis ihr, den Direktor zu bitten, er möchte anordnen, daß der Gymnasialarzt im Verein mit anderen, unbetheiligten Ärzten mich in seiner Gegenwart untersuchen solle, und möchte sich dann ihrer Meinung anschließen. Meine Mutter begab sich zu dem Direktor, um ihm diese Bitte vorzutragen; aber in dem Wunsche, der ermüdenden Bitten und Tränen überhoben zu sein, ließ dieser heraus sagen, er könne sie heute schlechterdings nicht empfangen und bäte sie, zu einer anderen Zeit wiederzukommen; da dies jedoch nicht die erste derartige Abweisung war, so hatte meine Mutter schon einen Brief bereitmacht, in dem sie schrieb, dies sei ihr letzter Besuch; wenn er sie nicht empfangen, so werde sie nicht eher aus seinem Wartezimmer fortgehen, als bis man sie weggage; und er werde gewiß nicht so grausam gegen eine unglückliche Mutter verfahren. Es war nichts zu machen. Der Direktor kam in

das Besuchszimmer und konnte dem Ausdruck tiefer Bekümmerniß, ja Verzweiflung wieder nicht standhalten. Er gab ihr sein Ehrenwort darauf, alles zu tun, worum sie gebeten hatte; und er hat sein Wort gehalten. Gleich am anderen Tage kam ein Beschluß der Gymnasialkonferenz zustande, der vollständig mit Dr. Benis' Wunsche und der gestrigen Bitte meiner Mutter übereinstimmte, was übrigens niemand außer dem Direktor selbst wußte; alle hielten vielmehr die Heranziehung der fremden Ärzte für eine Kränkung des Dr. Benis und waren überzeugt, daß die Ärzte anderer Meinung sein würden als er. Eingeladen wurden der Stadtphysikus und eines der Mitglieder des Medizinalkollegiums. Aber Dr. Benis, der ihrer Zustimmung zu seiner Meinung im voraus sicher war, erwartete ruhig die weitere Entwicklung; durch seine Zuversichtlichkeit ließ sich meine Mutter einigermaßen beruhigen, die ihrerseits mich zu beruhigen suchte. Sie erzählte mir mit der größten Ausführlichkeit alle Schritte, die sie unternommen, und all die Unterredungen, die sie gehabt hatte, und versicherte mir, daß sie trotz aller Hindernisse die Hoffnung auf ein gutes Gelingen nicht aufgegeben habe; aber ich gab mich nur zeitweilig und nicht auf lange dieser Hoffnung hin: die Befreiung aus dem steinernen Kerker, wie ich das Gymnasium nannte, und die Rückkehr zur Familie, aufs Land, das erschien mir als ein unerreichbares Glück. Die Korrespondenz mit den Behörden über die Abordnung der Ärzte zog sich etwas lange hin, und auf das dringende Verlangen des Oberinspektors befahl der Direktor, mich aus der Krankenstation zu entlassen, weil mein Fieber völlig verschwunden war. Dr. Benis mußte sich fügen. Ich zog wieder in das adlige Zimmer zu Upadyschewski und fand mein Bett von niemand besetzt. Nach dem ziemlich lange dauernden Aufenthalt in der Freiheit, im stillen, ruhigen Krankenzimmer, waren mir die ganze Tagesordnung und die geräuschvolle Lebensweise unter meinen Mitschülern noch widerwärtiger als vorher. Zudem erschien mir diese Über-

siedelung als ein böses Vorzeichen, aus dem zu ersehen sei, daß man mich nicht entlassen wolle. Meine Mutter besuchte mich täglich, aber immer nur auf kurze Zeit, und zwar in dem allgemeinen Empfangssaal. All dies zusammen lastete wieder wie ein schwerer Druck auf meiner Seele, und meine Anfälle stellten sich wieder in ihrer früheren Stärke ein, als wenn sie gar keine Unterbrechung erlitten hätten. Aber Gott sei Dank, dieser qualvolle Zustand dauerte nicht lange. Genau nach einer Woche, als die Zöglinge nach dem Abendessen in die Schlafstuben hinuntergegangen waren und angefangen hatten sich auszuziehen, schob mir Jewsejitsch ein Briefchen von meiner Mutter in die Hand und sagte: „Lesen Sie es so, daß es niemand sieht!“ Meine Mutter schrieb mir, ich solle am nächsten Tage morgens nicht aus dem Bette aufstehen, sondern zu Wasili Petrowitsch sagen, die Beine und namentlich die Knie täten mir weh, und ihn bitten, mich auf die Krankenstation ziehen zu lassen. Das Billett sollte ich verbrennen, was ich denn auch sogleich tat. Die Lüge war mir bis dahin völlig unbekannt. Meine Mutter pflegte dafür besonders streng zu strafen, und ich war über eine solche Weisung sehr erstaunt. Obgleich mir eine dunkle Vermutung durch den Kopf ging, daß diese Lüge mir zur Befreiung aus dem Gymnasium verhelfen solle, konnte ich doch lange Zeit nicht einschlafen vor dem quälenden Gedanken, daß ich morgen eine Unwahrheit sagen sollte, deren ich von Wasili Petrowitsch und dem Doktor sogleich überführt werden würde. Am anderen Tage sagte ich meinem Hüter Jewsejitsch, als er mich weckte, die Beine täten mir weh, und ich möchte wieder auf die Krankenstation ziehen. Ein leises Lächeln spielte um seinen Mund, und er ging, um es zu melden, zu Upadyschewski, der zu meiner Verwunderung keinerlei Aufheben davon machte, sondern ganz gleichmütig sagte: „Nun gut, dann mag er liegen bleiben; ich will nur erst die Kinder nach oben bringen; dann werde ich ihn holen und auf die Krankenstation bringen.“ Aber meine Kameraden



ließen mich nicht in Ruhe, und viele von ihnen zogen mir die Bettdecke vom Kopfe, in die ich mich absichtlich eingehüllt hatte, und fragten mich: „Warum stehst du denn nicht auf?“ Verlegen und errötend war ich genötigt noch mehrere Male zu lügen. Sie erwiderten mir lachend: „Schwindel! Du bist bloß zu faul zum Lernen; auf der Krankenstation hat es dir gefallen!“ Die lärmende Knabenschar ordnete sich in den Zimmern zum Zuge und ging nach oben. Upadyschewski kam zurück, und ohne mich nach meiner Krankheit zu fragen, brachte er mich nach der Krankenstation und übergab mich persönlich dem Unterarzt Ritter und dem Inspektor der Krankenstation. Man quartierte mich in dem früheren Zimmer ein. Um neun Uhr kam Dr. Benis, begann, mich zu untersuchen, und kam mir mit der Frage zuvor: „Gewiß tun Ihnen die Beine weh? Das hatte ich erwartet!“ und indem er dem Unterarzte und dem Inspektor meine Knie zeigte, fügte er hinzu: „Sehen Sie nur, wie sie in der einen Woche geschwollen sind, und wie die Hitze darin gestiegen ist!“ Meine Knie befanden sich ganz und gar in ihrem früheren Zustande; Hitze verspürte ich nicht, und ich bemerkte mit Erstaunen, daß sich alle zum Lügen verschworen zu haben schienen. Noch mehr setzte mich meine Mutter in Erstaunen, die bald nach Dr. Benis kam und ohne alle Erregung mit ihm und den anderen über meine neue, noch nicht dagewesene Krankheit sprach. Als wir unter vier Augen geblieben waren, sah ich sie verwundert an und fragte: „Mama, was hat das zu bedeuten?“ Sie umarmte mich und erwiderte: „Was sollen wir machen, liebes Kind? Es geht nicht anders; Dr. Benis hat es so angeordnet. In diesen Tagen werden dich noch andere Ärzte untersuchen, und du mußt ihnen sagen, die Beine täten dir weh. Christian Karlowitsch versichert, daraufhin werde man dich vom Gymnasium entlassen.“ Ein Hoffnungsstrahl erhellte meine Seele, wiewohl ich keine besondere Veranlassung sah, darauf zu vertrauen. Zwei Tage darauf, am Abend, sagte mir meine Mutter, morgen würde ich unter-

sucht werden, wiederholte mir noch einmal alles, was ich über die Krankheit meiner Beine sagen sollte, und überzeugte sich, daß ich dreist und ohne zu stocken antwortete. Am folgenden Tage, um elf Uhr, traten zu mir ins Zimmer: der Direktor, der Oberinspektor, Dr. Benis mit zwei mir unbekanntem Ärzten, die drei der Konferenz angehörigen Lehrer und Upadyschewski. Mein kleines Zimmer war ganz voller Menschen; allen wurden Stühle gebracht, und alle setzten sich feierlich um mein Bett herum. Ich war so verlegen, daß mir sogleich übel zu werden anfang; indes erholte ich mich bald wieder ohne ein Arzneimittel und hörte, wie Dr. Benis den anderen Ärzten meine Krankheitsgeschichte vortrug, manchmal auf Lateinisch, aber größtenteils auf Russisch; in vielen Punkten berief er sich auf Upadyschewski, der auch sofort befragt wurde. Auch mein Hüter Jewsejtsch wurde herbeigerufen, und es wurden ihm mehrere Fragen über meinen Gesundheitszustand vor meinem Eintritt ins Gymnasium vorgelegt. Auch mich selbst fragten sie sehr viel; die Ärzte traten oft an mich heran, betasteten meine Brust und meinen Bauch, fühlten mir den Puls und besahen meine Zunge; als die Knie und die Beinknochen an die Reihe kamen, umringten sie mich alle drei und begannen auf einmal alle drei auf die angeblich kranken Stellen mit den Fingern zu tippen und sehr ernst und eifrig zu reden. Ich erinnere mich, daß häufig die Ausdrücke „Lympe, Chylus, Skorbut“ vorkamen. Endlich nahm diese lästige Untersuchung, die mich sehr müde machte, ein Ende; sie hatte mindestens eine Stunde gedauert. Als alle weggegangen waren, schlief ich sofort ein und sah beim Erwachen meine Mutter vor mir sitzen; auf dem Tische stand das kalt gewordene Kranken-Mittagessen. Meine Mutter hoffte zwar, wußte aber noch nichts Bestimmtes. Sie begab sich unverzüglich zu Dr. Benis und kam etwa zwei Stunden darauf mit freudestrahlendem Gesichte wieder zu mir: die Ärzte hatten sich unmittelbar von mir in die Gymnasialkonferenz begeben, wo sie ein gemeinschaftliches Untersuchungs-

protokoll abgefaßt und unterschrieben hatten, in welchem es hieß, daß sie in völliger Übereinstimmung mit der Ansicht des Dr. Benis es für notwendig erachteten, den Staatsalumnus Afsakow in die elterliche Obhut auf das Land zurückzugeben; es erscheine angezeigt, zu dem Dekokt, das dem Kranken bereits verschrieben sei, noch die und die Medikamente hinzuzufügen und für später kräftigende kalte Wannengebäder zu verordnen. Der Direktor hatte dem entschieden zugestimmt; die drei Lehrer waren seinem Beispiele gefolgt; aber der Oberinspektor war bei seiner Ansicht verblieben und hatte das Protokoll<sup>1</sup> nicht unterschrieben; übrigens hatte das auf den Gang der Sache keinen Einfluß.

So hatte sich also das ersehnte Ereigniß vollzogen, das so lange als ein unerfüllbarer Traum erschienen war! Meine Mutter strahlte vor Glückseligkeit; sie weinte, lachte, umarmte alle, besonders Upadyschewski und Jewsejitsch, und dankte Gott. Ich war so glücklich, daß ich zeitweilig gar nicht an mein Glück glaubte, sondern es für einen schönen Traum hielt, mich vor dem Erwachen fürchtete und an meine Mutter, indem ich sie umarmte, die Frage richtete: „Ist es denn wahr?“ Länger als an allen früheren Abenden saß sie diesmal bei mir, und Upadyschewski kam mehrmals herein und bat sie fortzugehen. Kamaschew veränderte sich bis zum Schlusse nicht; er beantragte in der Konferenz, von meiner Mutter für meinen fünfmonatigen Aufenthalt auf dem Gymnasium die sämtlichen Kosten einzuziehen, die mein Unterhalt und mein Unterricht verursacht hätten. Aber der Direktor stimmte diesem Antrage nicht zu, sondern wandte ein, der Zögling werde nicht völlig entlassen, sondern seinen Eltern nur bis zur Wiedergenesung zurückgegeben. Am dritten Tage nach der Untersuchung wurde meine Mutter vor die Konferenz geladen; sie mußte sich durch ihre Unterschrift verpflichten, ihren Sohn nach seiner Genesung dem

<sup>1</sup> Eine Abschrift dieses Aktenstückes wurde lange bei uns aufbewahrt. (Anmerkung des Verfassers.)

Gymnasium wieder zuzuführen; dann erlaubte man ihr, mich mitzunehmen. Die Mutter kam unmittelbar aus der Konferenz zum letztenmal auf die Krankenstation; Jewsejtsch war mir behilflich, meinen früheren Anzug anzulegen, und lieferte alle dem Staate gehörigen Sachen und Bücher ab. Mit heißen Tränen der Dankbarkeit nahmen wir von Upadyschewski und dem Inspektor der Krankenstation Abschied. Meine Mutter nahm mich bei der Hand und führte mich in Begleitung Jewsejtschs vor das Portal. Ich schrie vor freudigem Erstaunen auf: vor dem Portal stand unsere Gutskutsche, bespannt mit vier Pferden unserer eigenen Zucht; auf dem Bocke saß der mir wohlbekannte Kutscher und auf dem Sattelpferde der mir noch besser bekannte Vorreiter, der mir immer Würmer zum Angeln beschafft hatte. Fjodor und Jewsejtsch halfen mir beim Einsteigen in die altmodische Kalesche; ich setzte mich neben meine Mutter, und wir fuhren nach ihrer Wohnung. Den Wagen, die Leute und die Pferde hatte mein Vater vom Gute geschickt. Trotz der Freude, von der meine Seele nicht nur erfüllt, sondern man kann sagen betäubt war, fing ich beim Abschiede von Wasili Petrowitsch dermaßen zu weinen an, daß ich auch im Wagen lange Zeit nicht aufhören konnte. Und in der That: die Herzensgüte dieses Mannes, seine selbstlose, zärtliche, bis zur Selbstaufopferung gehende Teilnahme für Menschen, die ihm doch eigentlich ganz fremd waren, verdienten heißen Dank; es muß noch hinzugefügt werden, daß, da er sich bereits eine Reihe von Jahren am Gymnasium befand, er notwendigerweise an derartige Vorkommnisse gewöhnt sein mußte; Herzen, die sich durch die Gewohnheit nicht abstumpfen lassen, findet man aber nicht häufig. In der Wohnung erwarteten mich die Freudentränen Paraschas und sogar der Besitzerin des Hauses, d. h. immer derselben Frau Hauptmann Aristowa, die gleichfalls an unserer Lage herzlichen Anteil nahm. (Meine Mutter war von der Poststation unmittelbar zu ihr gefahren.) Noch am Abend desselben Tages fuhren

die Mutter und ich zu Dr. Benis, um ihm zu danken und Abschied von ihm zu nehmen. Auch diesem Manne muß ich gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen, der, ich weiß nicht warum, in der Stadt in dem Rufe eines kalten Egoisten stand, sich aber uns gegenüber so freundlich und uneigennützig benahm; nicht nur, daß er von uns auch nicht eine Kopeke Geld annahm, er lehnte sogar ein Geschenk ab, das ihm meine Mutter zur Erinnerung an Menschen anbot, die ihm so viel Dank schuldeten. Den Ärzten, die mich untersucht hatten, hatte er in unserem Namen jedem fünfundzwanzig Rubel für ihre Bemühung geschenkt, wie wenn ein Konsilium stattgefunden hätte; selbstverständlich erstattete ihm meine Mutter diesen Betrag zurück. So konnten wir ihm nur mit Worten, Tränen und Gebeten danken, und meine Mutter dankte ihm so von Herzen, so heiß, daß Dr. Benis und seine Frau ganz gerührt waren. Was mich betrifft, so war ich merkwürdigerweise nicht gerührt, und obgleich ich sehr gut wußte, daß ich meine Befreiung aus dem Gymnasium einzig und allein dem Dr. Benis zu verdanken hatte, so fing ich doch nicht an zu weinen und dankte ihm sehr lau und matt, worüber meine Mutter mir nachher starke Vorwürfe machte. Am andern Tage begaben wir uns am Vormittage in den Dom und dann zu der Muttergottes von Kasan und verrichteten unsere Dankgebete. Darauf fuhren wir zum Direktor; aber er war nicht zu Hause oder wollte uns nicht empfangen. Als wir nach Hause zurückkehrten, fanden wir dort Wasili Petrowitsch vor, der gekommen war, um uns noch einmal zu sehen und uns Lebewohl zu sagen. Er weigerte sich ebenfalls, ein Geschenk zur Erinnerung anzunehmen, und antwortete kurz und bestimmt: „Kränken Sie mich nicht, Marja Nikolajewna!“ Von ihm verabschiedete ich mich ganz anders als von Dr. Benis: ich weinte furchtbar; lange konnte man mich nicht beruhigen; man fürchtete sogar eine Wiederkehr der Anfälle; aber gewisse neue Tropfen linderten meine Aufregung; ich muß bemerken, daß diese Arznei

in den letzten Tagen schon zum drittenmal das Uebel an der Entwicklung hinderte. Nachdem Upadyschewski fortgegangen war, aßen wir eilig ein wenig zu Mittag und machten uns dann sofort an das Einpacken. Wir fürchteten uns gewissermaßen, in Kasan zu bleiben, und jede Stunde Verzögerung erschien uns wie ein langer Tag; zum Abend war alles fertig. Es war ein warmer, ganz sommerlicher Abend, und meine Mutter und ich legten uns im Wagen schlafen. Bei Tagesanbruch wurden ohne Geräusch die Pferde angespannt, und wir fuhren, ohne daß ich geweckt worden wäre, aus Kasan fort. Als ich erwachte, schien die helle Sonne in den Wagen herein: Parascha schlief; meine Mutter aber saß neben mir und weinte Tränen der Freude und des Dankes gegen Gott; dieses Gefühl prägte sich so in ihren Augen aus, daß niemand beim Anblick ihrer Tränen traurig geworden wäre, sondern sich vielmehr gefreut hätte. Sie umarmte ihren Goldjungen, und ein Strom zärtlicher Worte und Liebkosungen bekundete ihren seelischen Zustand. Es war der neunzehnte Mai, der Geburtstag meiner lieben Schwester. Der schöne, geradezu heiße Frühlingmorgen eines richtigen Maitages übergieß die ganze Natur mit seinem warmen Lichte. Durch die Wagenfenster blickten die grünen, jungen Kornfelder, die Wiesen und Wälder herein; ich bekam solche Lust, meine Blicke über den ganzen fernen Horizont schweifen zu lassen, daß ich bat anzuhalten, aus dem Wagen sprang und zu laufen und zu springen begann wie das mutwilligste fünfjährige Kind; erst jetzt fühlte ich mich vollständig frei. Die Mutter sah mir vom Wagen aus zu und freute sich über mich. Ich umarmte Jewsejtsch und Fjodor und begrüßte den Kutscher und den Vorreiter, der sich beeilte, mir mitzuteilen, daß, als sie aus Uksakowo weggefahren seien, die Fische schon tüchtig angefangen hätten zu beißen. Desgleichen begrüßte ich alle Pferde: Jewsejtsch nahm mich auf die Arme, hob mich in die Höhe, und ich streichelte jedes von ihnen. Es war ein prächtiger Sechserzug, dunkelbraun mit

gelblichen Flecken am Maule und in den Weichen, eine Rasse, von der jetzt im Gouvernement Orenburg schon lange nichts mehr zu sehen ist; aber zwanzig Jahre lang erinnerte man sich noch an sie und redete von ihr. Es waren derb gebaute, große Pferde von unglaublicher Kraft, gute Traber, die beim Laufen nicht den Atem verloren und keine Müdigkeit kannten. Mit schweren Equipagen machten sie ihre achtzig bis neunzig Werst täglich. O Gott, wie vergnügt war ich! Es kostete Mühe, mich wieder zum Einsteigen in den Wagen zu bringen; aber ich steckte den Kopf zum Fenster hinaus und fuhr so bis zur Fütterungsstation, indem ich alles, was mir auf dem Wege vor Augen kam, mit Freudenrufen begrüßte. Endlich blizte ein Wasserstreifen auf, — das war die Mjoscha, ein nicht sehr großer, aber tiefer und außerordentlich fischreicher Fluß; zum Übersetzen diente eine sehr schlechte Fähre an einem Seil. Wir brauchten zur Überfahrt viel Zeit: die Pferde wurden nur paarweis auf die Fähre gestellt, und der Wagen wurde nur mit großer Mühe hinübergeschafft; um ihn zu erleichtern, mußten die Koffer und andere schwere Gegenstände herausgenommen werden, und trotzdem schöpfte die Fähre Wasser. Meine Mutter und ich fuhren zu allererst nach dem andern Ufer über, das von blühendem, duftendem Gebüsch bedeckt war. Ich kannte mich selbst nicht vor Entzücken. Der haushälterische Vorreiter, ein leidenschaftlicher Angler, hatte vom Gute ein vollständig fertiges Angelgerät mit einer Angelrute mitgenommen, die unter dem Wagen an die Verbindungsstange angebunden war; diese wurde sofort losgebunden, und während die Überfahrt bewerkstelligt wurde, angelte ich schon mit Brot und fing einen Plöß. Außer der Djoma habe ich nie einen fischreicheren Fluß kennengelernt als die Mjoscha; es wimmelte in ihr nur so von Fischen, und kaum hatte man die Angel ausgeworfen, so bissen sie auch. War es ein Wunder, daß nach der Befreiung aus der Gefangenschaft im Gymnasium diese Fütterungsstation mir geradezu als eine Stätte der Seligkeit erschien? Auf dem

von uns verlassenen Ufer lag ein herrschaftliches Dorf; dort hatten wir Hafer, Heu, ein Huhn, Eier und alle sonst nötigen Viktualien bekommen. Was für ein köstliches Mittagessen bereitete uns auf einem Reisedreifuß Jewsejitsch, der auch ein wenig Koch war! Der in der Pfanne gebratene Fisch bildete ebenfalls ein sehr schmackhaftes Gericht. Wir waren von Kasan schon dreißig Werst gefahren, fütterten vier Stunden lang und machten uns dann auf die Weiterreise. Gewitterwolken zogen auf, der Donner rollte, der Regen besprengte die Erde, und es war zum Fahren nicht heiß und nicht staubig; anfangs fuhren wir Schritt, aber dann einen so starken Trab, daß wir mehr als zehn Werst in der Stunde zurücklegten. Bald klärte sich der Himmel auf, und die prachtvolle Sonne trocknete die Spuren des Regens; wir legten noch vierzig Werst zurück und machten halt, um auf dem Felde zu übernachten, da wir uns an der Fütterungsstation mit allem Nötigen zum Übernachten versehen hatten. Wieder eine Menge neuer Freuden, neuer Genüsse! Die Pferde wurden ausgespannt, gekoppelt und zum Weiden auf das saftige junge Gras gelassen; ein hell flackerndes Feuer wurde angezündet, der Reisesamowar, d. i. ein großer Teekessel mit einer Zugröhre, aufgestellt, eine Lederdecke neben dem Wagen ausgebreitet, der Proviantkasten geöffnet und Tee gereicht. Wie gut er in der frischen Abendluft mundete! Nach zwei Stunden wurden die Pferde, die sich unterdes abgekühlt hatten, getränkt, die Futtersäcke mit Hafer an die Deichsel und an eingerammte Pfähle gebunden und geöffnet und die Pferde herangeführt. Meine Mutter, ich und Parascha legten uns im Wagen schlafen, und mit Genuß schlief ich ein, während ich danach hinhörte, wie die Pferde den Hafer kauten und von dem Staube, der ihnen in die Nüstern kam, schnaubten. Am anderen Morgen setzten wir etwas oberhalb des Dorfes Schuran über die Kama, die noch ausgetreten war. Ich fürchtete mich als Kind (und fürchte mich auch jetzt noch) vor großen Gewässern, und damals wehte noch dazu ein tüch-



tiger Wind. An der Überfahrtsstelle erschien ein großes, neues Fahrzeug, das alle Pferde und den Wagen zu einer einzigen Fahrt aufnahm; ich und Parascha mußten im Wagen bleiben; es wurden sogar die Vorhänge herabgelassen und die Jalousien zugezogen, damit ich die wogenden Wasser nicht sehen sollte; aber ich wickelte mir obendrein noch ein Tuch um den Kopf und zitterte trotzdem während der ganzen Dauer der Überfahrt vor Angst; üble Folgen stellten sich jedoch nicht ein. Der Frühlings-Anlegeplatz befand sich noch in Murscha; im Sommer lag er einige Werst weiter unterhalb. Meine Mutter suchte in Murscha ihre früheren Geleitsmänner auf; sie brachte allen schöne Geschenke mit, die ohne Verwunderung, aber mit Freude und Dankbarkeit angenommen wurden. Wir fuhren noch fünfzehn Werst bis zu dem Orte, wo gefüttert wurde. In dieser Weise setzten wir unsere Reise fort und gelangten am fünften Tage nach dem am Flusse Soß nur zwanzig Werst von Afsakowo gelegenen Tatarendorfe Baitugan, wo wir übernachten wollten. Der Soß ist ebenfalls sehr fischreich; aber aus Furcht vor der feuchten Abendluft ließ mich meine Mutter nicht angeln; der Vorreiter jedoch lief hinunter und brachte einige Barsche und Plöße mit. Als wir wie gewöhnlich von unserem Nachtlager aufgebrochen waren, hätten wir die Möglichkeit gehabt, im Dorfe Nekljudowo einzukehren, wo die Familien Kalpinski und Lupenewski wohnten, mit denen wir von der Großmutter her verwandt waren, und ebenso in Bachmetewka, wo unlängst ein neuer Gutsbesitzer, namens Dsorgin, mit seiner jungen Frau eingezogen war; aber sowohl wir als auch sie schliefen noch, als wir vorbeifuhren. Vier Werst vor Afsakowo, gerade an der Grenze unseres Besitzums, wachte ich auf, wie wenn mich jemand geweckt hätte; als wir zwischen dem Lindenhaine und dem Gemeinsamen Haine hindurchgekommen waren und auf den Bergabhang gelangten, mußte sofort unser Afsakowo sichtbar werden, mit dem großen Teiche, der Mühle, der langen Reihe von Bauern-

häusern, dem Gutshause und den Birkenhainen. Ich fragte unaufhörlich den Kutscher: „Ist das Dorf noch nicht zu sehen?“ Und als er sich endlich zum Vorderfenster hinabbog und sagte: „Da liegt unser Afsakowo, wie auf der flachen Hand,“ da bat ich meine Mutter so inständig, daß sie mir meine Bitte nicht abschlagen konnte und mir erlaubte, mich zum Kutscher auf den Bock zu setzen. Ich unternehme es nicht, zu schildern, was mein Herz empfand, als ich mein liebes Afsakowo wieder sah! Die menschliche Sprache hat keine Worte, um diese Gefühle auszudrücken!

Im ganzen Verlaufe meines Lebens habe ich jedesmal, wenn ich mich Afsakowo näherte, ähnliche Empfindungen durchgemacht. Anders jedoch vor einigen Jahren, als ich nach zwölfjähriger Abwesenheit, ebenfalls ziemlich früh im Jahre, mich eben diesem Afsakowo näherte; mein Herz klopfte stark vor Erwartung, und ich hoffte auf die früheren freudigen Aufregungen; ich rief mir die liebe Vergangenheit ins Gedächtnis zurück, und ein ganzer Schwarm von Erinnerungen umwirbelte mich, — aber sie wirkten auf meine Seele nicht heiter, sondern schmerzlich und qualvoll, und es wurde mir unaussprechlich beklommen und traurig zumute. Einem Zauberer vergleichbar, welcher Geister herbeigerufen hat, aber nun nicht mit ihnen fertig zu werden versteht und nicht weiß, wo er vor ihnen bleiben soll, so wußte ich nicht, wie ich meine Erinnerungen verscheuchen, wie ich die unfrohe Aufregung beruhigen sollte. Alte Schläuche können jungen Wein nicht aushalten, und ein altes Herz erträgt keine jugendlichen Gefühle . . . Aber damals, o Gott, wie war es damals!

Einige Male empfand ich eine Beklemmung in der Brust und war nahe daran, umzusinken; aber ich schwieg, hielt mich an dem Seitengeländer des Kutschbocks und am Kutscher fest, und die Beklemmung ging von selbst vorüber. Schnell rollte der Wagen die Berglehne hinunter, fuhr auf der schlechten Brücke über den Buguruslan, wäre beinahe in dem Moor-

grunde bei Krutez stecken geblieben, wurde aber durch die kräftigen Pferde noch herausgerissen, fuhr an dem Köhricht, an dem Teiche, an dem Dorfe vorbei, — und da lag nun unser Gutshaus, und auf der Freitreppe desselben stand mein Vater mit meiner lieben Schwester. Als wir näher kamen, klatschte sie in die Händchen und rief: „Bruder Sergei sitzt auf dem Boock!“ Die Tante kam herausgelaufen und führte meinen Bruder mit heraus; die Amme kam heraus mit meiner kleinen Schwester auf dem Arme! Wieviel Umarmungen und Küsse gab es da, wieviel freudige Ausrufe, wieviel Fragen und Antworten! Das ganze Hofgesinde kam zusammengelaufen, sogar die Bauern, die gerade auf dem Gutsgelände waren, und ein Haufe von Jungen und Mädchen. Mein Vater freute sich sehr; er hatte nicht geglaubt, daß es gelingen werde, mich vom Gymnasium loszubekommen; in der letzten Woche war keine Zeit gewesen, aus Kasan an ihn zu schreiben, und er hatte nichts von dem, was dort vorging, gewußt.

## VIII. Ein Jahr auf dem Lande

**I**n den ersten Tagen kam ich vor eifriger Tätigkeit gar nicht zur Besinnung. Vor allen Dingen besuchte ich meine Tauben und die beiden überwinterten Habichte. Ich lief an allen mir so wohl bekannten, lieben Orten umher, und es waren ihrer nicht wenige. Um das Haus herum, im Garten, auf dem Gemüsfelde und in dem nahen Hain mit den Krähenestern, überall lief meine Schwester, mich fest an der Hand haltend, mit und zeigte mir sogar wie eine Hausfrau dies und das, was in meiner Abwesenheit gemacht war, darunter ein großes, hohes Mistbeet, auf dem Kürbisse und Melonen gepflanzt waren. Ich lief mit ihr auch in die Kammern, wo viele Kostbarkeiten aufbewahrt wurden: kupferne, eiserne und mit

Knochenschnitzerei furnierte Kästchen mit allerlei Erzstufen und Versteinerungen, die meiner Mutter einmal von einem hohen Bergbeamten geschenkt worden waren; wir besuchten auch die Schaffnerin Pelageja im Souterrain und wurden von ihr mit kalter dicker Sahne und Schwarzbrot bewirtet. Aber mit mir an den Fluß und über den Fluß zu gehen wurde meiner Schwester nicht erlaubt; dorthin begleitete mich Jewsejtsch. Ich ging mit ihm auf einer kleinen Brücke zur ersten Insel hinüber, wo eine Sommerküche stand und breite Borkenstücke lagen, auf denen gewaschener Weizen getrocknet wurde. Dieses Inselchen wurde auf zwei Seiten von einem alten Flußlauf des Buguruslan umgeben, der auszutrocknen und sich mit Weidengebüsch zu bedecken begann; wir durchschritten ihn auf daliegenden Stangen und gingen sogleich nach einer anderen, etwas größeren Insel hinüber, die ebenfalls auf der einen Seite ein alter Flußlauf umgab, der aber noch tief und mit Wasser gefüllt war. Dies war der Lieblingsort meiner Tante Jewgenja Stepanowna; er war am Ufer des Flusses ganz mit Birken bestanden und in der Mitte von einer Lindenallee durchschnitten. Offenbar hatte dieser Platz schon vor langer Zeit meinem Großvater gefallen, und er hatte ihn lange vor der Geburt seiner jüngsten Tochter Jewgenja mit Bäumen bepflanzt; denn die Bäume waren ungefähr fünfzig Jahre alt und die Tochter fünfunddreißig. Jewgenja Stepanowna hatte zwar, wie alle ihre Schwestern, keine Bildung genossen, besaß aber eine Art von innerlichem Drang zur Bildung und eine große Liebe zur Natur. In ihrem Zimmer befand sich eine Anzahl von Büchern zweifelhaften Wertes: altmodische Romane, die ihr wahrscheinlich ihr Bruder geschenkt hatte, und Theaterstücke. Selbstverständlich hatte ich sie alle durchgelesen, teils mit, teils ohne Erlaubnis; besonders erinnere ich mich an ein Vaudeville mit dem Titel „Tragisches Geschwätz“. Die Tante las gern ein Buch auf der Insel und angelte in dem tiefen alten Flußlaufe. An vielen Birken hatte sie ihren

Namen und die betreffenden verschiedenen Jahreszahlen und Monatsangaben eingeschnitten, sogar Verse aus einer Lieder- sammlung. Wie liebte ich diese Insel! Wie schön war es auf ihr im heißen Sommer! Der kühle Schatten und ringsum- her das Wasser! Auf der einen Seite umgab die Insel der neue Graben, der von der Schleuse herkam und sich mit dem schnellfließenden Wasser aus der Mühle vereinigte, auf der anderen das frühere, noch tiefe und mit Wasser angefüllte Flußbett des Buguruslan. Noch bis auf den heutigen Tag kann ich nicht an die Sommermittage auf dieser Insel zurück- denken, ohne daß mir das Herz zu zittern und unregelmäßig zu klopfen anfängt. Jetzt ist dort alles verändert. Das alte Flußbett ist fast ausgetrocknet; ein anderer, neuer Graben führt das Wasser von der Schleuse nach einer anderen Seite; überall sind Weidengebüsch und Erlen gewachsen, und die Insel führt ihren Namen schon mit Unrecht. Wenn man übri- gens die ganze Landstrecke bis zum Damm zusammenfaßt, so kann sie zur Not noch mit dem früheren Namen bezeichnet werden. Nachdem ich die Insel sattfam betrachtet und bewundert, mir jeden einzelnen Baum angesehen, alle Inschriften meiner Tante gelesen, die Weißfische und Karpfen revidiert und in dem alten Flußbette umhergelaufen war oder regungslos dagestanden hatte, begab ich mich mit Jewsejtsch nach der Mühle, lief aber vorher noch zu den Anton'sbrücken heran, wo ich oft Gründlinge gefangen hatte, und zu der Schmiede, wo ich stets mit Ver- gnügen gesehen hatte, wie die Funken unter dem Hammer hervorsprangen, der das glühende Eisen schmiedete. Als ich aber auf den Damm gelaufen kam und der weite Teich sich vor mir ausbreitete, mit seinem grünen Schilf und seinen Wasserrosen, mit dem langen Damm, der mit jungen Erlen bewachsen war, mit der ganzen Welt seiner Vogel- und Fisch- bevölkerung, mit der Schleuse, dem Staukasten und der Mühle: da war ich ganz starr vor Entzücken und stand mehrere Minu- ten lang wie angewurzelt da. Der Müller, der den Spitz-

namen Boltunenok<sup>1</sup> führte und mich sehr gern hatte, hatte für mich ein unerwartetes Amüsement vorbereitet: er hatte in dem überschwemmten Grase mehrere Hechtangeln gelegt und sie absichtlich vor meiner Ankunft nicht revidiert; er wußte, daß ich bestimmt kommen würde; er ließ mich und Jewsejtsch in einen Kahn steigen und fuhr uns durch das ausgetretene Wasser nach der betreffenden Stelle hin; das Wasser war sehr flach, und ich hatte hier keine Furcht. Ich nahm selbst jede einzelne Angel heraus, und an einer von ihnen saß ein großer Hecht, den ich mit Jewsejtschs Hilfe herauszog und triumphierend auf meinen Armen bis ganz nach Hause trug. Zwei Tage darauf fuhr mein Vater mit mir zum Angeln nach dem Kleinen und dem Großen Gestrüpp; er fuhr mit mir auch nach der Antonsschlucht, wo ganz oben eine starke Quelle war und als Staub und Schaum herunterfiel, und nach den sogenannten Rinnen, wo diese Quelle durch dazu hergestellte Rinnen von Lindenholz lief, und nach der Nordwinenschlucht, wo eine Quelle aus einer Steinpalte am Fuße des Berges hervorbrach, und nach dem Lindenhaine und dem Verborgenen Haine und nach dem dazwischen befindlichen Bienengarten, der aus einer Menge von Stöcken bestand. Dort wohnte beständig, im Sommer und im Winter, ein alter Bienenwärter in einer Erdhütte, ebenfalls ein guter Freund von mir, der einen Kater Timoschka und eine Katze Maschka hatte, die meinem Vater Timofei und meiner Mutter Marja zu Ehren so benannt waren.

Unter solchen angenehmen, eifrigen Beschäftigungen vergingen die ersten beiden Wochen nach unserer Ankunft in Afsakowo. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, wie glücklich meine Mutter darüber war, mich heiter, lebenslustig und anscheinend gesund zu sehen. Sie hatte schon in Kasan die nötigen Maßregeln getroffen, damit die Zeit meines Aufenthaltes auf dem Lande nicht in völligem Müßiggange vergehe, und die am

<sup>1</sup> d. i. Schwatzmichel. (Anmerkung des Übersetzers H. R.)

Gymnasium eingeführten Lehrbücher angeschafft. Da sie der Ansicht war, daß ich, wenn meine Gesundheit mit Gottes Hilfe, vielleicht in einem Jahre wiederhergestellt sein würde, wieder aufs Gymnasium gebracht werden müsse, so setzte sie mir zwei oder drei Stunden täglich an, in denen ich alles Gelernte wiederholen, mich im Schönschreiben üben und ihr verschiedene für mein Alter passende Bücher vorlesen mußte. Ich erfüllte diesen Befehl sehr gern, und die ländlichen Vergnügungen machten mir nach der Arbeit noch mehr Freude. Ich begann auch wieder meine liebe Schülerin, meine kleine Schwester, zu unterrichten, und diesmal mit vollständigem Erfolge.

Ich habe schon gesagt, daß ich auf den ersten Blick gesund zu sein schien; aber in Wirklichkeit stand es doch nicht ganz so. Allerdings hatte ich beim Austritte aus dem Gymnasium keinen Anfall gehabt; unterwegs waren sogar die Beklemmungen und das Herzklopfen vergangen und hatten sich auf dem Lande nicht erneuert; aber ich fing an, jede Nacht im Schlafe zu phantasieren, mehr und stärker als gewöhnlich. Anfangs legte meine Mutter diesem Phantasieren keine Bedeutung bei und schrieb alles dem übermäßigen Umherlaufen und der Lebhaftigkeit kindlichen Empfindens zu, um so mehr da ich vor dem Eintritt ins Gymnasium oft geträumt hatte, was ja bei vielen Kindern vorkommt. Aber jetzt nahm dies allmählich einen anderen Charakter an. Erstens: ich begann ausnahmslos jede Nacht zu phantasieren, und zwar sehr stark, mitunter mehrere Male. Zweitens: ich begann nicht nur im Schlafe zu reden, sondern sprang auch vom Bette auf, weinte, schluchzte und lief in andere Zimmer. Ich schlief mit meinem Vater und meiner Mutter zusammen in ihrer Schlafstube, und mein Bett stand neben dem ihrigen; sie trafen nun die Einrichtung, die Thür von innen mit dem Haken zuzumachen, und ließen hinter ihr auf dem Korridor die Schaffnerin Pelageja schlafen, damit ich keine Möglichkeit hätte, im Schlafe davonzulaufen. Das nächtliche

Phantasieren, das von Tag zu Tag oder, richtiger gesagt, von Nacht zu Nacht ärger wurde, gewann endlich eine offenbare Ähnlichkeit mit den Anfällen, denen ich auf dem Gymnasium nur bei Tage ausgesetzt gewesen war: ich weinte und schluchzte ebenso und fiel ebenso in eine Ohnmacht, die in einen gewöhnlichen, festen Schlaf überging. Aber diese neuen, nächtlichen Anfälle waren weit stärker und schrecklicher als die früheren Anfälle bei Tage und traten in sehr mannigfaltigen Formen auf. Manchmal war es ein stilles Weinen und Schluchzen, wobei ich immer die Hände gegen die Brust drückte, mit undeutlichem Flüstern gewisser Worte, und das dauerte ganze Stunden lang und ging in Raserei und krampfhafte Bewegungen über, wenn man mich zu wecken suchte, was man in der Folge nie mehr tat; ermüdet vom Weinen und Schluchzen versank ich dann in einen ruhigen Schlaf; aber sehr schwer wurde es, namentlich anfänglich, denen, die mich umgaben, ein so klägliches Schauspiel mit anzusehen, ohne den Versuch zu machen, mich aufzuwecken und mir irgendwie zu helfen. Man erzählte mir nachher, daß nicht nur meine Mutter, die bei meinem Anblick ganz fassungslos wurde, sondern auch mein Vater, meine Tante und alle, die bei mir waren, selbst in Tränen ausgebrochen seien, wenn sie mich so qualvoll weinen und schluchzen sahen. Manchmal aber sprang ich plötzlich mit einem durchdringenden Schrei auf die Beine, blickte allen wild ins Gesicht und wiederholte unaufhörlich: „Laßt mich . . . weiter . . . fort . . . ich muß . . . ich kann nicht . . . wo ist er . . . wo soll ich hin?“ und ähnliche abgebrochene, sinnlose Worte; ich stürzte zur Thür, zum Fenster oder in die Ecken des Zimmers und versuchte, irgendwo herauszukommen, indem ich mit Händen und Füßen gegen die Wand stieß. In derartigen Augenblicken hatte ich eine solche Kraft, daß mich zwei, drei Menschen nicht halten konnten und ich, von Schweiß überströmt, sie durchs Zimmer schleppte. Ein solcher Anfall endete immer mit einer starken Ohnmacht, während deren es schwer war, festzustellen, ob ich atmete; die Ohnmacht ging allmählich in



Schlaf über, der anfangs etwas unruhig war, aber dann tief und ruhig wurde und manchmal bis neun Uhr morgens dauerte. Nach leisem Weinen und Schluchzen erwachte ich munter und lebhaft, als ob ich die ganze Nacht über ruhig geschlafen hätte; aber nach einem rasenden Aufspringen und einem Wutanfall pflegte ich etwas schwach und blaß zu sein, wie von Ermüdung; indessen ging das alles schnell vorüber, und ich war den ganzen Tag vergnügt, lernte, lief umher und gab mich meinen Liebhabereien hin. Nach dem Aufwachen konnte ich mich an nichts deutlich erinnern: mitunter hatte ich die dunkle Vorstellung, daß ich von etwas geträumt hätte, das mich erdrücken und ersticken wollte, oder im Schlafe Schreckbilder gesehen hätte, die mich verfolgten; es kam auch vor, daß die Anstrengungen der Menschen, die mich festhielten und unwillkürlich freundliche Worte wiederholten, mit denen sie mir zuredeten, mich wieder ins Bett zu legen und mich zu beruhigen, — es kam vor, daß diese Anstrengungen mich einigermaßen wach machten und in die Wirklichkeit zurückriefen, und wenn ich dann am Morgen ganz aufgewacht war, erinnerte ich mich, daß ich in der Nacht von irgend etwas wach geworden war, daß meine Mutter, mein Vater und andere Leute um mich herumgestanden hatten, daß in den Büschen vor dem Fenster die Nachtigallen gesungen und jenseits des Flusses die Riedhühner gerufen hatten. Meine Mutter wußte nicht, was sie anfangen sollte; besonders erschreckte sie der Umstand, daß während der Ohnmacht auf meinem Gesichte krampfhaft Zuckungen sichtbar wurden und mir Schaum auf die Lippen trat, was ein übles Symptom war. Der Gedanke, es könne am Ende wirklich Epilepsie sein, wie Jewsejitsch das schon längst in seinem Briefe prophezeit hatte, dieser Gedanke versetzte sie in Angst. Die Tropfen, die mir Dr. Benis verschrieben hatte, gab sie mir nicht mehr; das blutreinigende Dekoht, das mir aus der staatlichen Apotheke geliefert war, hatte sie überhaupt nicht in Gebrauch genommen, obgleich Dr. Benis empfohlen hatte, daß ich es trinken möchte,

weil er mich für skrophulös hielt, was ich nie gewesen war. Meine Mutter erlaubte mir im Flusse zu baden, weil sie meinte, das Baden könne mich kräftigen; es gefiel mir sehr, brachte mir aber keinen Nutzen. Meine Mutter wendete sich an Dr. Benis und entwarf eine so meisterhafte Beschreibung meiner Krankheit, daß der Doktor davon ganz entzückt war, sich dafür bedankte, mir einen Tee und Pillen schickte und eine bestimmte Diät vorschrieb. Alles wurde mit der größten Gewissenhaftigkeit befolgt; aber eine Abnahme der Krankheit trat nicht ein, im Gegentheil wurden die Anfälle hartnäckiger und ich selbst schwächer. Der Tee und die Pillen wurden wieder aufgegeben und volkstümliche Heilkundige, sogenannte kluge Männer und kluge Frauen, zu Rate gezogen. Alle sagten sie, es sei mir etwas angetan; sie nahmen Waschungen, Ubergießungen und Veräucherungen mit mir vor, — alles ohne Erfolg. Ich bin durchaus kein Gegner der Volksmedizin und schenke ihr Vertrauen, besonders im Verein mit Magnetismus; ich habe mich längst von der Heringschätzung abgewandt, mit welcher viele von der Höhe ihrer Aufklärung und Gelehrsamkeit auf sie herabblickten; ich habe so viele überraschende und überzeugende Fälle mitangesehen, daß ich an der Wirksamkeit vieler volkstümlicher Mittel nicht zweifeln kann; aber sie halfen mir damals nicht, vielleicht weil sie nicht auf meine Krankheit paßten, vielleicht auch weil meine Mutter sich nicht entschließen konnte, mir innerliche Mittel zu geben. Ich erinnere mich jedoch, daß ich lange Zeit auf Rat einer Nachbarin Farnkraut in Pulverform einnahm; es wurden dazu die jüngsten Triebe gebraucht, die kammartig unmittelbar aus den Wurzeln zwischen den großen durchbrochenen Blättern oder Zweigen dieser Pflanzen hervorkommen. Das Farnkraut half gleichfalls nicht. Endlich griff man zu dem bekanntesten Mittel, das bei uns zu Hause schon zu den Zeiten des Großvaters und der Großmutter viel gebraucht wurde, auf das aber meine Mutter mit Verachtung hinblickte, und von dem sie bis dahin nichts hatte hören wollen,

obwohl die Tante es schon längst in Vorschlag gebracht hatte. Dieses Mittel hieß: „Benzoe-Tropfen gegen Epilepsie,“ weil das Benzoe-Harz seinen Hauptbestandteil bildete; es wurden zehn Tropfen in ein halbes Glas Wasser gegossen, und das Wasser wurde weiß wie Milch. Die Zahl der Tropfen wurde täglich um zwei vermehrt und bis auf fünfundzwanzig für eine Dosis gesteigert, die immer zur Nacht genommen wurde. Man begann, sie mir zu geben, und von der ersten Dosis an wurde mir besser; nach einem Monat war die Krankheit vollständig vergangen und kehrte niemals wieder. Nachdem die Zahl von fünfundzwanzig Tropfen erreicht war, fing man an, sie immer um zwei Tropfen zu verringern, und endete mit zehn Tropfen; ich hörte nicht auf zu baden und hielt nicht die geringste Diät. Was wäre für ein Geschrei erhoben worden, wenn mich irgendein berühmter Arzt so wunderbar geheilt hätte! Meine arme Mutter atmete wieder auf, ebenso mein Vater und meine ganze Umgebung, besonders die Schaffnerin Pelageja, die sich in der Zeit der Anfälle beständig mit mir abgemüht, mir abends Märchen erzählt und dies selbst dann fortgesetzt hatte, wenn ich bereits schlief; meine Mutter war so erfreut, wie wenn sie mich zum zweitenmal aus dem Gymnasium losgemacht hätte. Da sieht man, wie wir oft ein Heilmittel in der Ferne suchen, während wir es doch längst in der Hand haben. — Ich kehre nun ein wenig zurück.

Trotz des furchtbaren Charakters meiner Krankheit erlitten doch während der ganzen Dauer derselben weder mein Lernen noch meine ländlichen Vergnügungen eine Unterbrechung; nur beschäftigte ich mich mit dem einen wie mit dem anderen, als die Anfälle schlimmer wurden, maßvoller, und meine Mutter beobachtete mich mit der größten Aufmerksamkeit und ließ mich nicht auf lange und nicht weit von sich weg. Jeden Tag ging ich vormittags, solange es noch nicht so heiß war, mit Jewsejttsch angeln. Der beste Angelplatz war bei uns im Garten, fast vor den Fenstern, weil unterhalb von Afsakowo in dem

Nordwinendorfe Kiwazkoje eine Mühle und ein gewaltiger Teich war, so daß das Stauwasser fast bis zu unserm Garten reichte; hier konnte der Buguruslan der obere Zufluß des Teiches von Kiwazkoje genannt werden, und allen Angelfreunden ist es bekannt, daß dies zum Angeln sehr vorteilhaft ist. Zum ersten Male lernte ich damals die höchste Freude des Anglers kennen, den Fang großer Fische; bis dahin hatte ich immer nur Plöße, Barsche und Gründlinge gefangen; allerdings erreichen die beiden ersten Arten ebenfalls eine beträchtliche Größe; aber eigentümlicher Weise kamen mir sehr große Exemplare nicht vor, und wenn sie mir auch vorkamen, so konnte ich sie nicht herausziehen, weil ich mit dünnen Schnüren und kleinen Haken angelte. Jewsejitsch hatte mir nun zwei Schnüre gedreht, jede aus zwanzig Haaren, hatte dicke Haken daran befestigt, die Schnüre an starke Angelruten gebunden und führte mich, indem er auch seine eigene Angel mitnahm, in den Garten zu seinem geheimen Platze, den er das goldene Plätzchen nannte. Nachdem er ein Stück zusammengedrücktes Schwarzbrot von der Größe einer tüchtigen Haselnuß auf den Haken gesteckt hatte, warf er meine Angel unmittelbar unter einem Busche aus und legte die seinige am Ufer zwischen Gras und Schilf aus. Ich saß still da und wagte nicht, die Augen von meinem Schwimmer abzuwenden, der sachte vorwärts und rückwärts ging, weil das Wasser sich hier am Ufer drehte. Nach kurzer Zeit sprang Jewsejitsch plötzlich auf, schrie: „Da ist einer, junger Herr!“ und begann, sich mit einem großen Fische abzumühen, indem er seine Angelrute mit beiden Händen festhielt. Jewsejitsch hatte kein richtiges Verständnis vom Angeln und zog aus Leibeskräften; der Fisch hatte sich wahrscheinlich im Grase oder Schilfe verfangen, die Angelrute war ein einfacher Stock, und die Schnur riß: so bekamen wir nicht einmal zu sehen, was es für eine Art Fisch war. Jewsejitsch geriet in gewaltigen Zorn; auch ich zitterte beinahe bei seinem Anblicke. Jewsejitsch schwur und beteuerte, es sei ein so großer Fisch gewesen, wie er in seinem Leben noch

keinen gefangen habe; aber wahrscheinlich hatte sich ein gewöhnlicher Karpfen oder Döbel im Grase verwickelt und kam ihm daher so schwer vor. Nachdem mein Hüter meine zweite Angel losgewickelt hatte, warf er sie so schnell wie möglich an derselben Stelle aus, wo der Fisch bei ihm angebissen hatte, mit den Worten: „Ich bin offenbar ein bißchen zu hitzig gewesen; jetzt werde ich ganz sachte ziehen,“ und setzte sich auf das Gras, um auf eine neue Beute zu warten, aber vergebens. Nun kam ich an die Reihe, und das Schicksal wollte mir eine Freude bereiten: mein Schwimmer begann sich sachte aufzurichten und wieder seitwärts zu legen; dann richtete er sich endgültig auf und verschwand unter dem Wasser; ich zog, und ein gewaltiger Fisch begann langsam zu kommen, wie wenn er sich im Wasser dagegen stemmte. Jewsejitsch eilte mir zu Hilfe und faßte meine Angelrute; aber ich, in Erinnerung an das, was er vor kurzem gesagt hatte, wiederholte unaufhörlich, er solle recht sachte ziehen. Dank der neuen, starken Schnur und der nicht sehr biegsamen Angelrute, die ich nicht aus den Händen ließ<sup>1</sup>, zogen wir endlich mühsam mit vereinten Kräften einen sehr tüchtigen Karpfen heraus, auf den Jewsejitsch sich sofort mit dem ganzen Leibe warf, wobei er rief: „Da ist er, der liebe Kerl! Jetzt soll er nicht entwischen!“ Ich zitterte vor Freude wie im Fieber, was mir übrigens auch später begegnete, sooft ich einen großen Fisch fing; ich konnte mich lange Zeit nicht beruhigen und lief unaufhörlich hin, um den Karpfen zu besehen, der im Grase am Ufer an einem gefahrlosen Orte lag. Wir warfen die Angel wieder aus; aber es biß kein Fisch mehr an. Nach einer halben Stunde gingen wir nach Hause, weil ich nur für kurze Zeit Erlaubniß erhalten hatte. Dieser erste glück-

<sup>1</sup> Zum erfolgreichen Angeln großer Fische ist im allgemeinen eine biegsame Angelrute nützlich und eine steife sehr schädlich; aber da hier der Karpfen gegen alle Regeln der Angeltkunst herausgezogen wurde, nämlich mit Gewalt, so erwies sich die steife Angelrute, die sich wenig bog, als nützlich; denn die Schnur konnte vermöge ihrer Stärke den Fisch festhalten. (Anmerkung des Verfassers.)

liche Anfang machte mich endgültig zum passionierten Angler. Den Karpfen steckten wir auf einen Stock, und ich brachte ihn dem Vater, der auch selbst manchmal gern angelte. Damals bestand bei uns noch nicht die Gewohnheit, einen großen Fisch zu wiegen; aber ich glaube, daß ich auch später nie einen Karpfen von solcher Größe gefangen habe, und daß er mindestens sieben Pfund wog.

Mein Vater nahm mich manchmal mit auf die Jagd, auf die er übrigens nur selten fuhr. Ich hatte für sie großes Interesse, und solche Fahrten waren für mich Feste, obwohl mein Anteil an der Jagd sich damals auf die Ausübung der Obliegenheiten eines Hühnerhundes beschränkte, d. h. ich lief hin, um den geschossenen Vogel zu holen, und brachte ihn dem Vater. Ein Gewehr gab man mir nicht in die Hand. Drei Jahre später jedoch, in den Sommerferien (ich werde davon an seiner Stelle erzählen), entschied ein erster Schuß aus einem Gewehr mein Schicksal: alle anderen Arten der Jagd, sogar das Angeln, verloren in meinen Augen ihren Reiz, und ich wurde für mein ganzes Leben ein leidenschaftlicher Jäger mit der Büchse.

Als meine Krankheit ganz vergangen war, ging der August schon zu Ende; die Karpfen und Döbel hatten längst aufgehört zu beißen; aber ich hatte das Glück gehabt, mehrere Exemplare von beträchtlicher Größe zu fangen; selbstverständlich hatte ich noch einmal soviel entwischen lassen. Dafür stand das Angeln von Plögen und besonders von Barschen noch auf voller Höhe. Ubrigens hatte ich damals meine große Freude an den Habichten; mit den vorjährigen hatte man schon im Juli Wachteln zu jagen angefangen; die jungen Nestlinge waren ebenfalls schon längst abgerichtet, und die Jagd ging sehr glücklich vonstatten. Die alten Habichte waren bei Nikanor Tanaitshenok und bei Wanka Masan, die jungen bei Fjodor und bei meinem Hüter Jewsejitsch. Ich hatte auch meinen eigenen kleinen Lerchenfalken, der sehr gut abgerichtet war, und mit dem ich Sperlinge und andere kleine Vögel jagte. Nicht selten fuhr ich mit einem der genannten

Jäger, am häufigsten mit Jewsejitsch, auf einem langen Jagdwagen aufs Feld, und es machte mir viel Vergnügen zuzusehen, wie sie die fetten Herbstwachteln und Wiesenschnarrer jagten. So verging der Sommer und der Anfang des Herbstes, voll mannigfacher, ländlicher Vergnügungen, zu denen ich auch die Expeditionen zum Sammeln von Beeren und später von Pilzen<sup>1</sup> rechnen kann.

Meine Mutter machte auf dem Lande nicht gern Ausflüge. Nur selten gelang es uns, sie zu überreden, mit mir und meinem Vater aufs Feld oder in den Wald zu fahren. Ich erinnere mich jedoch, daß die wundervollen Erdbeeren, die in jenem Jahre in reicher Fülle wuchsen, meine Mutter manchmal auf ein nahegelegenes Brachfeld lockten, weil sie diese Beeren sehr liebte und meinte, sie seien ihrer Gesundheit zuträglich. Auch fuhren wir ab und zu nach den malerischen Bergquellen, um dort mit der ganzen Familie unter den schattigen Birken Tee zu trinken; aber das Pilzesammeln fand meine Mutter unerträglich langweilig; meinem Vater dagegen und meiner Tante machte es immer große Freude, „in die Pilze zu fahren“, und ich teilte ihre Neigung. Das Allerschlimmste war, daß meine Mutter auch unser liebes Afsakowo nicht leiden konnte. Sie fand seine Lage zu niedrig und zu feucht (was zum Teil richtig war), den Geruch des Teiches und des Dammes abscheulich, das Quellwasser kalkhaltig und hart und alles zusammen entschieden gesundheitschädlich. Darin lag viel Wahrheit, aber auch viel Voreingenommenheit und Ubertreibung. Man muß sich erinnern, daß meine Mutter in einer Stadt geboren und aufgewachsen war und ihr der Aufenthalt auf dem Lande an schlechthin jeder Stelle langweilig vorgekommen wäre. Mit Entrüstung

<sup>1</sup> Ich hatte damals keine Ahnung davon, daß die Pilze mir in meinem höheren Alter dauernd so viel Freude machen würden. Zum Danke dafür ist in mir schon lange der Gedanke rege geworden (und ich verzichte noch nicht auf seine Ausführung), ein Büchelchen über die Pilze und über die Freude, die ihr Einsammeln gewährt, zu schreiben. (Anmerkung des Verfassers.)

hörten wir Kinder und der Vater ihre häufigen, redegewandten Angriffe auf Afsakowo, und obgleich wir nicht wagten, es zu verteidigen, so stimmten wir ihr doch im Herzen nicht bei. Obwohl meine Mutter auf dem Lande lebte, führte sie doch kein ländliches Leben. Sie beschäftigte sich mit ihren Kindern, mit der Lektüre von Büchern und korrespondierte eifrig mit früheren Bekannten, größtenteils namhaften Persönlichkeiten, die, obwohl sie nur zeitweilige Bewohner oder gar nur Besucher von Ufa gewesen waren, dennoch gegen meine Mutter für alle Zeit ein Gefühl respektvoller Freundschaft bewahrten. Sie las auch gern medizinische Bücher, und Buchans „Heilkunde für das Haus“ galt ihr als Autorität. An die Lektüre medizinischer Bücher hatte sie sich gewöhnt, weil sie mehrere Jahre an dem Bette ihres kranken Vaters zugebracht hatte; sie hatte eine Hausapotheke und kurierte selbst Kranke, nicht nur ihre Angehörigen, sondern auch Fremde, und daher kamen nicht wenige Kranke aus den umliegenden Dörfern bei uns zusammen; mein Vater war bei diesem guten Werke ihr tätiger Gehilfe. Mit der Hauswirtschaft gab sie sich fast gar nicht ab.

Es kam der Herbst; ein Vergnügen verschwand nach dem anderen; die Tage wurden kurz und dämmerig; Regen und Kälte trieben einen jeden in die Stuben; ich verbrachte nun mehr Zeit bei meiner Mutter und beschäftigte mich mehr mit dem Lernen, d. h. ich schrieb und las vor. Ubrigens las an den langen Abenden auch der Vater vor und sogar die Mutter selbst, und zwar las diese außerordentlich gut. Obgleich mein Vater in seiner Familie nicht von klein auf an das Lesen gewöhnt worden war (bei dem Großvater und der Großmutter waren nur Kalender vorhanden und ein paar traurige Broschüren über „Harlemer Tropfen“ und über ein „Elizier zum langen Leben“), so besaß er doch eine natürliche Neigung zum Lesen; zum Beweise dient eine gewaltige Sammlung von allerlei damaligen Liedern und Gedichten, die er aus Drucksachen eigenhändig abgeschrieben hatte; ich bewahre diese Sammlung



noch jetzt auf. Meine Mutter hatte diese Neigung bei ihm noch weiter entwickelt, und so ging denn das allabendliche Vorlesen unter allgemeiner eifriger Theilnahme vor sich. Ich erinnere mich mit dem lebhaftesten Vergnügen an diese Abende, bei denen auch Tante Jewgenja Stepanowna immer anwesend war. Das literarische Vergnügen wurde verstärkt durch Zedernüsse und im Ofen getrocknete Haselnüsse, die meiner Mutter sehr schädlich waren, die sie aber sehr liebte; es erschien auf dem Tische ein kupfernes Kästchen mit diesem Naschwerk, und es wurde eine kleine Zange und eine kleine Keule zum Aufdrücken und Aufschlagen der Nüsse gebracht<sup>1</sup>. Sobald mich die Lektüre lebhaft interessierte, wurde mir dieses Nebenvergnügen sehr unangenehm, weil es mich zerstreute und am Zuhören hinderte. Wenn meine Mutter sich besser fühlte als gewöhnlich und sich in guter Stimmung befand, war sie von einer hinreißenden Lustigkeit, lachte viel und brachte die anderen zum Lachen. Besonders erweckten die Romane „Francisco Petroccio“ und „Elias Bendels Abenteuer“ sowohl durch ihren dummen Inhalt als auch durch die ungeschickte sprachwidrige Übersetzung ins Russische starkes Gelächter, das, durch die lebhaften, witzigen Bemerkungen meiner Mutter gesteigert, die Zuhörer dermaßen in seinen Bann schlug, daß alle sich buchstäblich vor Lachen wälzten und das Vorlesen für längere Zeit unterbrochen werden mußte; manchmal aber kamen auch Bücher vor, die lebhafteste Theilnahme, reges Interesse und sogar Tränen bei ihren Zuhörern hervorriefen.

Der Eintritt des Winters mit seinem ersten Schnee und leichten Frost gab mir für einige Zeit wieder die Möglichkeit,

<sup>1</sup> Das Schicksal dieses Kästchens ist bemerkenswert. Meine Mutter brachte es im Jahre 1788 unter ihrer Mitgift mit, gefüllt mit Bändern, Borten und Spitzen; in den neunziger Jahren und noch im Jahre 1801 war es mit getrockneten Nüssen angefüllt; im Jahre 1807 lagen in ihm mehr als hunderttausend Rubel Bargeld und Wechsel, sowie Brillanten und Perlen von hohem Werte; und jetzt steht es unter dem Schreibtische meines Sohnes, vollgestopft mit alten Urkunden. (Anmerkung des Verfassers.)

mich meinem Vergnügen zu widmen. Im Schnee wurden Hasen ausgespürt, Grauhasen und Weißhasen. Mein Vater nahm mich mit, und in Begleitung eines Haufens von allerlei Volk umstellten wir den in seinem Lager liegenden Hasen fast von allen Seiten mit Netzen; von der gegenüberliegenden Seite her stürmte der ganze Haufe mit Geschrei und Geheul vor; der erschrockene Hase sprang auf und rannte in die aufgestellten Netze. Ich lief auch mit und lärmte, schrie und ereiferte mich natürlich noch mehr als alle anderen. Ich liebte dieses Amüsament sehr und redete gern darüber mit meinem Vater. Wenn meine Mutter mit irgend etwas beschäftigt war und ich sie durch meine Fragen und Belästigungen störte, oder wenn sie nicht wohl war, dann schickte sie mich gewöhnlich zum Vater mit dem Hinzufügen: „Rede mit ihm von den Hasen!“ und dann führten der Vater und ich über dieses Thema endlose Gespräche. Außer der Hasenjagd machte es mir ein großes Vergnügen, Fallen für kleines Raubgetier aufzustellen: für Iltisse, Hermeline und Wiesel. Die abgezogenen glatten, schönen Felle der gefangenen Tiere hingen als Trophäen an meinem Bette. Aber bald fing der Schnee an, die Erde mit tiefer Schicht zu bedecken; Schneestürme wütheten, und alle meine Vergnügungen hörten vollständig auf. Ein furchtbares, trauriges Schauspiel ist so ein Schneesturm, nicht nur in der Steppe, sondern auch in der warmen Wohnung! Er verklebt die Fenster, treibt den Schnee sogar in den Hausflur, verschüttet alle Steige vom Guts Hause zu den Befindewohnungen, so daß sie mit Schaufeln freigemacht werden müssen; auf wenige Schritte ist ein Mensch nicht mehr zu sehen! Schließlich häuft er solche Schneemassen auf, daß es scheint, sie würden nie wieder wegtauen, — und Kleinmut befällt unwillkürlich die Seele! In den Hauptstädten kann man sich davon keinen Begriff machen; aber die Bewohner des flachen Landes werden mich verstehen und meine Gefühle teilen. Ich war ganz und gar in die Wände des Hauses eingeschlossen und konnte meine Mutter auf keine Weise bewegen,

mich mit dem Vater wegzulassen, der manchmal nach den Fischzäunen fuhr, d. h. nach solchen Stellen, wo der Fluß auf Sandbänken durch ein Flechtwerk oder dichtstehende Pfähle abgesperrt ist, zwischen denen Reusen angebracht sind. In der Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr, mitunter auch schon früher, begannen sich in ihnen Quappen zu fangen, manchmal sehr stattliche Tiere. Wenn sie nach Hause gebracht wurden, waren sie bisweilen von der starken Kälte ganz starr geworden; sie wurden dann in einen großen Kübel mit Wasser geworfen, und die marmorierten, dunkelgrünen, dickbäuchigen Quappen tauten dann allmählich auf und begannen ihre weichen Schwänze und ihre gefiederten, weichen Flossen zu bewegen und damit zu plätschern. Lange war ich von dem Kübel gar nicht wegzubekommen, betrachtete ihre Bewegungen und sprang jedesmal zurück, wenn von dem Geplätscher ihrer Schwänze das Wasser umherspritzte. Mein Vater hatte in seinen großen geflochtenen Fischbehältern immer eine Menge Quappen, und eine wohl-schmeckende Quappensuppe und noch wohl-schmeckendere Pasteten mit Quappenleber erschienen bei uns fast täglich auf dem Tische, bis alle sie sich so übergegessen hatten, daß niemand sie mehr mochte. Dann wurden nur noch ab und zu Quappengerichte bereitet, und der Rest dieser Fische erst im Laufe der großen Fasten verzehrt.

Weil meine Mutter, wie ich schon gesagt habe, Städterin war, und auch weil sie ihre Kindheit und frühe Mädchenzeit in drückenden, trüben Verhältnissen verlebt hatte und dann durch Lektüre von Büchern und durch Bekanntschaft mit klugen, gebildeten Leuten sozusagen in äußerliche Berührung mit der Kultur gekommen war, eine Berührung, die häufig eine Art von Stolz und Nichtachtung gegen schlichtes, einfaches Wesen hervorruft: aus allen diesen Ursachen zusammen erklärt sich die Stellung, die meine Mutter zu den Reigentänzen, den Wahrsageliedern und den Christwochen-Aufführungen einnahm: sie hatte kein Verständnis für sie, mochte sie nicht leiden und kannte

sie nicht einmal ordentlich. Im Gegensatz zu ihr liebte meine Tante, da sie auf dem Lande groß geworden war, all dergleichen sehr; sie veranstaltete bisweilen Christwochen=Aufführungen und =Lieder bei sich in ihrer Stube, und die süßen, bezaubernden Klänge der Volksmelodien drangen von dem dritten Zimmer her an mein Ohr, versetzten mein Herz in Aufregung und versenkten mich in eine Art von unverständlicher Wehmut. Ich war sehr ungehalten darüber, daß mir nicht erlaubt wurde, bei diesen Aufführungen zugegen zu sein, geschweige denn selbst an ihnen teilzunehmen, und infolge dieses strengen Verbotes ließ ich mich schließlich dazu verlocken, meine verständige, so heiß geliebte Mutter zu täuschen. Selbstverständlich hatte ich zuerst meine Mutter mit Bitten und Fragen bestürmt, warum sie mich denn nicht zu den Aufführungen hinließe. Meine Mutter antwortete mir in bestimmtem, strengem Tone, es komme dabei viel Dummes, Häßliches und Unpassendes vor, was ich weder anhören noch ansehen dürfe, da ich noch ein Kind sei und gut und böse noch nicht zu unterscheiden verstehe. Aber da ich noch nichts Böses gesehen oder, wenn ja, nicht verstanden hatte, worin es bestehe, so gehorchte ich nur ungern, ohne innere Ueberzeugung, sogar mißvergnügt. Meine Tante dagegen und die Dienstmädchen redeten ganz anders; sie setzten mir auseinander, meine Mutter habe nun einmal einen solchen Charakter, daß sie mit allem unzufrieden sei und ihr auf dem Lande nichts gefalle; davon sei sie denn auch krank; weil sie selbst nicht lustig sei, wolle sie, daß auch die anderen es nicht sein sollten. Solche Reden wirkten heimlich auf meinen kindlichen Verstand, und die Folge davon war, daß mich die Tante einmal überredete, die Spiele verstohlen mit anzusehen; und das geschah folgendermaßen. In der ganzen Christwoche fühlte sich meine Mutter nicht recht wohl oder nicht recht bei guter Laune; gemeinsames Lesen fand nicht statt; aber der Vater las der Mutter irgendein langweiliges oder ihr bereits bekanntes Buch vor, nur um sie einzuschlälfern, und sie pflegte nach dem Tee, der immer um

sechs Uhr abends getrunken wurde, etwa zwei Stunden oder mehr zu schlafen. Ich ging während dieser Zeit zur Tante. In einer solchen geeigneten Stunde überredete sie mich, die Aufführungen mit anzusehen, wickelte mich vom Kopfe bis zu den Füßen in einen Pelz, legte mich ihrem robusten Dienstmädchen Matrona auf die Arme und begab sich mit mir nach der Tischlerei, wo uns, in Bären, Truthähne, Kraniche, alte Männer und alte Frauen verkleidet, die ganze männliche und weibliche Jugend des Hofgesindes erwartete. Trotz der übelriechenden Talglichte, ja sogar eines rauchenden Leuchtsplans, wodurch der weite Raum nur mangelhaft erhellt wurde, trotz der drückenden, mephitischen Luft, wieviel echte Lustigkeit steckte doch in diesen ländlichen Aufführungen! Die wunderlichen Klänge der Christwochen-Lieder, diese aus dem höchsten Altertum stammenden Melodien, gleichsam ein Widerhall aus einer unbekanntem Welt, sie bewahrten noch eine lebendige Zauberkraft und übten ihre Macht über die Herzen einer unermesslich fernen Nachkommenschaft aus! Alle waren wie berauscht von Lustigkeit, wie trunken von Freude. Lautes, gemeinsames Gelächter über-tönte oft die Lieder und Reden. Das waren nicht Schauspieler und Schauspielerinnen, die irgend jemanden zum Vergnügen anderer vorstellen; nein, die begeisterten Sängerinnen und Tänzerinnen gaben sich selbst; sich selbst vergnügten sie aus der Überfülle ihrer Herzen, und jeder Zuschauer war eine entzückte mitwirkende Person. Alles sang, tanzte, redete, lachte, — und mitten in dem Getümmel, in dem Dunst und Qualm der lärmenden, allgemeinen Lustigkeit wickelten mich dieselben starken Hände wieder in den Pelz und trugen mich ungestüm hinweg aus der zauberhaften Märchenwelt. Lange konnte ich in dieser Nacht nicht einschlafen, und lange tanzten und sangen seltsame Gestalten um mich herum und verließen mich sogar im Traume nicht<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Ich erinnere mich an eine dramatische Christwochen-Aufführung mit einem besonderen Liede und Tanze, die, wie ich jetzt höre, der Bevölkerung

Das erstemal hatte ich mich zu dieser Täuschung ganz plötzlich, beinah durch Gewalt gezwungen, verleiten lassen und konnte, als ich nach Hause zurückgekehrt war, lange Zeit meiner Mutter nicht gerade in die Augen sehen; aber das entzückende Schauspiel hatte mich so gefesselt, daß ich das nächste Mal gern einwilligte und später selbst meiner Tante mit Bitten zusetzte, mich zu den Aufführungen mitzunehmen.

Endlich wurde die grausame Macht des Winters gebrochen, und die schreckliche Kälte nahm ab. Wir besaßen damals kein Thermometer, und ich kann daher nicht sagen, auf wieviel Grad die Kälte stieg; aber ich erinnere mich, daß Vögel davon starben und mir Sperlinge und Dohlen gebracht wurden, die im Fluge jenes Gouvernements, wo ich sie mit angesehen habe, bereits aus dem Gedächtnisse geschwunden ist: in der Mitte der Stube sitzt auf einer Bank oder einem Klotz ein alter Mann (selbstverständlich ein verkleideter); seine junge Frau, mit ländlichem Kopfsputz und seidnem Brusttuch, geht tanzend um ihn herum und singt dabei ein Klagelied über die Gebrechlichkeit ihres Mannes; der Chor akkompagniert sie. Unter Absingung dieses nach meiner Erinnerung aus acht Strophen bestehenden Liedes, von dem ich nur die beiden Anfangszeilen jeder Strophe im Gedächtnis habe:

„Ach, du Mann, du alter dummer,  
Machst mir nichts als Leid und Kummer,“

tritt die Frau an den Mann heran und heißt ihn hingehen, den Sommeracker pflügen. Der Alte hustet, stöhnt und antwortet mit zitternder Stimme: „Dazu bin ich zu schwach.“ Die Zuschauer lachen. Die junge Frau singt wieder mit dem Chor zusammen eine neue Strophe, indem sie wieder um den Alten herumgeht und herumtanzt. Auf diese Art werden alle ländlichen Arbeiten durchgenommen, und auf alle Aufforderungen, zu pflügen, zu säen, zu heuen, zu ernten usw., antwortet der Alte mit den Worten: „Dazu bin ich zu schwach,“ indem er diese abschlägige Antwort durch spaßhafte Zusätze und Interjektionen variiert. Endlich singt die Frau die letzte Strophe, in der sie ihm mittheilt, alle Leute seien nach Beendigung der Arbeiten von den Feldern heimgekehrt und brauten Bier; dann geht sie zu ihrem Manne heran und fordert ihn auf, zum Nachbar zu kommen, um Bier zu trinken. Der Alte springt behende auf und antwortet munter: „Komm, Mütterchen, komm!“ und läuft, seine junge Frau an der Hand mitziehend, in greisenhaftem Trabe davon. Lautes, fröhliches Gelächter der Zuschauer bildet den Schluß. (Anmerkung des Verfassers.)

wie tot niedergefallen und augenblicklich erstarrt waren; einige kamen durch Erwärmung wieder zum Leben. Ueberhaupt muß ich bemerken, daß die Winter in der Zeit meiner Kindheit und meines frühen Jünglingsalters weit kälter waren als die jetzigen. Und dies ist nicht etwa eine Einbildung von der Art, wie sie in höherem Alter leicht vorkommen; als ich in Kasan wohnte, gefror vor Beginn des Jahres 1807 zweimal das Quecksilber, und wir schmiedeten es wie heißes Eisen. Jetzt ist das in Kasan schon lediglich eine Ueberlieferung aus alter Zeit.

Die Sonne begann zu wärmen; die Wege wurden glatt; es kam die Butterwoche, und das Herunterfahren von Eisbergen nahm seinen Anfang. An den gemeinsamen Vergnügungen dieser Art mich zu beteiligen, erlaubte mir zu meinem Bedauern die Mutter ebenfalls nicht; ich durfte nur mit meiner Schwester und manchmal mit meinem kleinen Bruder Schlitten fahren und blickte im Vorbeifahren voll Neid auf den Schwarm von Bauernjungen und Bauernmädchen, die, von der Bewegung und der Kälte ganz rot im Gesicht, kühn von dem hohen Berge, unmittelbar von der Tenne an, auf kleinen Handschlitten und Schlittschuhen hinunterstiegen; manche benutzten dazu auch einfach alte Siebe oder runde Bastkörbe, die sie auf der unteren Seite nach Art von Schlittschuhen hatten gefrieren lassen. Lärmendes Gespräch und Gelächter erscholl in dem munteren, lustigen Haufen der oft in phantastischen Kostümen steckenden Kinder, namentlich wenn Schlittschuhläufer mit den Beinen nach oben hinabflogen, oder wenn so ein Korb mit einem kleinen Mädchen darin in schnelle Drehung geriet und umkippte, wobei dann die Insassin schon lange vor der Katastrophe ihrer Equipage loskreischte. Wie verlangte es mich dorthin, zu diesem Lärm, Geschrei und Gelächter, und wie langweilig erschien mir nach diesem Schauspiel das einsame Schlittensfahren von dem kleinen Eisberge herab, der im Garten vor den Fenstern unseres Salons errichtet war, und nur das eine tröstete mich, daß meine liebe Schwester mit mir zusammen fuhr.

Mit dem Beginn der Großen Fasten endeten all diese nicht sehr zahlreichen Wintervergönungen. Ich kann nicht sagen, daß die Großen Fasten bei uns unter Fasten und Gebet vergangen wären. Meine Mutter hielt wegen ihrer Kränklichkeit die Fasten nicht inne, und ich fastete natürlich ebenfalls nicht; mein Vater aber aß zwar an Mariä Himmelfahrt und in den Großen Fasten keine Fleischspeisen; indes bei dem reichen Vorrat an Uralstör, gefrorenem Sterlet, frischem Kaviar und lebenden Quappen war sein Fastentisch weit leckerer bestellt, als wenn Fleischspeisen darauf gestanden hätten. Eine Kirche war bei uns nicht, und die nächste war neun Werst entfernt in dem Dorfe Mordwinisch-Buguruslan. Der Geistliche war uns nicht besonders zugetan, und wir fuhren nur an den höchsten Festtagen dorthin. Ueberhaupt muß ich sagen, daß unsere Familie, wenn auch nicht eigentlich unreligiös, so doch an kirchliches Leben wenig gewöhnt war, wie das bei weiter Entfernung von der Kirche fast immer der Fall ist. Und so verlebte ich die Großen Fasten in meiner gewöhnlichen, noch ein wenig erhöhten Unterrichtstätigkeit. Meine Schülerin machte mir keinen Kummer mehr, sondern erfreute mich durch ihre Fortschritte. Wir spielten zusammen mit ihren Puppen, und ich baute ihr Städte aus Klötzchen und las ihr manchmal Kindermärchen vor, die ich ihr zugleich erläuterte.

Meine Mutter hatte beständig diese und jene Sorge und war mitunter sogar verstimmt; sie beschäftigte sich etwas weniger mit mir, und ich, der ich mich nunmehr meinem ruhigen Nachdenken überließ, durch das Leben im Gymnasium aus meiner kindlichen Unbekümmertheit ausgerüttelt war und auch bei der Rückkehr zum Landleben die neuen Eindrücke nicht vergessen hatte, ich fand in mir nicht mehr die frühere Sorglosigkeit, das frühere Vergnügen an meinen Liebhabereien; ich begann alles, was mich umgab, mit großer Aufmerksamkeit zu betrachten und dies und jenes, was ich vorher nicht beachtet hatte, zu verstehen, — und manche Dinge erschienen mir nicht mehr so reiz-



voll und freudenreich. Ein Gefühl einer mir bisher unbekanntem, eigenartigen Traurigkeit mischte sich nun in all meine Lieblingsbeschäftigungen und Amüsemens. Ich will mich über diese betrübliche Tatsache nicht des weiteren auslassen; aber ich mußte sie erwähnen, weil man sonst nicht verstehen würde, woher es kam, daß nach einigen Monaten das Leben in Afsakowo mir nicht mehr als das frühere glückselige Paradies erschien und ein zweiter Eintritt in das Gymnasium, besonders als zahlender Schüler, für mich nichts Schreckliches mehr hatte.

Der Winter war langdauernd und hartnäckig. Nur langsam trat der Frühling in seine Rechte ein, und erst Ende April nahmen die Wärme in der Luft, der Regen und der Wind gemeinschaftlich die furchtbaren Schneehaufen in Angriff und zerstörten sie in Zeit von einer Woche. Um Ostern waren die Wege völlig unpassierbar, und wir fuhren nicht einmal am ersten Feiertage zur Frühmesse. Die ganze Osterwoche verlebte ich wenig vergnügt: meine Mutter war kränklich und traurig, mein Vater schweigsam; er saß beständig über den Akten eines Erbschaftsprozesses, den er mit der Familie Bogdanow führte; diesen Prozeß gewann er später. Der Vater ging jeden Tag nach der Mühle, um das Steigen des Wassers zu beobachten. Einmal kehrte er ungewöhnlich früh nach Hause zurück und sagte zu mir: „Bitte die Mutter um Ausgeherlaubnis, Sergei; wir wollen gleich das Wasser ablassen.“ Ich lief hin, um die Mutter zu bitten, und hatte diesmal mehr Glück als sonst; meine Mutter ließ mich fort, nachdem sie einige Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, damit ich mir nicht die Füße naß machte und mich nicht erkältete. Auf einem langen Bauernwagen fuhren wir zur Mühle; auf dem Damme erwarteten uns die Bauern mit allerlei Gerätschaften. Das russische Volk hat seine Freude daran, der Bewegung des Wassers zuzusehen, und die ganze Bevölkerung von Afsakowo war zusammengelaufen, um zu beobachten, wie der Teich abgelassen würde. Schleusen mit Holzverschluß gab es bei uns noch nicht, und eine im Damm

zum Ablassen des hochgestiegenen Wassers gemachte Öffnung (das war die Schleuse) wurde in jedem Jahre wieder dicht verstopft. Der Teich war angeschwollen und ganz bläulich geworden; das Eis hatte sich gehoben, Risse bekommen und von den Ufern losgelöst; der Flußlauf war schon längst eisfrei, und das Wasser fand in dem Stauraum kaum Platz. Mit Beilen, Brechstangen und eisernen Schaufeln wurde der gefrorene Damm an beiden Rändern der vorjährigen Schleuse zerstört, und kaum war die oberste Schicht eine Elle tief weggeräumt, als das Wasser durchbrach und, ohne weiter der menschlichen Hilfe zu bedürfen, sich so eilig ans Werk machte, daß es sich in Zeit von einer halben Stunde einen Weg bis auf den Untergrund freilegte. Grimmig stürzten die trüben Gluten dahin, und in einem Augenblick hatte sich ein starker Fluß gebildet, der in dem neuen Graben nicht Platz fand und die Umgegend überschwemmte. Mit freudigen Ausrufen begrüßte das Volk das von ihm so geliebte Element, das aus der winterlichen Gefangenschaft sich den Weg zur Freiheit bahnte; besonders schrien und kreischten die Weiber; und dieser Lärm vermischte sich mit dem Getöse des massenhaft herabstürzenden Wassers, mit dem Krachen des Eises, das sich senkte und zerbrach. Das war ein Bild voller Leben, und wenn nicht jemand von Hause geschickt worden wäre, um uns zu sagen, daß es längst Zeit zum Mittagessen sei, so hätten der Vater und ich wahrscheinlich bis zum Abend da gestanden.

Am Vormittage des folgenden Tages fuhren wir wieder nach dem Damme und fanden nun dort ein anderes, ebenfalls geräuschvolles, lustiges Schauspiel. Der erste stürmische Ausbruch des Wassers war etwas friedlicher geworden; der Teich hatte sich bedeutend zusammengezogen; die kleineren Eisschollen waren an den Pfählen zerbrochen und fortgeschwemmt; aber die größeren hatten sich an seichten Stellen auf dem Grunde festgesetzt. An einer sonst fast trockenen Stelle, wo jetzt ein ganzer Strom von der Schleuse herabfloß, waren schon früher

kurze, dicke Pfähle eingerammt worden; nun gingen die Bauern bis an den Gürtel ins Wasser und banden an diesen Pfählen Reusen fest oder hängten sie mit Schlingen daran; die Fische, die, von der Strömung mitgerissen, herunterkollerten, und noch mehr solche, die im Flusse bis dicht an die Schleuse aufwärts geschwommen kamen und durch die Wucht des herabstürzenden Wassers zurückgeschleudert wurden, gerieten in die Reusen hinein. Fortwährend schleppten die Bauern, durchnäßt und vor Kälte zitternd, aber gleichzeitig miteinander Scherzworte und laute Zurufe wechselnd, ihre Beute an das Ufer, und Weiber, alte Männer, Knaben und Mädchen trugen sie in Spankörben und Sieben, manchmal auch einfach im Schoße des Hemdes nach Hause. Nachdem wir uns einige tüchtige Fische ausgefischt hatten, begaben wir uns heim. Meine Mutter war unzufrieden, daß wir uns so verspäteten, und ich erhielt nicht so bald wieder die Erlaubnis, nach der Mühle mitzukommen.

In kurzer Zeit verschwanden alle Anzeichen des Winters; Bäume und Sträucher bedeckten sich mit grünem Laube; das junge Gras sproß, und der Frühling erschien in seiner ganzen Schönheit. Wie früher bevölkerte sich unser Garten mit allerlei kleinen Singvögeln, Blaukehlchen und Grasmücken, die besonders alte Johannisbeer- und Berberitzensträucher lieben; wieder sangen die Nachtigallen, und wieder ahmten die Spottvögel deren Gesang nach. Da ich den vorjährigen Frühling in Gefängnishaft, in einer engen Krankenzelle verlebt hatte, so hätte ich, sollte man meinen, den Frühling auf dem Lande mit einem besonderen Wonnegefühl begrüßen müssen; aber ich empfand dauernd einen dumpfen Schmerz im Herzen, und obwohl ich nicht recht verstand, wovon dieser herrührte, so wurden doch nichtsdestoweniger alle meine Vergnügungen, denen ich mich anscheinend wie früher hingab, von einem Gefühle der Trauer vergiftet.

Schon im Winter hatte mein Vater daran gedacht, auf dem Damm eine sogenannte Verschlusschleuse anzulegen und eine

gute Mühle zu bauen. Er nahm sich dazu einen Mühleningenieur namens Krasnow an, einen großen Scharlatan und Schwindler, wie es sich in der Folgezeit herausstellte. Während der ganzen Großen Fasten machten unsere Bauern Bauholz zu recht: große und kleine Balken, Latten und Dielen, Schwellen und Pfähle, deren zu irgend welchem Zwecke eine große Menge erforderlich sein sollte, und sogleich nach dem Abflusse des Hochwassers machten sie sich daran, den Damm an einer anderen Stelle aufzureißen und dort eine neue Schleuse zu zimmern; gleichzeitig begannen angenommene Zimmerleute Pfähle einzuschlagen und dann, ebenfalls an einer anderen Stelle, ein gewaltig großes Mühlengebäude zu errichten, in welchem sechs Mahlgänge Platz finden sollten; die Stampfmühle befand sich in einem besonderen Bau. Die Arbeiten dauerten fast den ganzen Sommer. Mein Vater vertraute diesem Krasnow blind. Der alte Müller Boltunenok und einige Bauern, die sich ein wenig auf den Mühlenbau verstanden, lächelten zwar im stillen und schüttelten die Köpfe; aber auf meines Vaters Fragen, was sie von Krasnow hielten, ob er seine Sache verstehe, er habe den ganzen Plan auf dem Papier entworfen und schlage die Pfähle nach dem bloßen Augenmaße ein, und alle ständen am richtigen Platze, antworteten sie immer mit der naiven Schlaueheit der Russen: „Eingewandter Mensch, Väterchen, eingewandter Mensch! Das muß man sagen, ein Meister in seinem Fache! Alles berechnet er im Kopfe, und alles stimmt, wie es sein muß. Man weiß bloß nicht, wie die Mühle mahlen wird: das Wasser fließt im Graben sehr sachte, gar nicht direkt aus dem Flußlauf, und wie sollte es im Winter nicht durchfrieren?“ Aber Krasnow lächelte über die Bemerkungen der Bauern und widerlegte sie mit solchem Selbstvertrauen, daß meinem Vater auch nicht der leiseste Zweifel an dem guten Erfolge in den Sinn kam. Auch ich hörte Krasnows schöne Reden andachtsvoll mit an. Inzwischen verlangte der Bau, daß der Teich abgelassen werde, und in dem Teiche zeigte sich nun eine so schöne Angel-

gelegenheit, wie ich sie weder vorher noch nachher jemals gesehen habe. Alle Fische im Teiche drängten sich in dem Flußbette zusammen. Die Menge der Fische erinnerte an eine Kasserolle mit guter Fischsuppe. Nun begann ein fabelhaftes Angeln. Ich und Jewsejtsch wichen nicht von dem Teiche, und ich habe in meinem Leben nirgends so viel gefangen; sogar mein Vater, der sonst aus Mangel an Zeit nur sehr selten angelte, konnte jetzt vom Morgen bis zum Abend angeln, weil er den größten Teil des Tages bei der Mühle zubringen mußte, um die verschiedenen Arbeiten zu beaufsichtigen; er hatte jetzt vollständig die Möglichkeit zu angeln, ohne daß er die sämtlichen Bauten aus den Augen zu lassen brauchte; diese konnte er von Zeit zu Zeit inspizieren. Döbel, Karpfen, Schleie, Barsche, Hechte und mächtige Rotaugen (im Gewichte von drei Pfund und mehr) bisßen fortwährend und zu jeder Tageszeit. Die Größe der Fische hing von der Größe des Köders ab; wer große Köder auf den Haken steckte, bei dem bisßen große Fische. Ich erinnere mich, daß mein Vater, der besonders gern Barsche und Hechte angelte, zwei Haken an eine Schnur band, sie mit kleinen Fischen besteckte und jedesmal zwei Barsche zugleich herauszog und sogar einmal einen Barsch und einen Hecht. Ubrigens wurden die Hechte meist mit Hechtangeln gefangen, die mit tüchtigen Barschen und Plößen besteckt waren, und es kamen dabei nicht selten Hechte im Gewichte von sechzehn Pfund vor. Es versteht sich von selbst, daß trotz der dicken Schnüre und Haken, wenn man sich nicht auf das Angeln verstand und kein Handnetz zu Hilfe nahm, die größten Fische häufig entkamen, indem sie die Angelruten und Haken zerbrachen und die Schnüre zerrissen. Mein Jewsejtsch, der mich auch, als er schon ein alter Mann war, oft durch sein hitziges Wesen beim Angeln zum Lachen brachte, war mehr als andere Leute solchen bedauerlichen Verlusten ausgesetzt, und durch seine Schuld verlor auch ich oft einen tüchtigen Fisch, weil ich ihn ohne seine Hilfe nicht herausziehen konnte, seine Hilfe aber fast immer schädlich war. Der stärkste

Fang dauerte vom Frühling bis Mitte Juli; dann hörten die großen Fische auf zu beißen, ich meine damit Karpfen, Döbel und Schleie; alle übrigen aber bissen noch vorzüglich, und wahrscheinlich hätten auch jene gebissen, wenn man damals schon das Ködern mit ganzen, ausgebleichten Krebsen gekannt hätte.

Im Laufe dieses ganzen Jahres korrespondierte meine Mutter allmonatlich mit Wasili Petrowitsch Upadyschewski. In diesem Jahre waren am Kasaner Gymnasium viele Veränderungen erfolgt: der Direktor Peken und der Oberinspektor Kamaschew hatten sich pensionieren lassen; das Direktorat verwaltete der Oberlehrer der russischen Geschichte Ija Fjodorowitsch Jakowkin und das Amt des Oberinspektors mein Freund Upadyschewski. Nach Rücksprache mit dem neuen Direktor theilte Wasili Petrowitsch meiner Mutter mit, daß ich jetzt, wenn es meinen Eltern recht sei, zwar nicht als Staatsalumnus, wohl aber als zahlender Schüler eintreten und bei einem der Lehrer wohnen könne; es wären zwei vortreffliche junge Männer da: Iwan Ipatowitsch Sapolski und Grigori Iwanowitsch Kartaschewski, beide von der Moskauer Universität; sie hätten gemeinsam ein großes Haus gemietet, in dem sie zusammen wohnten, nähmen Pensionäre auf, sorgten auf das beste für deren leibliches Wohl und seien mit mäßiger Bezahlung zufrieden. Mein Vater und meine Mutter waren über diese Nachricht sehr erfreut, besonders darüber, daß Kamaschew abgegangen war, und obwohl es ihnen sehr schwer fiel, für mich dreihundert Rubel jährlich zu bezahlen und ungefähr zweihundert Rubel jährlich für meine Kleidung, meine Bücher und meinen Hüter auszugeben, so entschlossen sie sich doch im Interesse meiner Bildung dazu, Schulden zu machen; Schulden hatten sie übrigens ohnedies schon zweitausend Rubel (das betrachtete man damals schon als erhebliche Schulden!), und nur in der Erwartung, daß ihnen von Nadeschda Iwanowna Kurojedowa etwas zufallen werde, wagten sie es, ein neues Darlehen aufzunehmen. Der Unterrichtskursus begann

am Gymnasium am 15. August, die Aufnahme am 1. August. So wurde also beschlossen, Ende Juli nach Kasan zu fahren. Diesen Beschluß nahm ich beinahe ruhig auf, da mein innerer Seelenzustand immer bedrückter und krankhafter wurde. Aber als die Vorbereitungen beendet, der Tag der Abreise festgesetzt war, da wurde mir der Abschied von Afsakowo so schwer, daß auf einmal alles, was dort war, in meinen Augen den früheren Reiz und Wert wiedergewann; ja vielleicht einen noch größeren. Es schien mir, daß ich es niemals wiedersehen würde, und ich nahm daher Abschied von jedem Gebäude, von jedem Platze, von jedem Baume und Strauche, und es ging dabei nicht ohne Tränen ab. Ich verschenkte alle meine Reichthümer: meine Tauben gab ich unserm Koch Stepan und seinem Sohne; meine Katze bekam Sergejewna, die Frau unseres blinden Anwalts Pantelei Grigorjewitsch, eines außerordentlich geschäftstüchtigen Mannes und guten Geseßkundigen; mein Angelgerät und meine Fallen verteilte ich unter die Hoffungen, und meine Lesebücher, getrockneten Blumen, Bilder und dergleichen gab ich meiner Schwester, mit der ich in diesem Jahre so befreundet geworden war, wie es ein elfjähriger Bruder mit einer neunjährigen Schwester nur sein kann. Die Trennung von ihr war für mich sehr schmerzlich, und ich bat meine Mutter, die Schwester mit auf die Reise zu nehmen. Meine Mutter wollte anfangs auf meine Bitten nicht eingehen, gab aber schließlich doch nach.

Ich muß erwähnen, daß eine Woche vor unserer Abreise die neue Mühle in Gang gesetzt wurde. O weh, die Zweifel Boltunenok's und der anderen erwiesen sich als begründet: das Wasser floß in dem bogenförmigen Graben zu sachte und setzte die sechs Mahlgänge nicht in Bewegung; selbst bei zwei Mahlgängen mahlte es viel langsamer als früher. Mein Vater, der sich in seinem Vertrauen auf Krasnow's Sachkunde arg getäuscht sah, jagte ihn weg und beauftragte den alten Müller, die Sache wenigstens einigermaßen wieder in Ordnung zu bringen.

Endlich, am 26. Juli, hielt an der Freitreppe jene selbe geräumige Kutsche, mit denselben sechs Pferden bespannt, mit demselben Kutscher und demselben Vorreiter; derselbe Schwarm von Gutsleuten und Bauern versammelte sich, um der Herrschaft Lebewohl zu sagen; mein Vater und meine Mutter, ich und meine Schwester sowie Parascha nahmen im Wagen Platz, Jewsejtsch setzte sich auf den Bock, Fjodor auf das hintere Trittbrett, und langsam fuhr der Wagen von der Freitreppe weg, auf welcher meine Tante Jewgenja Stepanowna, die Kinderfrau mit meinem Bruder und die Amme mit meiner kleinen Schwester auf dem Arme standen. Der Haufe der Bauern und Gutsleute gab uns das Geleite bis zur Einfriedigung, indem er uns mit Abschiedsgrüßen und Segenswünschen überschüttete. Der Weg ging bis Krutez am Teiche entlang, wo schon ein Schwarm weißer und bunter Möwen kreifte. Wie beneidete ich jeden Dorfjungen, der nirgendshin wegzufahren, von niemand und nichts Abschied zu nehmen brauchte, der zu Hause blieb und sich jetzt mit seiner Angel irgendwo auf dem Damm im dichten Schatten einer Erle hinsetzen und sorglos Barsche und Plöße fangen konnte! Er blieb als völliger, ruhiger Besitzer des weiten Teiches zurück, der in diesem Jahre nicht mit Schilf und Gras verwachsen war, weil er vom Frühjahr an lange abgelassen gewesen war. Die Pferde, die lange im Stalle gestanden hatten, schnaubten und wurden hitzig; aber die starken, geübten Hände des Kutschers hielten sie zurück und zwangen sie, längere Zeit im Schritt zu gehen. Im Wagen schienen alle traurig zu sein und schwiegen. Ich steckte den Kopf aus dem Fenster und sah nach meinem lieben Afsakowo zurück, bis es meinen Augen verdeckt wurde, und stille Tränen strömten über meine Backen.



## IX. Gymnasium. Zweite Periode

Als wir in Kasan ankamen (im Jahre 1801) stiegen wir nicht bei der Frau Hauptmann Aristowa ab, sondern mieteten uns eine bessere Wohnung; ich besinne mich nicht, in welcher Straße; aber ich erinnere mich, daß wir ein ganzes Häuschen für uns bewohnten, das, wenn ich nicht irre, einem Herrn Tschortow gehörte. Wasili Petrowitsch Upadyschewski säumte nicht, bei uns zu erscheinen. Wir alle begrüßten ihn wie einen nahen Verwandten, Wohltäter und Freund. Er erzählte uns, Jakowkin versehe bis jetzt nur die Obliegenheiten des Direktors des Gymnasiums; in der Stadt seien Gerüchte im Umlauf, daß ein reicher dortiger Gutsbesitzer namens Lichatschew zum Direktor ernannt werden solle; jetzt sei die geeignetste Zeit dazu, mich als zahlenden Schüler ins Gymnasium zu bringen, weil Jakowkin und die ganze Konferenz damit einverstanden seien, der künftige Direktor aber möglicherweise die Sache anders ansehen und dagegen sein werde. Upadyschewski lobte sehr die beiden schon vor längerer Zeit von der Moskauer Universität an das Gymnasium gekommenen Oberlehrer Iwan Ipatowitsch Sapolski, welcher Physik, und Grigori Iwanowitsch Kartaschewski, welcher reine Mathematik unterrichtete. Er pries ihren Verstand, ihre Gelehrsamkeit und ihr bescheidenes Wesen. Sie waren miteinander befreundet, wohnten zusammen in einem schönen, steinernen Hause und hielten sieben Pensionäre, zahlende Gymnasiasten: Rytshkow, zwei Brüder Skuridin, Ach . . . w und drei Brüder Manasein; sie gewährten ihnen sehr gute Unterkunft und Beköstigung und beaufsichtigten sorgsam ihren häuslichen Fleiß. Mehr Pensionäre nahmen sie eigentlich nicht auf; aber Upadyschewski hatte ihnen meine Geschichte erzählt und so viel Gutes von mir und meiner Familie gesagt, daß die jungen Männer seinen Bitten nachgegeben und eingewilligt hatten, um meiner Mutter willen eine Aufnahme zu machen und mich unter ihre Pensionäre aufzunehmen.

Mein Vater fuhr mit mir zu Jakowkin und erlangte seine Einwilligung, mich als zahlenden Gymnasiasten aufzunehmen; dann begab er sich, ebenfalls mit mir, zu Iwan Ipatowitsch Sapolski und Grigori Iwanowitsch Kartaschewski. Überall wurden wir sehr wohlwollend aufgenommen; aber Grigori Iwanowitsch erklärte, ich könne eigentlich nur bei seinem Kollegen Sapolski eintreten, da sie die Pensionäre unter sich geteilt hätten; die drei älteren ständen unmittelbar unter seiner Aufsicht; diese würden übers Jahr nach Absolvierung des Gymnasialkursus die Anstalt verlassen, um in den Staatsdienst zu treten, und er, Grigori Iwanowitsch, wolle dann für sich leben und keine Pensionäre mehr halten. Meinem Vater war es ganz gleich, wer mich nähme; er bat die beiden jungen Männer nur dringend, die Bekanntschaft meiner Mutter zu machen. Am anderen Tage kamen sie zu uns. Gleich beim ersten Blick gefiel Grigori Iwanowitsch meiner Mutter außerordentlich gut, und sie bedauerte es sehr, daß ich nicht bei ihm wohnen sollte. Meinem Vater dagegen sowie mir selbst gefiel Iwan Ipatowitsch weit besser, der uns freundlicher, gutnütiger und gesprächiger vorkam als sein ernstester Kollege. Auf alles freundliche Zureden meiner Mutter, die Freunde sollten sich doch nicht trennen, sondern lieber zusammenbleiben und einander in der Erfüllung so heiliger Pflichten behilflich sein, antwortete Grigori Iwanowitsch mit großer Festigkeit, er halte die Pflicht für etwas sehr Wichtiges und Ernstes; aber die Verantwortung für die geistige Entwicklung der jungen Leute, wenn nicht vor ihren Eltern so doch vor ihm selbst, gehe über seine Kraft und hindere ihn, sich mit der Wissenschaft zu beschäftigen, in der er selbst noch ein Schüler sei. Diese Antwort wurde in so bestimmtem Tone erteilt, daß keine Möglichkeit war, etwas dagegen zu sagen, und dies auch unpassend gewesen wäre. Die jungen Männer gingen wieder fort, und meine Mutter war infolge ihres lebhaften Temperamentes sehr mißvergnügt. Wie sie denn immer in ihren Affekten sehr leidenschaftlich war, erhob

ste Grigori Iwanowitsch's treffliche Eigenschaften bis in den Himmel und fand bei seinem Kollegen viele Mängel. Die Folgezeit bewies, daß die warme Sympathie meiner Mutter nicht irrig gewesen war. Iwan Ipatowitsch war ein sehr guter Mensch, im gewöhnlichen Sinne des Wortes; aber Grigori Iwanowitsch gehörte zu der kleinen Zahl jener Menschen, deren hoher moralischer Standpunkt eine Seltenheit und deren ganzes Leben eine strenge Konsequenz dieses hohen Standpunktes ist. Ich für meine Person freute mich von ganzer Seele, daß ich zu dem gutmütigen Iwan Ipatowitsch kam und nicht mit den großen Pensionären zusammen wohnen sollte, die ihr besonderes Quartier hatten, sondern mit meinen Altersgenossen, die ebenso heitere, gutmütige Knaben waren wie ich. Alle unsere Angelegenheiten wurden dank der Beihilfe Upadyschewskis ohne alle Schwierigkeit erledigt, und nach einem Monat fuhren mein Vater, meine Mutter und meine Schwester wieder nach Afsakowo ab; aber während dieses Monats war Grigori Iwanowitsch, der meine Mutter schätzen gelernt hatte, häufig bei uns gewesen, obwohl er für einen großen Stubenhocker galt, und es hatte sich zwischen ihnen eine dauerhafte, auf wechselseitige Achtung gegründete Freundschaft herausgebildet, die sich in der Folgezeit bei vielen ernstern Anlässen bewährte.

Mein zweiter Abschied von der Mutter war bei weitem nicht von so schmerzlicher Trauer begleitet wie der erste. Besonders an mir selbst bemerkte ich diesen Unterschied, und trotz meines kindlichen Alters überraschte er mich und veranlaßte mich zu trübem Nachdenken. Aber bald nahm meine neue Lebensweise meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Ich wurde in demselben Zimmer mit den drei Brüdern Manasein einquartiert, mit denen ich sogleich gut bekannt wurde; Ach . . . w bewohnte ein besonderes, kleines Zimmer neben dem unsrigen. Er war sehr reich und, wenn ich nicht irre, der einzige Sohn seiner Mutter, einer Witwe. Trotz seines Reichthums, der an seiner Kleidung, seinem Bette und allem übrigen zu sehen war, lebte

er sehr geizig; in seinem Zimmer stand ein großer, eisenbeschlagener Koffer, zu dem er den Schlüssel in der Tasche trug. Meine Kameraden meinten, er bewahre in dem Koffer allerlei Schätze und Kostbarkeiten auf; der Koffer erregte allgemeine Neugierde.

Endlich erblickte ich wieder das mir ehemals so schreckliche und verhaßte Gymnasium und sah es jetzt ohne Furcht und ohne eine unangenehme Empfindung an. Darüber freute ich mich sehr. Ich trat wieder in denselben unteren Kursus ein, aus dem der größte Teil meiner früheren Kameraden in den mittleren übergegangen war, während an ihre Stelle neue Schüler getreten waren, die schlechter vorbereitet waren als ich; diejenigen Schüler aber, die die Versetzung in den höheren Kursus nicht erreicht hatten, waren träge oder unfähig, und daher wurde ich in sehr kurzer Zeit der erste in allen Unterrichtsgegenständen, mit Ausnahme des Katechismus und der biblischen Geschichte. Der Geistliche hegte beständig gegen mich eine Art von Ubelwollen, trotzdem ich meine Aufgaben immer sehr fest inne hatte. Es ist bemerkenswert, daß in der Folgezeit, als Upadyschewski ihn einmal fragte, woher es nur komme, daß Aksakow, der doch sonst überall der fleißigste Schüler sei, bei ihm nicht zu den besten Schülern gehöre; er könne gewiß seine Aufgaben nicht ordentlich, daß da der Geistliche antwortete: „Nein, seine Aufgaben kann er ganz gut; aber er hat kein Interesse für den Katechismus und die biblische Geschichte.“

Es vergingen mehrere Monate; die letzten Überreste der trüben Sehnsucht nach dem Elternhause und dem behaglichen Landleben waren verschwunden; ich gewöhnte mich allmählich an mein Schulleben, erwarb mir einige Freunde auf dem Gymnasium und gewann sie lieb. Zu dieser Veränderung trug viel der Umstand bei, daß ich nur nach dem Gymnasium kam, um da zu lernen, und nicht in ihm wohnte. Das Wohnen bei Iwan Ipatowitsch unterschied sich nicht so schroff von

meinem Leben zu Hause, wie die völlige Einsperrung in das staatliche Gebäude mitten in einer Menge von verschiedenartigen Kameran.

Als . . . w, der mir und den Manaseins, wie auch allen übrigen Schülern des Gymnasiums, fremd gegenüber stand, merkte, daß ich ein bescheidenes, friedliches Wesen hatte, und begann sich in Gespräche mit mir einzulassen und mich in sein Zimmer einzuladen; ja, er regalierte mich sogar mit den Leckerbissen, die er von Hause erhielt und ganz im stillen zu verzehren pflegte; schließlich sagte er, er wolle mir seinen Koffer zeigen, aber nur so, daß niemand etwas davon wüßte. Ich freute mich. In meiner von Zaubermärchen erfüllten Phantasie stellte ich mir diesen Koffer als den Aufbewahrungsort von Edelsteinen und Gold- und Silberbarren vor. Ich verabredete mit Als . . . w, daß ich zu ihm ins Zimmer kommen würde, wenn alle schliefen. Das tat ich denn auch gleich an demselben Abend; die Manaseins ließen mich nicht lange warten und schnarchten bald los; ich ging zu Als . . . w, bei dem nachts ein Lämpchen vor einem großen, reich vergoldeten Heiligenbilde brannte. Der Bewohner des Zimmers zündete eine Kerze an, schloß die Thür zu, nahm mir das Versprechen ab, niemandem etwas von dem zu sagen, was ich sehen würde, und schloß behutsam den geheimnisvollen Koffer auf. Aber wie groß war mein Erstaunen! Der Koffer war ganz vollgestopft mit Zeichnungen, Stahlstichen und ordinären Holzschnitten! Es befanden sich darunter auch in Öl gemalte Landschaften und Porträts, selbstverständlich von der Art, wie man sie auf den Aushängeschildern von Barbierstuben sieht. Ich selbst war ein großer Freund von Bildern; aber da ich dort etwas ganz anderes erwartet hatte, so würdigte ich sie keiner Beachtung und hoffte immer noch, der wirkliche Schatz werde auf dem Boden des Koffers zum Vorschein kommen. Als nun aber die letzten Blätter herausgenommen waren und die leeren Bretter sich meinen Augen darboten, da rief ich unwillkürlich:

„Weiter nichts?“ und brachte dadurch Ach . . . w in schreckliche Verlegenheit, der gemeint hatte, mich in Erstaunen und Entzücken versetzt zu haben. Ich erzählte ihm flüsternd mit aller Offenherzigkeit, was wir alle von diesem Koffer geglaubt hatten. „Ihr seid alle Dummköpfe!“ sagte Ach . . . w ärgerlich und trieb mich beinahe hinaus. Damit hatte unsere Knabenfreundschaft ein Ende. Nach einiger Zeit brach ich mein Versprechen und erzählte den Manaseins, was in dem Koffer aufbewahrt werde; wir blickten dann häufig durch die Türspalten und sahen, wie Ach . . . w, nachdem er die Tür zugeschlossen hatte, seine Bilder auf dem Bette, auf den Tischen, auf den Stühlen und sogar auf dem Fußboden ausgelegt hatte. Er betrachtete sie, wuschte sie ab und liebäugelte mit ihnen wie der geizige Ritter bei Puschkin mit seinen Schätzen; fast täglich, größtenteils bei Nacht, gab er sich diesem Genuße ganze Stunden lang hin. Wir machten uns über Ach . . . w lustig und erzählten im Gymnasium von seiner Leidenschaft für Bilder, und nun ließen die mutwilligen Knaben ihm keine Ruhe, sondern verlangten, er solle andern auch etwas von seinem Reichthum haben lassen und ihnen zeigen, wie „die Mäuse den Kater begraben“, oder wie „Jeruslan Lasarewitsch eine unzählbare Menge von Muselmännern erschlägt“. Ach . . . w wurde zornig, schimpfte sie und prügelte sich sogar mit ihnen; aber nichts half. Schließlich wurde ihm die Sache so zuwider, daß er an seine Mutter schrieb und diese ihn bald darauf ganz vom Gymnasium wegnahm. Ubrigens mochten dabei auch noch andere Gründe mitsprechen. Vor kurzem habe ich gehört, daß Ach . . . w für immer ein großer Sonderling geblieben ist; aber darum erfreut er sich doch des Rufes eines tüchtigen Landwirthes.

In den ersten Monaten nach meinem Eintritt bei Iwan Ipatowitsch beschäftigte er sich mit mir und den anderen noch so einigermaßen. Seine ganze Beschäftigung mit uns bestand darin, daß er, bevor wir uns an die Arbeit machten, uns fragte, was wir für Aufgaben bekommen hätten, und uns

lehrte, Französisch und Deutsch zu lesen; aber allmählich hörte er überhaupt auf, sich mit uns zu beschäftigen, und war nur wenig zu Hause. Um die Wahrheit zu sagen: für unser Lernen war es nützlich, daß er so oft ausging; denn in seiner Abwesenheit beschäftigte sich mit uns Grigori Iwanowitsch, und zwar weit sorgfältiger und besser als sein Kollege, und ich fühlte das recht wohl heraus. Endlich sagte mir Jewsejtsch insgeheim, Iwan Ipatowitsch bemühe sich um ein vermögendes Mädchen aus guter Adelsfamilie; das junge Mädchen und die Mutter seien seinem Wunsche geneigt; aber der Vater wolle seine Tochter nicht einem armen Teufel von Lehrer geben, der noch dazu der Sohn eines Popen sei. Diese Nachricht klang sehr wahrscheinlich.

Zum Direktor des Gymnasiums wurde wirklich der Gutsbesitzer Lichatschew ernannt; aber die zahlenden Schüler bekamen ihn lange Zeit nicht zu sehen, da er das Gymnasium gewöhnlich zur Zeit des Mittagessens besuchte und in die Unterrichtsstunden überhaupt nicht hineinsah. Ich lernte eifrig und ging sehr gern ins Gymnasium. Ob meine Kameraden ganz andere Knaben geworden waren als früher, oder ob ich selbst mich geändert hatte, ich weiß es nicht; aber ich bemerkte jene Zudringlichkeit und Neckerei der Knaben, die mir früher so unerträglich gewesen war, nicht mehr; es fanden sich gemeinsame Interessen; es regte sich der Wunsch, sich miteinander auszusprechen, und es kam dahin, daß ich mit Ungeduld auf die Zeit wartete, wo ich ins Gymnasium gehen mußte. Ich muß dabei noch dies bemerken, daß die Zeit, während deren ich mich im Gymnasium aufhielt, größtenteils durch den Unterricht ausgefüllt wurde, und beim Unterricht fand sich mein Ehrgeiz immer durch das Lob seitens der Lehrer und durch einen gewissen Respekt seitens der übrigen Schüler geschmeichelt, was mich jedoch nicht hinderte, mit ihnen in jeder Freizeit und auch sonst bei jeder geeigneten Gelegenheit zu spielen und zu tollern. Nach Hause schrieb ich jede Woche und empfing jede

Woche einen sehr zärtlichen Brief von meiner Mutter, manchmal mit einer Zuschrift meines Vaters. Die Mutter versicherte mir, sie sei nicht traurig über die Trennung von mir; sie freue sich darüber, daß ich im Lernen eifrig sei und mich gut betrage, wie ihr das von Iwan Ipatowitsch und von Upadyschewski geschrieben werde. Und ich glaubte es, daß meine Mutter nicht traurig sei. In jedem Briefe ließ sie sich Iwan Ipatowitsch und Grigori Iwanowitsch empfehlen, mit denen sie von Zeit zu Zeit selbst korrespondierte. Auf diese Weise gingen unsere Sachen fast ein ganzes Jahr lang, d. h. bis zum Juni 1802; im Laufe des Juni fanden die Examina statt, die mit einem vollständigen Triumph für meinen kindlichen Ehrgeiz schlossen; ich wurde in allen Gegenständen in den mittleren Kursus versetzt. Zu Anfang Juli, beim Schulaktus, erhielt ich ein Büchlehen mit der Aufschrift in goldenen Buchstaben: „Für Fleiß und gute Fortschritte“, und außerdem ein Belobigungsblatt.

Um mich abzuholen, war schon lange ein einfacher Reisewagen angekommen, sowie ein Dreigespann und ein Kutscher, und am Tage des Schulaktus, nach dem Mittagessen, fuhren ich und Jewsejtsch nach unserem lieben, teuren Aksakowo ab. Wir fuhren auf demselben Wege, auf dem mich zwei Jahre vorher meine Mutter wieder nach Hause gebracht hatte, nachdem es ihr gelungen war, mich von den Staatsalumni loszubekommen, und machten sogar an denselben Fütterungsstationen und Nachtquartieren halt. Bald durchdrang der Atem der Natur mein Wesen und verjagte aus meinem Kopfe das Gymnasium, die Schulkameraden, die Lehrer, die Bücher und die Aufgaben. Nachdem ich zeitweilig die Schönheit der Gotteswelt anscheinend vergessen hatte oder gegen sie kühler gewesen war, flammte meine Liebe zu ihr jetzt um so heißer und mit klarerem Bewußtsein auf. Zu Hause empfing mich die ganze Familie mit zärtlicher Liebe, und die Freude meiner Mutter läßt sich gar nicht beschreiben! Wie groß und schön war in dem einen Jahre meine liebe Schwester geworden, und



wie freute sie sich, mich wiederzusehen! Was wurde alles gefragt und erzählt! Unter anderem erfuhr ich von ihr, daß meine Mutter sich anfangs so nach mir gesehnt habe, daß sie geradezu krank geworden sei, und es war mir eine Art von schmerzlicher Empfindung, daß ich bei der letzten Trennung von ihr weniger betrübt gewesen war als früher.

Alle Ferientage, die ich damals in Afsakowo verlebte, sind in meinem Gedächtnisse zu einem einzigen schönen Freudentage zusammengeflossen! Ich kann, selbst wenn ich es wollte, schlechterdings nicht erzählen, was ich in diesen glücklichen Tagen getan habe! Ich weiß nur, daß die Zeit vom Morgen bis zum Abend für mich ein ununterbrochener Genuß war. Am häufigsten leuchtet aus dieser Fülle von Freuden das Angeln, das Baden und die Jagd mit dem Habicht hervor. Meine Mutter ließ sich von mir das ganze Jahr meines Gymnasiallebens mit allen kleinsten Einzelheiten erzählen und sagte während meiner Erzählung oft zu meinem Vater: „Siehst du wohl, Timofei Stepanowitsch, ich habe mich in Grigori Iwanowitsch nicht geirrt. Zwischen ihm und Iwan Ipatowitsch besteht ein himmelweiter Unterschied. Dem hätte ich Sergei gern zur Erziehung übergeben, und ich werde noch aus allen Kräften versuchen, es durchzusetzen.“ Jewsejitschs Erzählungen bestärkten sie noch mehr in dieser Absicht, deren Wichtigkeit auch ich schon begriff, und deren Ausföhrung ich selbst lebhaft wünschte. Besonders fühlte sich meine Mutter durch Grigori Iwanowitschs streng sittlichen Charakter angezogen. Von meiner Schwester war ich unzertrennlich; unsere Freundschaft war noch enger und zärtlicher geworden. Schnell flogen diese seligen Tage dahin, und am 10. August reisten ich und Jewsejitsch in demselben Reisewagen, mit demselben Kutscher und denselben Pferden wieder nach Kasan ab.

Bei meiner Ankunft fand ich alle meine Mitpensionäre bereits anwesend; aber Iwan Ipatowitsch war nicht in der Stadt. Wir erfuhren, daß er aufs Land gefahren sei, um sich

mit seiner Braut Nastassa Petrowna Jelagina zu verheiraten; einen Monat nach der Hochzeit würden sie wieder nach Kasan kommen, sich ein besonderes Haus mieten und uns dann zu sich nehmen; bis dahin werde Grigori Iwanowitsch für uns sorgen. Ich freute mich sehr darüber; aber die Manaseins hatten eine ganz entgegengesetzte Empfindung, besonders der jüngste Bruder, Jelpidifor, ein prächtiger Junge, aber ein arger Schlingel, der zum Lernen noch keine Lust hatte, ein Schlingel, aus dem aber doch in der Folge ein sehr tüchtiger Geschäftsmann geworden ist. Sehr lebhaft erinnere ich mich, daß ich mit der größten Ungeduld und Lernbegierde in den mittleren Kursus eintrat. Ich wußte im voraus, daß in diesem das Lernen weit schwerer war, und daß der mittlere Kursus als die eigentliche Grundlage des gesamten Gymnasialkursus galt. Es bestand die Anschauung, daß ein Schüler, der sich in dem mittleren Kursus ausgezeichnet habe, sich unfehlbar auch in dem oberen auszeichnen werde, während es dem gegenüber häufig vorkam, daß Schüler, die im unteren Kursus die Ersten gewesen waren, im mittleren dauernd mittelmäßig blieben<sup>1</sup>. Diese Anschauung machte mich ängstlich, und während des ganzen ersten Monats schwand meine Besorgnis nicht. Die Lehrer waren andere und kannten uns nicht; die versetzten Schüler saßen sämtlich von den anderen getrennt auf zwei besonderen Bänken, und die Lehrer beschäftigten sich anfangs mit ihnen nur wenig. Infolge der Schwierigkeit dieses mittleren Kursus blieb ein großer Teil in ihm zwei Jahre, so daß er sehr stark gefüllt war und die Lehrer physisch keine Möglichkeit hatten, sich mit allen gleichmäßig zu beschäftigen. Unter anderen Lehrgegenständen wurde, zusammen mit dem Russischen, im mittleren Kursus auch slawische Grammatik gelehrt, nach

---

<sup>1</sup> Es ist augenscheinlich, daß die Zerlegung des gesamten Gymnasialkursus in drei Kurse unzureichend war. Dies hat sich in der Folge durch die Erfahrung herausgestellt, und daher ist der jetzige Gymnasialkursus in sieben Klassen eingeteilt. (Anmerkung des Verfassers.)

einem Kompendium, das von dem betreffenden Lehrer selbst verfaßt war; er hieß Nikolai Michailowitsch Ibrahimow<sup>1</sup> und war ebenfalls von der Moskauer Universität an das Gymnasium gekommen; er war im mittleren Kursus nicht nur Lehrer des Russischen, sondern auch der Mathematik. Dieser Mann hat eine große Bedeutung für meine literarische Richtung gehabt, und sein Andenken ist mir teuer. Er war der erste, der mich ermutigte und mich sozusagen auf meinen jetzigen Weg stieß. Ibrahimow diktierte seine slawische Grammatik für diejenigen, die darin noch keinen Unterricht gehabt hatten und kein Exemplar besaßen; gewöhnlich schrieb ein Schüler nach Diktat an der Wandtafel, und die anderen schrieben das Diktate ab. Die Erklärungen, die Ibrahimow gab, waren nicht eingehend genug und nicht leicht verständlich; für diejenigen, die diesen grammatischen Unterricht zum zweiten Male durchmachten, waren diese Erklärungen ausreichend, nicht so für die neuen Schüler und besonders nicht für zwölfjährige Knaben wie ich und viele andere. Zum Glück beschäftigte sich in dieser Zeit in Folge von Iwan Ipatowitschs Abwesenheit Grigori Iwanowitsch mit mir; er erklärte mir auch die „Einführung in die slawische Grammatik“, in der ein Überblick über die allgemeine Grammatik enthalten war; ohne Erklärung hätte ich diesen Überblick ebenso schlecht verstanden wie die anderen Schüler. Da ich mir schon im voraus eine vollständige Abschrift der slawischen Grammatik verschafft hatte, so sah ich sie immer Sonntags durch und hat, sobald mir eine Stelle dunkel war, Grigori Iwanowitsch, sie mir zu erklären. Dies war mir in der Folge sehr nützlich. Endlich, sechs Wochen nach Beginn des Unterrichts (der September ging schon zu Ende),

<sup>1</sup> Sein Familienname und sein Äußeres wiesen deutlich auf seine tatarische oder baschkirische Abkunft hin; er hatte einen großen Kopf, kleine, durchbohrende, aber sehr freundliche Augen, breite Backenknochen und einen gewaltig großen Mund. Er liebte die Literatur mit Begeisterung, war sehr scharfsinnig und überhaupt ein hochbegabter Mensch. (Anmerkung des Verfassers.)

begab sich Folgendes. Nachdem Ibrahimow's kleine Tataren-gestalt einige Male mit dem Hefte in der Hand die lange Klasse durchmessen hatte, näherte er sich, statt wie gewöhnlich weiter zu diktieren, plötzlich den besonderen Bänken der neuen Schüler. Das Herz klopfte mir gewaltig. Ibrahimow begann, allen Schülern, die aus dem unteren Kursus versetzt waren, verschiedene Fragen aus den von ihm durchgenommenen Partien vorzulegen, nämlich aus der „Einleitung“ und aus zwei Kapiteln der Grammatik, in der Reihenfolge, in der die Schüler saßen. Die Reihenfolge war diese: zuerst kamen die Staatsalumni, dann die Pensionäre, dann die Halbpensionäre und zuletzt die zahlenden Schüler. Auf Ibrahimow's Fragen aus der Grammatik wurde noch einigermaßen leidlich geantwortet; aber aus der „Einleitung“ wußte schlechthin niemand etwas, ein deutlicher Beweis dafür, daß sie nicht verstanden worden war. Nun kam ich an die Reihe. Aus der Grammatik antwortete ich flott und befriedigend. Nach jeder Antwort sagte Ibrahimow: „Gut“. Meine Antworten erregten sein Interesse, und statt zweier oder dreier Fragen stellte er mir gegen zwanzig. Alle Antworten trafen gleichmäßig das Richtige. Ibrahimow lächelte fortwährend mit der ganzen Breite seines gewaltigen Tatarenmundes und sagte endlich: „Gut, gut, gut! Jetzt wollen wir einmal sehen, wie es mit der Einleitung steht!“ Auch hier waren meine Antworten völlig befriedigend. Er versuchte, mich irre zu machen; aber das gelang ihm nicht, da ich den Gegenstand wirklich verstand und nicht etwa nur Worte auswendig gelernt hatte. Ibrahimow geriet in vollständiges Erstaunen und Entzücken. Er überschüttete mich mit allen erdenklichen Lobsprüchen, rief mich aus der Bank heraus, hieß mich alle meine Hefte und Bücher zusammennehmen, faßte mich bei der Hand, führte mich zur ersten Bank und sagte: „Hier ist Ihr Platz!“ und setzte mich als Dritten; es waren aber mehr als vierzig Schüler. Einen solchen Triumph hatte ich mir nicht träumen lassen. Ich war

überglücklich. Als ich nach Hause gekommen war, schickte ich Jewsejtsch zu Grigori Iwanowitsch und ließ um die Erlaubnis bitten, zu ihm auf sein Zimmer kommen zu dürfen, und als ich die Erlaubnis erhalten hatte, erzählte ich ihm voller Freude, was mir begegnet war. Grigori Iwanowitsch war innerlich mit diesem Ereignis sehr zufrieden und ebenso mit der Empfindung, die es bei mir hervorgerufen hatte; aber zufolge seiner Methode antwortete er mir ziemlich trocken: „Freuen Sie sich nicht zu sehr; ob sich Ibrahimow auch nicht übereilt hat? Jetzt müssen Sie sich seine gute Meinung zu erhalten suchen und noch fleißiger lernen.“ Eine solche Antwort hätte bei einem anderen eine Empfindung erwecken können, als würde er mit kaltem Wasser begossen, oder als erhalte er einen Stoß vor die Brust, und ich billige ein solches Verfahren keineswegs; aber ich kannte Grigori Iwanowitsch bereits. Er hatte mich auch früher in seinen Briefen an meine Mutter sehr gelobt, mich selbst aber nicht im geringsten merken lassen, daß er mit mir zufrieden sei; er hatte sogar an meine Mutter geschrieben, sie möchte mir seine Briefe nicht zeigen. Im Russischen, bei demselben Ibrahimow, waren meine Leistungen gleichfalls hervorragend; hier wurde russische Syntax gelehrt und praktische Übungen angestellt, die aus dem Niederschreiben eines Diktates und aus der Umwandlung von Versen in Prosa bestanden. Das Diktatschreiben war uns sehr nützlich, sowohl für die Orthographie als auch für die Bildung des Geschmacks, da Ibrahimow die besten Partien aus Karamsin, Dmitrijew, Lomonosow und Cheraşkow für diesen Zweck auswählte, sie uns laut lesen ließ und uns ihren literarischen Wert erklärte. Das „Satzbilden“ hatte nach seiner persönlichen Ansicht keinen Nutzen, und nur um der Forderung des Lehrplanes zu genügen, gab er uns ein paarmal dergleichen auf. Statt dessen übte er uns in der Anfertigung kleiner Aufsätze über gegebene Themata. Was die anderen Lehrgegenstände anlangt, so rangierte ich in der Weltgeschichte, in der

russischen Geschichte und in der Geographie bei Jakowkin nicht unter den besten, aber unter den guten Schülern. In den Sprachen waren die Leistungen im allgemeinen schlecht, ohne Zweifel infolge der schlechten Lehrer. Im Rechnen war ich auch im unteren Kursus schwach gewesen, und im mittleren stellte es sich heraus, daß ich überhaupt keine Befähigung für die Mathematik besitze; dies wurde mir nicht nur auf dem Gymnasium, sondern auch auf der Universität bezeugt. Im Schönschreiben, Zeichnen und Tanzen leistete ich Ordnungsmäßiges. Bei dem Geistlichen gehörte ich nicht zu den vorzüglichen, aber doch zu den guten Schülern. Im mittleren Kursus hörte ich auf, die Schiefertafel und den Griffel mitzuschleppen, gegen die ich einen starken Widerwillen hegte, den ich mir zum Teil bis auf den heutigen Tag bewahrt habe. Das Kreischen des Griffels auf der Schiefertafel schrillte (und schrillt) mir durch die Nerven.

Endlich erfuhren wir, daß Iwan Ipatowitsch mit seiner jungen Frau in der Stadt eingetroffen und im Hause seiner Schwiegermutter abgestiegen war. Gleich am anderen Tage kam er, um sich nach seinen Pensionären umzusehen, und benahm sich gegen uns sehr liebenswürdig. Jewsejitsch erzählte mir im geheimen, Grigori Iwanowitsch sei sehr böse auf Iwan Ipatowitsch, weil er statt eines Monats drei Monate fortgeblieben sei; er habe zu ihm gesagt, es sei ihm (Grigori) sehr widerwärtig gewesen, sich mit den Kindern abzumühen; er habe es aber nicht fertig gebracht, sie ohne Aufsicht und Fürsorge zu lassen, wie Iwan Ipatowitsch das tue. Letzterer habe sich entschuldigt, sich bedankt und seinen Kollegen umarmt; aber der habe sich gegen ihn recht trocken und unhöflich benommen und gedroht, wenn dieser sich nicht unverzüglich eine Wohnung miete, so werde er selbst das Haus verlassen und sich nicht weiter um seine (Iwans) Pensionäre kümmern. Es muß hinzugefügt werden, daß Grigori Iwanowitsch eigene Pensionäre nicht mehr hatte. Trotz dieser Drohungen dauerte es eine ganze

Weile, bis Iwan Ipatowitsch sich eine Wohnung mietete, und Grigori Iwanowitsch lebte noch zwei Monate mit uns zusammen, indem er sich dauernd und gewissenhaft um unser Lernen, um unser leibliches Wohl und um unser Betragen kümmerte. In diesen fünf Monaten gewann ich eine große Anhänglichkeit an Grigori Iwanowitsch, obgleich er mir nie ein freundliches Wort sagte und äußerlich den Eindruck eines trockenen, strengen Mannes machte. Ich konnte damals den Wert dieses Lehrers nicht schätzen und hätte ihn nicht liebgewonnen, wenn meine Mutter mich nicht insgeheim benachrichtigt hätte, daß er mich sehr gern habe und mich sehr lobe und dies nur deswegen nicht zeige, damit ich nicht infolge meiner Jugendllichkeit durch sein Lob verwöhnt würde. Leider behielt Grigori Iwanowitsch diesen fehlerhaften Grundsatz während seiner ganzen langen, nützlichen und bedeutsamen dienstlichen Laufbahn bei, auch wo er nicht mit Kindern, sondern oft mit alten Leuten zu tun hatte. Wer Gelegenheit hatte, ihn näher kennen zu lernen, der empfand lebenslänglich ihm gegenüber die größte Hochachtung und Verehrung; dafür aber gab es auch brave Leute, die er durch die absichtliche Trockenheit seines Benehmens abstieß, und die ihn für einen stolzen, harten Menschen hielten, was vollkommen unzutreffend war. Endlich mietete sich Iwan Ipatowitsch eine anständige Wohnung. Als ich zu ihm umzog und von Grigori Iwanowitsch Abschied nahm, brach ich in Tränen aus und wollte ihn umarmen; aber er ließ es nicht zu, und obwohl er selbst beinah bis zu Tränen gerührt war (was ich nachher aus einem Briefe erfuhr, den er an meine Mutter schrieb), sagte er trocken und kühl zu mir: „Was soll das? Warum weinen Sie? Sie fürchten gewiß, daß Iwan Ipatowitsch Sie strenger behandeln wird!“ Ich muß gestehen, daß mir damals diese Worte sehr schmerzlich waren! Ich habe vergessen zu sagen, daß Iwan Ipatowitsch seine junge Frau zu uns brachte; es fiel uns an ihr nur auf, daß sie keine Augenbrauen hatte und in ihrer Einfalt es nicht

verstand, uns ein freundliches Wort zu sagen, und fortwährend errötete. Bei Iwan Ipatowitsch wurden wir, d. h. ich und die drei Manaseins, in einem besonderen Nebengebäude untergebracht und blieben anfangs ohne alle Aufsicht. Da merkte ich den ganzen Unterschied zwischen ihm und Grigori Iwanowitsch. Wir sahen Iwan Ipatowitsch nur beim Mittag- und Abendessen. Der junge Mann war durch die Fundierung seiner neuen Stellung und die Verwaltung seines Dorfes Koschtschakowo, das aus sechzig Seelen bestand und zwanzig Werst von der Stadt entfernt lag, völlig in Anspruch genommen; dieses Dorf hatte seine Frau als Mitgift bekommen, und er fuhr allwöchentlich auf zwei Tage dorthin. Die übrige Zeit war er mit dem Physikunterrichte im obersten Kursus des Gymnasiums oder mit der Sorge für die Familie seiner jungen Frau beschäftigt, da drei erwachsene Schwestern derselben dauernd bei ihm wohnten. Um die Hauswirtschaft kümmerte sich niemand, und sie war daher in arger Unordnung; sogar das Essen war sehr schlecht, und aus diesem Anlaß begegnete mir das nachstehende Erlebnis. Beim Abendessen (wir aßen immer in dem großen Hause an dem gemeinsamen Tische zu Abend) gab es einmal Schinken; eben hatte ich mir einen Bissen abgeschnitten und wollte ihn in den Mund stecken, als der hinter meinem Stuhle stehende Jewsejtsch mich in den Rücken stieß; ich drehte mich um und blickte meinen Hüter erstaunt an; er schüttelte den Kopf und machte mir ein Zeichen mit den Augen, ich solle den Schinken nicht essen; ich legte das Stück auf den Teller zurück und bemerkte erst jetzt, daß der Schinken faulig und sogar voller Maden war; eilig gab ich meinen Teller ab. Ich saß sehr nah bei Iwan Ipatowitsch, und er hatte alles bemerkt. Ich muß hinzufügen, daß am Tische außer den Pensionären noch seine Schwiegermutter, seine Frau und seine drei Schwägerinnen saßen. Als wir nach dem Abendessen alle an Iwan Ipatowitsch herantraten, um Gute Nacht zu sagen und schlafen zu gehen, befahl er mir, noch dazubleiben,



und führte mich und Jewsejtsch in sein Arbeitszimmer. Dort erteilte er mir einen sehr strengen Verweis dafür, daß ich mich dreist benommen und in der Absicht, den Hausherrn zu blamieren, die allgemeine Aufmerksamkeit auf den verdorbenen Schinken gelenkt hätte, den doch alle andern aus Taktgefühl gegessen hätten. Nachdem Iwan Ipatowitsch mir eine lange Strafpredigt gehalten und bewiesen hatte, daß ich ein unverzeihliches Vergehen begangen hätte, schalt er auch meinen braven Jewsejtsch mit sehr starken Ausdrücken aus. Ich vermochte meine Schuld schlechterdings nicht einzusehen und begann im Gefühle unverdienter Kränkung zu weinen. Iwan Ipatowitsch wurde dadurch milder gestimmt und sagte, daß er mir verzeihe; er wollte mich sogar umarmen; aber ich erwiderte ihm sehr aufrichtig und naiv, ich vergösse Tränen nicht aus Reue, sondern weil er mich durch den ungerechten Verdacht der Absichtlichkeit gekränkt und meinen Hüter gescholten habe. Iwan Ipatowitsch wurde von neuem zornig, fand an mir Gott weiß was für welche Verstocktheit, sagte, ich würde morgen exemplarisch bestraft werden, und schickte mich schlafen. Ich konnte lange Zeit nicht einschlafen, und der Gedanke, daß ein fremder Mensch, ohne jedes Verschulden meinerseits, mich exemplarisch bestrafen wolle, kränkte und erregte mich heftig. Bisher hatte, wie ich mich erinnerte, mich niemand außer meiner Mutter bestraft, und auch das war schon sehr lange her. Endlich schlief ich ein. Am nächsten Morgen, als wir uns angezogen hatten und zum Teetrinken in das Haus gegangen waren, kam Iwan Ipatowitsch gegen seine Gewohnheit zu uns ins Zimmer, setzte den drei Manaseins und dem jungen Jela-gin<sup>1</sup> auseinander, worin mein Verschulden bestehe, und hieß sie in das Gymnasium gehen; mir aber entzog er den Tee, befahl mir zu Hause zu bleiben, mich in das Nebengebäude zu

<sup>1</sup> Dies war ein Schwager Iwan Ipatowitschs, der zwei Wochen vorher in das Gymnasium eingetreten und bei ihm in Pension gekommen war. (Anmerkung des Verfassers.)

begeben, mich auszuziehen, mich zu Bett zu legen und bis zum Abend liegenzubleiben; statt des Frühstücks und des Mittagessens sollte ich ein Stück Brot und ein Glas Wasser bekommen. Eine so törichte und ganz unverdiente Bestrafung mußte einem so empfindsamen, zartbesaiteten Knaben wie ich als unerträgliche Beleidigung erscheinen, und als solche erschien sie mir auch wirklich; ich blickte meinen Pensionshalter trotzig und mit einem geringschätzigen Lächeln an und begab mich eilig in das Nebengebäude. Ich entkleidete mich, legte mich ins Bett und fing an, in einem Buche zu lesen. Mein Jewsejitsch, der für die moralische Kränkung kein Verständnis hatte, lachte herzlich über die dumme Bestrafung, ärgerte sich nur darüber, daß ich hungern sollte, und versprach, mir heimlich von dem Besten zu bringen, was auf den Tisch kommen werde. Ich verbot ihm entrüstet, dies zu tun, und schickte ihn hinaus. Anfangs fühlte ich nur Zorn und Empörung; dann fing ich an zu weinen, und endlich schlief ich ein! Ich hatte in der Nacht wenig geschlafen und schlief daher so fest, daß ich erst dann aufwachte, als meine Kameraden, nachdem sie in dem gemeinsamen Saale zu Mittag gegessen hatten, in das Nebengebäude kamen und zu spielen und zu lärmen begannen. Der Schlaf hatte mich beruhigt; ich wies das Brot und das Wasser zurück und ertrug mit Gleichmut die Scherze und Spöttereien meiner Mitschüler, die mich ebenfalls nicht schuldig fanden und nicht sowohl über mich als über die Seltsamkeit meiner Bestrafung lachten. Der mittlere Manasein, ein gehöriger Faulpelz, beneidete mich sogar und sagte, er würde wünschen, alle Tage so bestraft zu werden. Als meine Kameraden zu den Nachmittagsstunden ins Gymnasium gegangen waren, machte ich mich daran, die Aufgaben zu lernen, die meine Kameraden am Vormittag in meiner Abwesenheit erhalten hatten, und die gestrigen zu repetieren. Nach sechs Uhr abends, als die Pensionäre aus dem Gymnasium zurückgekommen waren und im Eßzimmer Tee tranken, ließ mir Iwan Ipatowitsch sagen, ich solle mich

anziehen und hinkommen. Ich gehorchte. Er empfing mich mit den Worten, er verzeihe mir; die Abkürzung meiner Bestrafung hätte ich den Damen zu verdanken; dabei wies er auf seine Schwiegermutter, seine Frau und seine Schwägerinnen. Ich bedankte mich bei ihnen. Iwan Ipatowitsch und seine Frau fuhren unmittelbar darauf irgendwohin weg. Meine Kameraden gingen, nachdem sie ihren Tee getrunken hatten, nach dem Nebengebäude; aber mich hielten die Damen bei sich zurück. Sogleich wurde ein Tischchen gedeckt und Essen gebracht; ich mußte mich an den Tisch setzen, die jungen Mädchen setzten sich neben mich, fütterten mich beinahe mit eigenen Händen und holten sogar ein Glas mit Eingemachtem herbei, wovon ich ein großer Freund war. Alles dies begleiteten sie mit solchen Liebkosungen, daß mein Herz ganz gerührt wurde. Ich erfuhr, daß die Fräulein, obgleich sie bis dahin kein einziges Wort mit mir gesprochen hatten, mich doch wegen meines bescheidenen Benehmens schon lange liebgewonnen hatten, und daß die Bestrafung, die sie und ihre alte Mutter unverdient und unmenschlich fanden, bei ihnen eine solche Theilnahme für mich erweckt hatte, daß sie Iwan Ipatowitsch inständig gebeten hatten, mir zu verzeihen, und die Schwester Katerina sogar geweint hatte und vor ihm auf die Knie gefallen war. Ich bemerkte, daß Katerina Petrowna schrecklich rot wurde. Sie behielten mich den ganzen Abend bei sich und fragten mich eingehend über alle meine Verhältnisse aus. Ich wurde natürlich gesprächig und erzählte nicht nur von meinem lieben Alfskowo und von meinem ersten Eintritt in das Gymnasium, sondern ich deklamierte auch eine Menge von Versen aus dem Kopfe, was ich von jeher sehr gern getan hatte. Die jungen Damen waren wirklich entzückt, äußerten ihr Erstaunen und überschütteten mich mit Liebkosungen. Ich war ebenfalls entzückt über den Eindruck, den ich gemacht hatte, und mein kindlicher Ehrgeiz machte mir den Kopf ganz schwindlig. Nach dem Abendessen kehrte ich mit meinen Kameraden zusammen

in das Nebengebäude zurück; sie hatten schon durch den Bruder der Jelaginschen Damen gehört, wie seine Schwestern mich geliebkost und mich bewirtet hätten; die Kameraden fragten mich aus und beneideten mich, und ich schlief vor Aufregung und unklaren, phantastischen Gedanken erst spät ein.

Ich habe dieses anscheinend unwichtige Ereignis absichtlich so ausführlich erzählt. Eine Folge davon war, daß ich anfang, nicht mehr so fleißig zu lernen. Die alte Frau Jelagina hatte, ebenso wie ihre Töchter, mich sehr liebgewonnen und erbat sich von ihrem Schwiegersohne nicht selten die Erlaubnis, mich abends in das Haus einzuladen, wo ich dann etwa zwei Stunden sehr vergnügt verlebte. An Sonn- und Festtagen lief ich beständig in das Haus und hörte fast auf, die Verwandtinnen meines Vaters, Frau Kirsejewa und Frau Safonowa, zu besuchen, bei denen ich früher oft gewesen war. Meine Kameraden fuhren fort, mich zu beneiden, und Jelagin, ein schon fünfzehnjähriger Flaps und Schlingel, den seine Schwestern aus unserer Gesellschaft weggejagt hatten, machte mir ein sehr grimmes Gesicht und ließ ein paar giftige Anspielungen fallen, die ich absolut nicht verstand. Allmählich ließ ich mich ganz und gar von den Schulwissenschaften ablenken, und obgleich Iwan Ipatowitsch nach drei Monaten für uns einen Studenten annahm, der den Kursus auf dem geistlichen Seminar absolviert hatte, namens Guri Iwlitsch Lastotfschin, einen sehr bescheidenen, kenntnisreichen jungen Mann, mit dem ich sehr gut hätte arbeiten können, so lernte ich doch bis zum Frühjahr, d. h. bis zu der Zeit, wo die Jelaginschen Damen wieder aufs Land fuhren, sehr schlecht. Nur bei Ibrahimow, im Russischen und in der slawischen Grammatik, blieb ich wie früher ein vorzüglicher Schüler, weil ich sowohl den Lehrgegenstand als auch den Lehrer sehr gern mochte. Underthhalb Monate vor dem Examen fing ich mit großem Eifer zu arbeiten an. Guri Iwlitsch hatte mich in dieser Zeit sehr liebgewonnen und unterstützte mich, soviel er nur konnte, bei meinem Be-

mühen; aber trotzdem wurde ich nicht in den obersten Kursus versetzt und blieb noch ein Jahr im mittleren; nur ein Drittel der Zöglinge rückte auf, und darunter einige nicht wegen ihrer wissenschaftlichen Leistungen, sondern wegen ihres Alters, indem sie schon zwei bis drei Jahre im mittleren Kursus saßen. Niemand rechnete mir das als Schuld an, und obgleich ich mit allen anderen fand, daß ein zweijähriger Aufenthalt im mittleren Kursus für mich nützlich sein werde, und daß dies fast mit allen Schülern so der Fall war, so fühlte sich doch mein kindlicher Ehrgeiz gekränkt, und vor allen Dingen fürchtete ich, daß dies meine Mutter betrüben werde. Meine Besorgnis war unbegründet. Als ich zu den Ferien mit Jewsejtsch nach Afsakowo kam (im Jahre 1803) und meine Mutter Upadyshewskis, Iwan Ipatowitschs und Grigori Iwanowitschs Briefe gelesen hatte, da war sie, und ebenso mein Vater, sehr zufrieden damit, daß ich im mittleren Kursus geblieben war. Aber als ich mit voller Aufrichtigkeit ihr ausführlich von meinem Aufenthalte und von meiner Lebensweise im Hause meines Pensionshalters erzählte, wurde meine Mutter sehr nachdenklich und zeigte sich unzufrieden. Ihr mißfiel Iwan Ipatowitsch, seine Familie und sogar Guri Iwlitsch Lastotschkın, weil sie die Seminaristen nicht leiden konnte, worin mein Vater ihr völlig beistimmte. Dieses Vorurteil war in bezug auf Guri Iwlitsch besonders ungerecht, der sehr viele gute Eigenschaften besaß<sup>1</sup>. Am meisten war meine Mutter über die alberne Be-

<sup>1</sup> Einige Jahre darauf traf ich mit Guri Iwlitsch Lastotschkın auf eine höchst originelle Weise wieder zusammen. Ich muß vorausschicken, daß er in der letzten Zeit, wie ich schon gesagt habe, mich sehr liebgewonnen hatte und, trotzdem ich nur zwölf Jahre alt war und er zweiundzwanzig, mir freundschaftlich alle seine Lebensverhältnisse anvertraute, unter anderm auch, daß die Seminarbehörde ihm zuredete, in den geistlichen Stand einzutreten, zu dem er keine Neigung verspüre. Ich weiß nicht, woher sich in meinem Kopfe die Meinung festgesetzt hatte, Guri Iwlitsch werde sicher Geistlicher werden; und ich sprach diese Meinung auch ihm gegenüber aus. Er behauptete, das werde nicht geschehen, und wurde sogar ärgerlich;

strafung entrüstet und empört, die Iwan Ipatowitsch über mich verhängt hatte. Der Wunsch, mich von ihm wegzunehmen und mich bei seinem früheren Hausgenossen unterzubringen, wurde in ihrem Herzen mit neuer Kraft rege. Mich wegzunehmen, war nicht schwer; aber Grigori Iwanowitsch zu überreden, daß er seinen ehemals gefassten Plan umstieße, das schien ein Ding der Unmöglichkeit, um so mehr, weil er nicht nur Iwan Ipatowitschs Kollege, sondern auch sein intimer Freund war.

---

ja, um mich vom Gegenteil zu überzeugen, nahm er einmal ein Blatt Papier und schrieb darauf: „Eher wird die Kasanka bergauf fließen, als daß Guri Lastotshkin in den geistlichen Stand tritt.“ Dieses Blatt gab er mir zur Aufbewahrung als eine Art von Schuldverschreibung dafür, daß er sich seine Freiheit bewahren werde: ein deutlicher Beweis, daß er selbst noch sehr jugendlich war. Zwei Monate darauf trennten wir uns. Es vergingen drei oder vier Jahre; ich hatte nie wieder etwas von Guri Iwlitsch gehört und seine Existenz vollständig vergessen. An einem garstigen Herbstmorgen erhielt ich ein Briefchen von meiner Tante N. N. Subowa, die ich sehr lieb hatte; sie wohnte damals im W...wschen Hause, und ich besuchte sie häufig. „Mein lieber Serget!“ schrieb sie. „Komm doch heute um fünf Uhr nachmittags in deiner Studentenuniform und mit deinem Studentendegen zu uns. Heute ist bei uns Hochzeit; du sollst Ljas Hochzeitsmarschall sein, ihr die Schuhe anziehen und sie zur Kirche bringen.“ Lisa war eine Pfliegerochter der Familie W...w, ein armes, schönes junges Mädchen. Ich kam mit einiger Verspätung hin, wurde ausgescholten und sogleich zur Braut geführt, der ich die seidenen Strümpfe und die Schuhe anzog. Die Braut war mit ihrem Anzuge noch nicht ganz fertig; aber ihr Kopf befand sich bereits im vollen Hochzeitsputz; ich erinnere mich, daß ich von ihrer Schönheit überrascht war. Kaum hatte ich Zeit gehabt, mit meiner lieben Tante auf ihrem Zimmer ein paar Worte zu wechseln, als die Hausfrau W...wa mich zu sich rufen ließ und mich bat, so schnell wie möglich in ihrem Wagen zu dem Bräutigam zu fahren und ihm zu bestellen, die Braut wäre fertig angekleidet; er möge sogleich nach der Kirche fahren und von dort seinen Hochzeitsmarschall schicken und sagen lassen, daß er die Braut erwarte. In der Eile hatte ich keine Zeit zu fragen, wer denn eigentlich der Bräutigam sei, und jagte im nächsten Augenblick zu ihm hin. Ich hatte einen W...wschen Diener mit, der den Bräutigam und seine Wohnung kannte; er brachte mich in ein großes steinernes Haus, in

Diesem konnte es in den Augen anderer Eltern schaden, wenn sein bester Schüler von ihm abging; und wenn ich von ihm zu Grigori Iwanowitsch zog, so konnten Leute, die die Verhältnisse nicht genau kannten, meinen, der letztere habe mich seinem Freunde abspenstig gemacht. Meine arme Mutter war sehr bekümmert, wußte aber nicht, wie sie sich helfen sollte. Die Liebkosungen der Jelaginschen Fräulein und besonders die Zärtlichkeiten der einen von ihnen mißfielen ihr ebenfalls, zu meinem nicht geringen Erstaunen. Sie beschloß, im Winter,

---

dem viele Leute waren, führte mich durch mehrere Zimmer, öffnete eine Thür und sagte: „Da ist der Bräutigam; er zieht sich vor dem Spiegel an,“ und ich erblickte den Rücken eines kräftigen Mannes in Kniehosen, seidene Strümpfen und Schuhen, dem jemand eilig und eifrig das dicke, weiße Jabot umband. Ich trat näher, der Bräutigam drehte sich um: es war Guri Iwlitsch Lastotschkín, der sehr voll und stark geworden war. Wir stießen beide einen Schrei des Erstaunens aus. „Ach, mein lieber Afsakow!“ sagte er. „Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen; aber entschuldigen Sie mich, ich kann augenblicklich nicht...“ Ich unterbrach ihn, indem ich ihm mittheilte, ich sei der Hochzeitsmarschall seiner Braut und sei gekommen, um den Bräutigam zur Eile anzutreiben. Während Lastotschkín fortfuhr sich eilig anzukleiden, redete er zugleich mit mir weiter. „Sie sind, wie mir scheint, verwundert?“ sagte er. „Ja,“ antwortete ich, „ich wußte nicht, daß Sie der Bräutigam seien; aber ich freue mich sehr, daß Sie ein so schönes, gutes Mädchen zur Frau bekommen.“ – „Ach, also wissen Sie noch nichts!“ rief Lastotschkín, faßte mich bei der Hand, führte mich beiseite und sagte leise zu mir: „Sie erinnern sich gewiß an mein schriftliches Versprechen, nicht in den geistlichen Stand zu treten? Nun, hören Sie also: morgen werde ich Geistlicher und übermorgen erster Pfarrer an der Peterpaulskirche!“ und dabei traten ihm die Tränen in die Augen. Welche Umstände Guri Iwlitschs Sinn geändert oder ihn gezwungen hatten, seine frühere Überzeugung zum Opfer zu bringen, das weiß ich nicht; aber es ging ihm offenbar nahe, daß er seine Freiheit verlor. Seitdem haben wir einander nicht mehr wiedergesehen. Im Laufe von fünfzig Jahren hörte ich fortwährend, daß Guri Iwlitsch Lastotschkín wegen seiner seelischen Eigenschaften allgemein beliebt und wegen seiner Gelehrsamkeit allgemein geachtet sei. Ich glaube, er war sogar Rektor an der vor nicht allzu langer Zeit in Kasan gegründeten geistlichen Akademie. (Anmerkung des Verfassers.)

sobald guter Weg sei, nach Kasan zu fahren: erstens, um sich mit eigenen Augen mein Leben anzusehen, und zweitens, um mit aller Macht Grigori Iwanowitsch dazu zu überreden, mich zu sich zu nehmen. Einen dritten Grund erfuhr ich erst später: meine Mutter wollte, daß ich die ganze durch die Winterferien unterrichtsfreie Zeit mit ihr und nicht in der Familie der Frau Iwan Ipatowitschs verleben möchte.

Die Sommerferien verlebte ich auf dem Lande ebenso angenehm wie im vorigen Jahre; aber auf der Rückreise hatte ich ein Erlebnis, das auf mich einen starken Eindruck machte, und dessen Spuren bis auf den heutigen Tag noch nicht verschwunden sind; ich hatte seitdem vor der Überfahrt über große Flüsse weit größere Furcht als vorher und fürchte mich auch jetzt noch sehr davor. Die Sache trug sich folgendermaßen zu: wir kamen um Mittag an die Sommer-Überfahrtsstelle über die Kama, gegenüber dem Dorfe Schuran. Am Ufer warteten auf das Übersetzen drei beladene Bauernwagen mit ihren Fuhrleuten und etwa fünfzehn Frauen mit Körben voll Beeren; die Frauen kehrten zu Fuß nach ihren Wohnungen auf dem gegenüberliegenden Ufer der Kama zurück. Fährleute waren an der Überfahrtsstelle nicht anwesend; wohin sie sich absentirt hatten, weiß ich nicht. Nachdem die Bauern und meine Leute ein Weilchen miteinander gesprochen hatten, beschloßen sie, selbst über den Fluß zu setzen, weil einer der Bauern sich anheischig machte, das Steuer zu handhaben, mit der Versicherung, er sei mehrere Jahre lang Fährmann gewesen. So wählten sie denn die beste Fähre aus und brachten die drei Bauernwagen mit ihrer Bespannung sowie meinen Reisewagen mit unseren drei Pferden hinein; selbstverständlich ließen sie auch alle Weiber mit ihren Beerenkörben einsteigen; der angebliche Fährmann stellte sich ans Steuer; zwei Bauern, mein Kutscher und der Diener Iwan Borisow, ein junger, überaus starker Mensch, der allein soviel wert war wie zehn andere, setzten sich an die Ruder, und wir stießen von dem Anlegeplatze



ab. Unterdeffen stieg im Westen eine schwarze Gewitterwolke auf und überzog allmählich den Horizont; sie zu übersehen war unmöglich; aber alle dachten: vielleicht zieht sie seitwärts, oder vielleicht kommen wir noch vorher hinüber. Unsere Abfahrtsstelle lag Schuran gerade gegenüber; um daher nicht durch die reißende Strömung der grimmigen Kama abwärts getrieben zu werden, sondern gerade die Anlegestelle zu treffen, mußte man mit Stangen mehr als eine Werst aufwärts fahren. Dies ging nur sehr langsam vonstatten; das Gewitter aber rückte schnell näher. Um die Überfahrt abzukürzen, fuhren unsere Leute nur eine halbe Werst aufwärts, setzten sich dann wieder an die Ruder und begannen, nachdem sie sich bekreuzt hatten, gegen die Strömung quer über den Fluß zu fahren; aber kaum waren wir bis zur Mitte gelangt, als die Gewitterwolke mit unglaublicher Schnelligkeit das ganze Firmament bedeckte; der schwarz gewordene Himmel spiegelte sich noch schwärzer im Wasser wider; es wurde dunkel, und ein furchtbares Gewitter mit Blitz, Donner und plötzlichem, wütendem Sturme brach los. Unser Steuermann ließ erschrocken das Steuerruder fahren und gestand, daß er gar nicht Fährmann gewesen sei und nicht zu steuern verstehe; der Wirbelwind drehte unsere Fähre wie ein Spänchen herum; die Weiber erhoben ein gellendes Geschrei, und Angst ergriff alle. Ich war so erschrocken, daß ich kein einziges Wort herausbringen konnte und am ganzen Leibe zitterte. Durch den Wirbelwind und die reißende Strömung wurde unsere Fähre mehrere Werst stromabwärts getrieben und strandete endlich auf einer Sandbank, glücklicherweise nur fünfzig Faden vom gegenüberliegenden Ufer. Iwan Borisow sprang ins Wasser, das ihm bis an den Gürtel reichte; er gelangte in einer Furt bis ans Ufer; das Wasser stieg ihm dabei nie über die Brust. Er kehrte auf demselben Wege zur Fähre zurück, zog das ruhigste unserer Pferde heraus, setzte mich rittlings darauf, sagte mir, ich möchte mich an der Mähne und am Halse des Pferdes

recht festhalten, und führte es am Zügel; Jewsejitsch ging hinterher und hielt mich mit beiden Händen. Die trüben, gewaltigen Wogen rauschten zwischen uns hindurch und übergossen uns mit ihren Köpfen; unglücklicherweise kam der vorangehende Borisow von der Furt ab, in der er zweimal gegangen war, und geriet in eine tiefere Stelle hinein; auf einmal versank er im Wasser, mein Pferd begann zu schwimmen, und Jewsejitsch blieb hinter mir zurück; in dieser Lage empfand ich vor dem nahen Tode eine Angst, die ich bis auf den heutigen Tag nicht vergessen habe; jeden Augenblick war ich nahe daran, das Bewußtsein zu verlieren, und erstickte beinahe: zum Glück war die tiefe Stelle nicht länger als zwei oder drei Faden. Borisow schwamm meisterhaft, mein Pferd leistete das gleiche, und ohne den Zügel aus den Händen zu lassen, schwamm er schnell nach einer seichteren Stelle hin und führte mein Pferd glücklich ans Ufer; aber Jewsejitsch, der nicht gut schwimmen konnte, wäre beinahe ertrunken und arbeitete sich nur mit großer Mühe nach dem Ufer durch. Ich wurde, naß bis auf den letzten Faden, fast besinnungslos vom Pferde gehoben; die Finger, mit denen ich mich in die Mähne meines Pferdes geklammert hatte, waren mir ganz starr und steif geworden; aber ich kam bald wieder zu mir und freute mich unaussprechlich über meine Rettung. Jewsejitsch blieb bei mir; Borisow aber begab sich wieder zur Fähre, von der nun die Weiber unter Schreien und Heulen, ohne sich von ihren Körben mit Beeren zu trennen, ins Wasser stiegen; die Männer stießen ihre Pferde und Wagen herunter, und alle gelangten, nachdem sie glücklicherweise eine noch etwas seichtere Furt gefunden hatten, so leidlich an das Ufer. Die Fähre, die nun um einen großen Teil ihrer Belastung erleichtert war, hob sich und begann von der Strömung mitgezogen zu werden. Da aber erwies sich Iwan Borisows Kraft als sehr nützlich; er hielt die Fähre so lange fest, bis unser Kutscher unsere Pferde und unseren Wagen auf die Sandbank gebracht hatte; dann

ließ Borisow die Fährre los, und sie wurde sogleich stromabwärts getragen. Bis zum Gürtel im Wasser stehend, spannten sie die Pferde an, und mein Wagen fuhr ans Ufer, wobei freilich alles darin Befindliche durchnäßt wurde. Naß und frierend stiegen wir ein und jagten nach Schuran; dort wärmten wir uns auf, trockneten uns, tranken heißen Tee, und das kalte Bad hatte für uns keinerlei üble physische Folgen. Aber dafür hatte meine Seele einen argen Schreck bekommen, und ich habe in meinem ganzen Leben einen großen Fluß nicht mit Gleichmut ansehen können, selbst nicht bei stillem Wetter; und bei Sturm empfinde ich eine unwillkürliche Angst, deren ich mich nicht zu erwehren vermag.

Nachdem ich auf das Gymnasium zurückgekehrt war, machte ich mich eifrig ans Lernen. Die Familie Jelagin war auf dem Lande, und niemand lenkte mich ab. Guri Iwlitsch, erfreut über meinen Fleiß, beschäftigte sich mit mir eifrig, und ich wurde bald in allen Unterrichtsfächern des mittleren Kursus mit Ausnahme der Mathematik einer der besten Schüler. Von Ibrahimows Lehrgegenständen rede ich nicht weiter: da war ich beständig der Erste. Zu dieser Zeit liebte ich schon sehr das Gymnasium, die Lehrer, die Inspektoren und die munteren Kameraden. Jetzt belästigte mich nicht mehr dieser stete Wirrwarr, das Gelaufe, der Lärm, das viele Reden, Lachen und Schreien. Ich hörte das alles gar nicht; ich sang selbst im Chor mit, und dieser Chorgesang kam mir wohlklingend und angenehm vor. — Der Herbst dauerte sehr lange und war sehr regnerisch. In der Stadt trat eine starke Fieberepidemie auf, die auch mich heimsuchte. Dr. Benis war nicht mehr der Arzt des Gymnasiums, und so behandelte denn unser Bekannter Andrei Iwanowitsch Ritter alle Gymnasiasten, sogar die Halbpensionäre und die zahlenden Schüler, unter diesen auch mich. Anfangs vertrieb er mir das Fieber ziemlich schnell; aber es kehrte nach einigen Tagen wieder. Gewaltig große Chininpulver mit Glaubersalz, an die ich bis jetzt nicht ohne Ekel denken kann,

verscheuchten das Fieber zum zweiten Male; aber zwei Wochen darauf stellte es sich von neuem mit großer Heftigkeit ein; so dauerte die Sache ziemlich lange. Jewsejtsch, wolcher sah, daß die Kur nicht erfolgreich war, begann an der Kunst des Arztes zu zweifeln, den er von früher her als einen argen Lebemann kannte, und von dem er versicherte, er sei oft zu mir schwer betrunken gekommen. Jewsejtsch wagte es, Iwan Ipatowitsch davon zu benachrichtigen und ihn zu bitten, er möchte einen anderen Arzt für mich annehmen. Aber Iwan Ipatowitsch wurde ärgerlich, erwiderte, daß Herrn Ritter in der ganzen Stadt nachgerühmt werde, er verstehe es gut, Fieber zu kurieren, und wies meinem Hüter die Thür; aber dieser, der mich herzlich liebte und an den Befehl seiner Herrin dachte, machte ihr brieflich von meiner Krankheit Mitteilung. Erschrocken und aufgereggt fuhr meine Mutter, obgleich sie nach ihrer Entbindung noch nicht ganz wiederhergestellt war (unsere Familie hatte sich um einen dritten Bruder vermehrt), unverzüglich allein nach Kasan, mietete sich eine Wohnung, nahm mich zu sich herüber, rief den besten Arzt zu mir und nahm nun meine Kur in Angriff. Die Reise nach Kasan war ein neuer Akt der Selbstaufopferung von seiten meiner Mutter. Ihre Gesundheit litt sehr darunter, — und ihr ganzes Leben bestand aus solchen Handlungen der Selbstaufopferung! Mit Iwan Ipatowitsch ging es nicht ohne unangenehme Auseinandersetzungen ab; er fühlte sich sowohl dadurch gekränkt, daß meine Mutter mich in ihre Wohnung herübergewonnen hatte, als auch dadurch, daß sie einen anderen Arzt hatte rufen lassen. Während meiner Kur, die etwa zwei Monate dauerte, weil ich heftige Schmerzen in der linken Seite hatte, fand ein unangenehmes Renkontre zwischen Iwan Ipatowitsch und den Eltern Manasein statt, infolge dessen er sein Pensionat aufgab und erklärte, er werde künftig keine Pensionäre mehr annehmen. Meine Mutter freute sich über diesen Vorfall sehr: sie hätte mich sowieso nicht bei Iwan Ipatowitsch gelassen; aber dann wäre es ihr weit

schwerer, ja unmöglich gewesen, Grigori Iwanowitsch dazu zu überreden, mich unmittelbar von seinem Freunde zu sich zu nehmen. Ubrigens stieß sie auch jetzt auf so viele Schwierigkeiten, daß der Erfolg lange zweifelhaft schien. Es muß bemerkt werden, daß während meines ganzen zweiten Aufenthaltes auf dem Gymnasium die freundschaftlichen Beziehungen Grigori Iwanowitschs zu meiner Familie nicht nur nicht schwächer, sondern allmählich noch herzlicher geworden waren. Meine Mutter stand mit ihm in sehr lebhafter Korrespondenz, und er konnte nicht umhin, ihren Verstand, ihre außerordentliche Mutterliebe und ihre unveränderlich freundschaftliche Gesinnung gegen ihn zu schätzen, die sich auf eine aufrichtige Hochachtung vor seinen strengen moralischen Prinzipien gründete. Ich habe mehrmals selbst vom anstoßenden Zimmer aus gehört, mit wie warmen, beredten Worten, mit wie heißen Tränen meine Mutter Grigori Iwanowitsch zu überreden suchte und ansuchte, mein Erzieher zu werden. Endlich ließ sich seine Festigkeit doch überwinden: er willigte ein, wiewohl nur sehr ungern. Er nahm mich nicht als Pensionär, sondern als seinen jungen Kameraden; er war damals sechsundzwanzig Jahre alt und ich dreizehn. Aber unter keinen Umständen wollte er für mich Geld nehmen, sondern schlug vor, wir wollten die Wohnungsmiete und die Kosten des Essens zu gleichen Theilen tragen, und zu größerer Bequemlichkeit sollte ich mir meinen eigenen Tee halten; alle übrigen Ausgaben sollte derjenige von uns, den sie angingen, selbst bezahlen. Als meine Mutter so die Erfüllung ihres langgehegten, heißen Wunsches erreicht hatte, war sie so glücklich, heiter und froh, daß ich im tiefften Herzen die Empfindung hatte, mit der Mutterliebe sei doch keine andere Liebe zu vergleichen. Ich freute mich ebenfalls sehr darüber, daß ich zu Grigori Iwanowitsch kam. Ich hegte gegen ihn eine große Verehrung, ja ich liebte ihn; seine etwas seltsamen, trockenen Manieren schreckten mich nicht; ich wußte recht wohl, daß er sich dieses äußerlich kalte Benehmen nur infolge seiner pädagogischen Ansichten zum

Grundsatz für den Verkehr mit jungen Leuten gemacht hatte; ich dachte damals, daß ein solches Verfahren vielleicht sogar das richtige sei, was ich allerdings jetzt nicht mehr denke.

Wir mieteten unverzüglich ein sehr gutes, geräumiges Haus, das eben jenen Jelagins gehörte, das sie aber damals nicht bewohnten, sondern vermieteten. Meine Mutter zog zunächst mit mir um, richtete uns unsere künftige Wirtschaft ein, übergab mich, der ich nun vollständig wiederhergestellt war, meinem nunmehrigen Erzieher Grigori Iwanowitsch und reiste, von den angenehmsten Hoffnungen erfüllt, nach Afsakowo zu ihrer übrigen Familie zurück. Dies war schon im Februar 1804. Ich weiß keine erfreulichere Erinnerung aus meiner frühen Jugend als die Erinnerung an mein Leben bei Grigori Iwanowitsch. Dieses dauerte zwei und ein halbes Jahr, und obgleich sich gegen das Ende sein heller Glanz ein wenig trübte, so sind doch in meiner dankbaren Erinnerung nur die freundlichen Bilder lebhaft und klar haften geblieben. Lange hatte Grigori Iwanowitsch sich dagegen gesträubt, mich zu nehmen; aber dafür widmete er, nachdem er einmal eingewilligt hatte, sich mir auch vollständig. Die Teilnahme am Schulunterricht stand, obwohl ich sie erfolgreich fortsetzte, doch erst in zweiter Linie; die Hauptsache waren die häuslichen Übungen. Nur zu gewissen Lehrern ging ich beständig hin; dagegen besuchte ich die Mathematik-, Zeichen- und Schönschreibestunden nur selten; während dieser Stunden arbeitete ich zu Hause unter der Anleitung meines verständigen Erziehers. Sonderbar, daß mir die Mathematik absolut nicht in den Kopf wollte! Grigori Iwanowitsch unterrichtete mich anfangs eifrig in diesem Gegenstande, und ich kann nicht sagen, daß ich seine außerordentlich klaren Auseinandersetzungen nicht verstanden hätte; aber ich vergaß das, was ich verstanden hatte, sofort wieder, und Grigori Iwanowitsch meinte dann, ich hätte überhaupt nichts verstanden gehabt. Da er wußte, daß ich mit einem sehr tüchtigen Studenten der Mathematik, Alexander Knäschewitsch, befreundet war, bat er diesen, versuchsweise mit

mir Mathematik zu treiben; und sollte man es denken: bei Knäschewitsch verstand ich alles weit besser als bei Grigori Iwanowitsch und behielt es länger. Aber all das führte zu weiter nichts: einige Tage darauf war in meinem Kopfe kein Lehrsatz und kein Beweis mehr vorhanden. Mein sonst so vorzügliches Gedächtniß erschien bei der Mathematik als ein Blatt reines, weißes Papier, auf dem kein mathematisches Zeichen haften blieb! Daher entwarf mein Erzieher, meinen natürlichen Neigungen und Fähigkeiten entsprechend, für mich einen Bildungsplan: zur allgemeinen Bildung sollte namentlich die literarische hinzutreten. Er ließ für mich sofort eine Menge Bücher kommen. Soweit ich mich erinnern kann, waren dies: Lomonosow, Derschawin<sup>1</sup>, Dmitrijew, Kapnist und Chemnitzer. Sumarokow und Cheraschow besaß ich bereits; aber Grigori Iwanowitsch las diese beiden nie mit mir. Von französischen Büchern ließ er mir die Predigten von Massillon, Fléchier und Bourdaloue kommen, ferner die Märchen der Scheherazade, Don Quichotte, den Tod Abels, Gessners Idyllen, den Vikar von Wakefield und zwei Naturgeschichtsbücher, eines davon mit Abbildungen, aber ich weiß nicht mehr, von welchen Verfassern. Die Naturgeschichte war für mich die anziehendste Wissenschaft. Auf andere Bücher kann ich mich nicht besinnen; aber es waren ihrer noch mehrere. Vor allem trieb mein Erzieher mit mir fremde Sprachen, namentlich Französisch, worin ich, wie fast alle Schüler, sehr schwach war; in drei Monaten konnte ich flott lesen und verstand jedes französische Buch. Das Erlernen von Vokabeln, grammatischen Regeln und kleinen Gesprächen ging in der Schule seinen Gang für sich; aber zu Hause lernte ich nichts auswendig. Grigori Iwanowitsch nahm

---

<sup>1</sup> Es war damals erst ein Band Oden von Derschawin im Druck erschienen und ein kleines Bändchen anacreontischer Gedichte; dieses war in „Petrograd“ gedruckt, wie auf dem Titelblatte angegeben war. Offenbar war der fremdländische Name der neuen russischen Residenz nicht nach Derschawins Geschmack. (Anmerkung des Verfassers.)

ein Buch, ließ mich lesen und mündlich übersezen. Anfangs verstand ich geradezu nichts, und das war mir peinlich und langweilig; aber mein Lehrer verblieb hartnäckig bei seiner Methode, und ihr schneller Erfolg versetzte mich in Erstaunen und machte mir Freude. Die mir unbekanntn Worte notierte ich mir besonders; dann schrieb ich die Übersetzung, die immer zweimal mündlich wiederholt wurde, auf ein Blatt Papier; bei meinem guten Gedächtnisse wußte ich, ohne erst noch zu lernen, am anderen Tage immer sowohl das französische Original als auch die russische Übersetzung und alle besonders aufgeschriebenen Worte auswendig. Die ersten Stücke, die ich las und übersezte, waren aus einer französischen Ehrestomathie: Les aventures d'Aristonoy; unmittelbar darauf begann ich auch Scheherazade zu lesen und zu übersezen und dann den Don Quichotte. Manche Stellen zu lesen wurde mir nicht erlaubt, und ich befolgte diese Weisung gewissenhaft. O Gott, welchen Genuß gewährte mir das Lernen aus diesen heiteren, anziehenden Büchern! Selbst jetzt, wo schon fünfzig Jahre dazwischen liegen, erinnere ich mich an diese Lektüre mit dem lebhaftesten Vergnügen; ich erinnere mich, mit welcher Ungeduld ich auf die dafür angesezte Stunde wartete, fast immer unmittelbar nach dem Mittagessen!

Grigori Iwanowitsch beschäftigte sich eifrig mit seiner eigenen Wissenschaft und schrieb, unter Benutzung der Arbeiten von Gelehrten, die damals auf diesem Gebiete berühmt waren, ein eigenes Lehrbuch der reinen Mathematik zum Gebrauche der Gymnasien; er las auch viele deutsche Schriftsteller, namentlich philosophische, und vervollkommnete sich beständig im Lateinischen<sup>1</sup>. Wenn er mit mir Scheherazade und Don Quichotte

---

<sup>1</sup> Grigori Iwanowitsch besaß eine ausgezeichnete Kenntniß fremder Sprachen und schrieb sie fließend. Durch sein Latein sezte er die Universität Wilna in Erstaunen, deren letzter Kurator er in der Folgezeit wgr. Es ist erstaunlich, wie und wo er sich solche Sprachkenntnisse hatte erwerben können. (Anmerkung des Verfassers.)



laß, so war das für ihn eine Erholung von seiner geistigen Arbeit, und er lachte herzlich mit mir, als wenn er ganz gleichaltrig mit mir wäre, oder, richtiger gesagt, wie ein Kind, wodurch er mich anfangs in großes Erstaunen versetzte; in solchen Augenblicken war mein Erzieher gar nicht wiederzuerkennen; seine ganze Trockenheit und Strenge war verschwunden, und ich gewann ihn so lieb wie einen älteren Bruder, obwohl ich ihn gleichzeitig sehr fürchtete. Aber als ich im Französischen hinreichende Fortschritte gemacht hatte, wurde die Lektüre russischer Schriftsteller, namentlich russischer Dichter, unsere Hauptbeschäftigung. Grigori Iwanowitsch erklärte mir so vortrefflich und verständlich die poetischen Schönheiten, den Gedanken des Verfassers und den Wert der einzelnen Ausdrücke, daß meine Neigung zur Literatur sich bald in eine leidenschaftliche Liebe verwandelte. Ohne alle Anstrengung meinerseits lernte ich viele der besten Gedichte von Derschawin, Lomonosow und Kapnist auswendig, die mein strenger Erzieher für mich ausgewählt hatte; die Gedichte von Dmitrijew, die damals wegen ihrer reinen, regelrechten Sprache als vorbildlich galten, konnte ich fast alle auswendig. Russische Prosa lasen wir nur sehr wenig, wahrscheinlich weil meinem Erzieher die damaligen Prosaisker nicht zusagten. Es verdient angemerkt zu werden, daß er nicht mit mir Karamsin las, außer einigen der „Briefe eines reisenden Russen“, und mir nicht erlaubte, „Meine Bagatellen“ in meiner Bibliothek zu haben. Ich hatte schon vorher alles gelesen, was Karamsin geschrieben hatte, konnte „Hektors Abschied von Andromache“ und die „Praktische Weisheit Salomonis“ auswendig und deklamierte diese Gedichte mit Feuer. Ich wollte mich damit vor meinem Erzieher rühmen; aber er zog ein finsternes Gesicht und sagte, das erste Gedicht gebe keinen richtigen Begriff von Homer und das zweite nicht von dem Eklesiasten, und fügte hinzu, Karamsin sei kein Dichter, und ich täte am besten, diese Gedichte ganz zu vergessen. Ich war sehr erstaunt; beide Gedichte gefielen mir, und ich dekla-

mierte sie auch weiter im stillen, wenn ich allein im Garten umherging. Aufsätze zu schreiben erlaubte er mir nicht, und ich genoß dieses Vergnügen entweder in der Schule bei Ibrahimow oder zu Hause, ebenfalls im stillen. Ich hörte einmal von meinem Zimmer aus, das nur durch eine dünne Thür von der Stube getrennt war, die Grigori Iwanowitsch als Arbeits- und Schlafstube benutzte, wie er über mich mit Ibrahimow sprach. Ibrahimow lobte mich sehr, zeigte meinem Erzieher meinen Schulaufsatz in Gestalt eines Briefes an einen Freund: „Über die Schönheit des Frühlings“ und fügte hinzu, es würde sich empfehlen, mich recht viel Aufsätze schreiben zu lassen. Grigori Iwanowitsch, der immer seinen Kollegen gegenüber eine überlegene Stellung einnahm, erwiderte ihm in sehr bestimmtem Tone: „Das sind alles lauter Pöffen, lieber Kollege! Sein Aufsatz besteht aus fremden Phrasen, die er aus allerlei Büchern aufgeschnappt hat, und deshalb kann man daraus noch gar nicht darüber urteilen, ob er eigene Begabung besitzt. Lust hat er allerdings gewaltige, und ich weiß, daß er oft rasch Papier vollkritzelt; aber ich werde ihn möglichst lange im Zügel halten; je später mein Telemach<sup>1</sup> anfängt, selbst etwas zu schreiben, um so besser für ihn. Ein junger Mensch muß sich an gute Vorbilder halten und seinen Geschmack bilden, indem er Schriftsteller liest, die glatt und regelrecht schreiben. Meinst du, ich gebe ihm den ganzen Derschawin zum Lesen? Durchaus nicht; er kennt etwa zwanzig Gedichte von ihm, nicht mehr; aber Dmitrijew kennt er vollständig. Ich glaube, du verdirbst ihn mir. Wahrscheinlich traktierst du in der Klasse fortwährend ‚Die arme Lisa‘, ‚Natalja, die Tochter des Bojaren‘, und das dramatische Fragment ‚Sofja‘.“ Ibrahimow fühlte sich gekränkt und erwiderte, er wisse sehr wohl, daß diese Stücke trotz ihrer Reize für Schüler nicht passend seien. „Gut so,“ fuhr mein Erzieher fort; „aber unser

<sup>1</sup> So nannten mich im Scherz alle Kollegen Grigori Iwanowitschs, indem sie gleichzeitig ihm selbst den Namen Mentor oder Minerva belegten. (Anmerkung des Verfassers.)

Erich<sup>1</sup> läßt gerade diese Stücke ins Französische übersetzen.“ Das Gespräch dauerte ziemlich lange, und so jung ich war, so erkannte ich doch sehr wohl, wie verständig die Reden meines Erziehers waren. Er wußte nicht, daß ich zu Hause war, und sprach daher über mich so laut: ich war aus dem Gymnasium ungewöhnlich früh zurückgekommen, weil in unserer Klasse kein Lehrer war, und war in mein Zimmer gegangen, ohne daß mich jemand bemerkt hätte. Hier hörte ich ebenfalls, wie hoch Grigori Iwanowitsch meine Mutter schätzte; aber leider sagte er auch nicht ein einziges schmeichelhaftes Wort über mich, und wie gern hätte ich etwas Derartiges gehört! Gerade als ob er gewußt hätte, daß ich an der Thür horchte! — Es war eine sonderbare, unbegreifliche Sache! Wenn ich jetzt über die Vergangenheit nachdenke, so vermag ich es mir nicht zu erklären, was für einen Grund meine warme Zuneigung zu Grigori Iwanowitsch hatte. Infolge meiner Jugend konnte ich es damals nicht völlig durchschauen, daß sich hinter seinem trockenen Benehmen ein lebhaftes Interesse und ein herzliches Wohlwollen gegen mich verbarg. Niemals liebte er mich, niemals schmeichelte er meiner Eitelkeit durch ein Lob, er ermunterte meinen Fleiß nicht; und trotz alledem liebte ich ihn so warm, wie ich außer meinen Verwandten keinen Menschen liebte. Ich erinnere mich, daß ich ihn einmal lachen hörte. Ich blickte in sein Zimmer und sah, daß mein strenger Erzieher, ein mathematisches Buch in der Hand, wie ein Kind über ein paar spielende Käzchen lachte. Sein Gesicht war in diesem Augenblicke so gutmütig, freundlich, ja zärtlich, daß ich ordentlich die Käzchen beneidete. Ich trat mit meinem Hefte zu ihm ins Zimmer, und die frühere ruhige Kälte, ja sogar eine gewisse Verdrossenheit prägte sich auf seinem Gesichte aus.

<sup>1</sup> Erich war ein großer Linguist und sowohl der neueren als auch der alten Sprachen in hohem Maße kundig. Am Gymnasium unterrichtete er im obersten Kursus Französisch und Deutsch und an der Universität machte man ihn zum Adjunkten des Lateinischen und Griechischen. (Anmerkung des Verfassers.)

So verging meine Zeit; Grigori Iwanowitsch zeigte sich zuzeiten zugänglicher, und seine Redeweise wurde, wenn auch nicht freundlich, so doch wenigstens manchmal scherzhaft, aber nur wenn wir unter vier Augen waren, namentlich bei der Lektüre des Don Quichotte, bei welcher Sancho Pansa für uns eine unerschöpfliche Quelle des Gelächters war; sobald ein Dritter erschien, und wenn es nur Jewsejitsch war, wurde mein Erzieher sofort wieder ernst.

Grigori Iwanowitsch war der Sohn eines kleinrussischen Adligen, eines Geistlichen, der ungefähr hundert Leibeigene besaß; sein Urgroßvater, ein Türke, war, ich weiß nicht aus welchem Grunde, aus der Türkei ausgewandert, zum Christentum übergetreten, hatte sich verheiratet und in Kleinrußland niedergelassen. Grigori Iwanowitsch erfreute sich nicht der Liebe seiner Mutter; aber dafür liebte ihn sein Vater mit mütterlicher Zärtlichkeit. Da dieser sah, daß der Knabe zu Hause ein schlechtes Leben hatte, so brachte er ihn in seinem neunten Lebensjahre nach Moskau und verschaffte ihm eine Alumnusstelle am Universitätsgymnasium. Der Sohn hing mit warmer, leidenschaftlicher Liebe an seinem Vater und grämte sich sehr, als er allein in Moskau zurückblieb; ein Jahr darauf besuchte ihn der Vater dort, und der Knabe freute sich dermaßen, daß er vor Aufregung das Fieber bekam; der arme Vater konnte nicht lange in Moskau bleiben und mußte seinen Liebling dort krank zurücklassen. Nach einem Jahre starb der Vater. Im Laufe von achtzehn Jahren, von seinem Eintritte in das Moskauer Gymnasium an, fuhr Grigori Iwanowitsch nur ein einziges Mal zum Besuch nach Kleinrußland, und zwar ehe er in das Lehramt eintrat; aber er nahm aus seinem Elternhause eine unangenehme, peinliche Empfindung mit. Alles dies erzählte mir sein Diener, der Kleinrusse Jaskka, den er mitgebracht hatte. In der Aussprache meines Erziehers, in seiner Denkweise und in seinem Außeren war nicht das geringste von einem Kleinrussen zu spüren. Es scheint, daß die Heimat

keinen Reiz für ihn hatte, und ich habe oft gehört, wie er, während er das großrussische Wesen hoch stellte, sich über die kleinrussische Trägheit und Stumpfheit lustig machte, sehr zum Arger seiner Landsleute Iwan Ipatowitsch und Marke= witsch, des Ökonomen am Gymnasium, eines sehr guten Men= schen mit einem gehörigen Bäuchlein, geborenen Humoristen und amüsanten Spaßmachers, der sehr freundlich gegen mich war, und den ich sehr gut leiden konnte.

Es kam der Frühling des Jahres 1804, und in der Leidens= woche bereitete sich Grigori Iwanowitsch mit mir auf das Abendmahl vor, wobei er das Fasten und alle kirchlichen Vor= schriften aufs strengste beobachtete. Unsere Pfarrkirche zur heiligen Großmartyrerin Warwara lag dicht am Schlagbaum, hinter dem sogenannten Urskoje= Felde. Trotzdem die Wege infolge des Frühjahrs sehr schlecht waren, gingen wir zu allen Gottesdiensten nach der Kirche, sogar zur Frühmesse. In dieser Zeit kam einmal Iwan Ipatowitsch zu uns, und ich hörte zu= fällig, wie er über Grigori Iwanowitschs Frömmigkeit seine Wiße machte. Aus dem, was er sagte, konnte man entnehmen, daß mein Erzieher früher kein eifriger Beobachter der religiösen Gebräuche gewesen war; aber dieses Mal schalt er seinen Freund ernstlich aus wegen seiner unangebrachten Späße, so daß Iwan Ipatowitsch, der für einen Philosophen zu gelten beanspruchte, sich sehr gekränkt fühlte und lange Zeit nicht zu uns kam. Ich muß sagen, daß Grigori Iwanowitsch sein ganzes Leben lang ein wahrer Christ war. Trotz des kleinen Streites mit Iwan Ipatowitsch fuhr mein Erzieher mit mir nach dessen Gute, und wir verlebten beide in Abwesenheit der Besitzer in Koschtscha= fowo eine sehr angenehme Zeit; wir wohnten in einem kleinen Nebengebäude, am Ufer eines großen Teiches, der eben erst von seinem Wintereise frei geworden war; wir lasen beständig etwas und gingen trotz des Schmutzes täglich zweimal spazieren. Der Frühling stimmte mich heiter und erinnerte mich nur zu lebhaft an den Frühling in Uksakowo. Das Geschrei der an=

kommenden Zugvögel erregte das Herz des künftigen Jägers. Einmal, als Grigori Iwanowitsch mit mir ein ernstes französisches Buch las und, am offenen Fenster sitzend, sich bemühte, mir einen Gedanken zu erklären, den ich nicht recht verstanden hatte, ließ plötzlich eine rotsüßige Schnepfe ihr melodisches Getriller hören, bog die Flügel nach oben und ließ sich, die langen, roten Beine ausstreckend, in weichem Fluge am Ufer des Teiches nieder, gerade dem Fenster gegenüber. Ich fuhr zusammen; das Buch fiel mir aus der Hand, und ich stürzte zum Fenster hin. Mein Erzieher war ganz starr vor Staunen. Ganz atemlos sagte ich: „Eine Schnepfe, eine rotsüßige Schnepfe hat sich ans Ufer gesetzt, ganz nahebei; da geht sie . . .“ Aber Grigori Iwanowitsch hatte kein Verständnis für die Empfindungen eines Jägers und befahl mir mürrisch, mich hinzusetzen und fortzufahren. Ich gehorchte, und obgleich ich nicht mehr nach der Schnepfe hinsah, hörte ich doch ihre Stimme; das Blut stieg mir ins Gesicht, und ich verstand in meinem Buche kein Wort mehr. Mein Erzieher befahl mir unzufrieden, es hinzulegen und eine meiner früheren, schon von ihm korrigierten Übersetzungen ins Reine zu schreiben; er selbst aber fing an, für sich zu lesen. Nach einer Stunde fragte er mich: „Nun? Ist die Schnepfe aus Ihrem Kopfe hinausgeflogen?“ Ich antwortete bejahend, und wir nahmen die unterbrochene Beschäftigung wieder auf. Ich muß hinzufügen, daß Grigori Iwanowitsch in solchen Fällen immer sehr nachsichtig war; sobald er merkte, daß ich müde wurde oder mich durch irgend etwas zerstreuen ließ, befahl er mir immer, im Garten spazieren zu gehen oder mich mit einer mechanischen Arbeit zu beschäftigen.

Es kam der Juni und die Zeit der Examina. Ich war in allen Lehrgegenständen des mittleren Kursus, die ich besuchte, ein vorzüglicher Schüler; aber da ich an einigen überhaupt nicht teilnahm, so erhielt ich keine Prämie; das hinderte mich jedoch nicht daran, in den obersten Kursus versetzt zu werden. Nur

neun Schüler, die den obersten Kursus absolviert hatten, verließen das Gymnasium; alle übrigen verblieben im obersten Kursus noch ein weiteres Jahr.

Der mit drei Pferden bespannte Reisewagen, der mich abholen sollte, war bereits eingetroffen. Ich und Jewsejtsch machten uns zur Reise fertig, und unsere Abreise sollte am Tage des öffentlichen Aktus, der wieder Anfang Juli stattfand, nach dem Mittagessen erfolgen. Tags zuvor sagte Grigori Iwanowitsch zu mir, er wolle mich eine Strecke begleiten, und fragte mich, ob mir das auch recht wäre. Ich antwortete, daß ich mich sehr darüber freute. Ich glaubte, er wolle bis vor die Stadt mitfahren. Am Vormittage des folgenden Tages flüsterte mir Jewsejtsch heimlich zu: „Grigori Iwanowitsch fährt mit uns nach Afsakowo; aber er hat uns allen verboten, es Ihnen zu sagen.“ Obgleich mir das Lernen Freude machte, behagte mir diese Nachricht doch nicht sonderlich, weil ich gehofft hatte, in den Ferien tüchtig zu angeln und besonders zu schießen; mein Vater hatte mir im vorigen Jahre versprochen, ein Gewehr für mich bereit zu machen und mich schießen zu lehren. Ich wußte, daß Grigori Iwanowitsch meinen Unterricht nicht verkürzen und mir auf diese Art viel Zeit entziehen werde; außerdem berührte mich seine Verschlossenheit unangenehm. Auch Jewsejtsch war aus irgendwelchem Grunde nicht zufrieden. Nach dem Aktus aßen wir etwas früher als gewöhnlich zu Mittag und fuhren dann ab. Ich tat, als ob ich von Grigori Iwanowitschs Absicht nichts wüßte. Als wir den Schlagbaum passiert hatten, gingen wir zu Fuß. Mein Erzieher war in sehr guter Stimmung und sogar heiter: er freute sich über den Anblick der grünen Felder, der Wälder und der kleinen Wölkchen am sommerlichen Himmel. Auf einmal sagte er lächelnd: „Das Wetter ist so schön, daß ich Sie bis zum nächsten Nachtquartier, bis zur Mjoscha, begleiten möchte; ich will einmal sehen, wie Sie mich mit Fischen bewirten werden.“ Ich stellte mich, als wüßte ich nichts. „Dann wollen wir einsteigen und

recht schnell fahren," sagte ich, „damit wir möglichst früh hinkommen. Aber wann und wie wollen Sie denn zurückkehren?“ — „Ich werde mit Ihnen im Wagen übernachten und mir morgen früh einen Bauernwagen nehmen," antwortete Grigori Iwanowitsch, mich unverwandt anblickend. Wir setzten uns wieder in den Wagen und fuhren in flottem Trabe weiter. Es war ein prächtiger, entzückender Abend; wir hatten Angelgerät bei uns, und ich und Jewsejtsch fingen in der Njoscha eine Menge Fische, die gekocht und gebraten wurden; schlafen legten wir uns im Wagen. Als ich am andern Morgen aufwachte, sah ich, daß wir bereits fuhren, daß die Sonne schon hoch stand, und daß Grigori Iwanowitsch neben mir saß und lachte. Ich fing selbst an zu lachen und gestand, daß ich von seiner Absicht schon längst Kenntniß gehabt hatte. Er schalt Jewsejtsch ein bißchen wegen seiner Plauderhaftigkeit, und da er auf meinem Gesichte las, daß ich nicht völlig zufrieden war, sagte er: „Sie fürchten, daß ich Ihnen bei Ihren Vergnügungen hinderlich sein werde; aber fürchten Sie das nicht! Ich werde mit Ihnen nur dann arbeiten, wenn Sie selbst darum bitten werden. Jetzt unterwegs haben wir nichts zu tun; da wollen wir etwas lesen." Damit zog er ein Buch aus der Tasche. Ich war durch diese Worte völlig beruhigt und wäre meinem Erzieher gern um den Hals gefallen; aber daran wagte ich nicht einmal zu denken. Wir trieben unterwegs viel Wissenschaftliches, und außerdem sagte ich alles auf, was ich auswendig wußte; ja, wir unterhielten uns sogar weit mehr und offener als in Kasan; aber überall, wo es möglich war zu angeln, angelte ich nach Herzenslust. Auf diese Weise gelangten wir am fünften Tage nach Afsakowo. Grigori Iwanowitschs Ankunft war für meine Mutter eine überaus angenehme Überraschung; sie geriet darüber in das größte Entzücken.

Gegen alle Erwartung fanden wir das Haus voll von Verwandten und Gästen und in ihm einen argen Wirrwar: meine Tante Jewgenja Stepanowna verheiratete sich, und die Hoch-



zeit sollte in einigen Tagen stattfinden. Jewgenja Stepanowna war schon vierzig Jahre alt; aber sie war sehr frisch und sah noch recht jugendlich aus; es mißfiel ihr auf die Dauer, im Hause ihrer Schwägerin zu leben und sich in vollständiger Abhängigkeit von der Hausfrau zu befinden, die in früheren Jahren viel von ihren Schwägerinnen auszustehen gehabt hatte und darunter auch von ihr selbst, wiewohl sie besser gewesen war als die anderen. Jewgenja Stepanowna wollte wenigstens im Alter in einem eigenen Häuschen wohnen, ihr eigenes Winkelchen haben und darin vollständige Herrin sein. Sie heiratete Wasili Wasiljewitsch Uglitschinin, der sein ganzes Leben lang beim Militär gewesen war und sich vor kurzem hatte als Oberstleutnant pensionieren lassen. Er war ein sehr schlichter, gutmütiger, friedlicher und ehrenhafter Mensch und war schon weit über die fünfzig hinaus. Er besaß gar kein Vermögen und hatte keine Einnahme als seine Pension; er stammte aus einer ganz armen adligen Familie, die nach der Statthalter-schaft Ufa übergesiedelt war. Im Alter von vierzehn Jahren hatte man ihn in den Militärdienst treten lassen; er hatte still und pflichttreu gedient, beständig Not gelitten, viele Kämpfe mitgemacht und mehrere leichte Wunden empfangen; er hatte keine Ehrenzeichen, obwohl sein Dienstzeugniß so lang war und so schön klang, daß man hätte meinen sollen, er müßte mit allen möglichen Orden dekoriert sein. In der letzten Zeit hatte er im Kaukasus gedient und von dort eine kleine Geldsumme, die er sich von seinem Gehalte zusammengespart hatte, eine Uniform ohne Epauletten, ein vor Alter weißlich gewordenes Gebirgs-pferd, einen Rheumatismus im ganzen Körper und den grauen Star auf dem rechten Auge mitgebracht; der graue Star war zum Glück nicht gerade auffallend, und Wasili Wasiljewitsch gab sich alle Mühe, ihn zu verbergen, da er fürchtete, einen Ein-äugigen würde kein Mädchen heiraten. Jewgenja Stepanowna besaß, sieben Werst von ihrer Schwester Alexandra Stepanowna, ein Dörfchen mit fünfundzwanzig Seelen, dabei ein kleines

Häuschen, das aus zwei Bauernhäusern zusammengesetzt war, an der Quelle des Fließchens Bawla, das von Forellen wimmelte (ein entzückendes Winkelchen!), und eine ausreichende Menge vorzüglichen Ackerlandes mit allem Zubehör. Dieses Besitztum war für sie den Baschkiren abgekauft worden, und zwar für einen ganz geringen Preis; der Kauf war durch die Bemühungen ihres Schwagers J. P. Krotkow, der selbst ein halber Baschkire war, zustande gekommen<sup>1</sup>. Und ein so winziges Gütchen erschien dem verabschiedeten Offizier als ein ruhiger Hafen, als ein Ort, wo er im Alter sein tägliches Brot haben werde.

Alle machten sich im stillen über den alten, einäugigen Bräutigam lustig, außer meiner Mutter, meinem Vater und meinem Erzieher Grigori Iwanowitsch, die mit ihm respektvoll und höflich verkehrten. Böse Zungen erklärten die Freundlichkeit meiner Mutter damit, daß sie sich ihre Schwägerin vom Halse schaffen wolle. Aber das ist unwahr; meine Mutter wußte schlichte, harmlose Menschen immer zu schätzen und zu achten; sie gab ihrer Schwägerin Jewgenja Stepanowna aus aufrichtiger Überzeugung den Rat, den guten Menschen zu heiraten, und diese war ihr für den Rat ihr ganzes Leben lang dankbar. Grigori Iwanowitsch fand überdies ein besonderes Vergnügen daran, sich mit dem ausgedienten Invaliden zu unterhalten, und Wasili Wasiljewitsch, der mit anderen äußerst schweigsam zu sein pflegte, antwortete gern auf seine Fragen und erzählte sehr viel Interessantes. Mein Erzieher lenkte gleich damals meine teilnahmevolle Aufmerksamkeit auf diesen Mann und setzte mir seine trefflichen Eigenschaften auseinander, die ich infolge meines jugendlichen Alters von selbst nicht bemerken und würdigen konnte. — Im Hause war für die Männer kein

---

<sup>1</sup> Leider ging dieses Gütchen nach einem langjährigen Prozeß mit einer benachbarten Baschkirenhorde verloren, welche bewies, daß sie die richtige Erbbesitzerin desselben sei. Meine arme Tante kaufte nicht weit davon neunhundert Dessjätinen und mußte das Dörfchen und das Gutshaus dorthin verlegen. (Anmerkung des Verfassers.)

Platz; sogar die Unterbringung der Frauen hatte große Mühe gemacht, weil drei Zimmer für das künftige junge Ehepaar bestimmt waren. Dadurch kam meine Mutter in arge Verlegenheit, und sie griff zu einem Auskunftsmittel, das die männliche Verwandtschaft ihr nie verziehen hat: sie gab meinem Erzieher Grigori Iwanowitsch ihr Schlafzimmer, das sonst kein Fremder auch nur zu betreten wagte, und quartierte auch mich dort mit ihm ein, selbstverständlich nur für die Zeit, bis die Gäste abgereist sein würden. Am festgesetzten Tage wurde die Eheschließung glücklich vollzogen. Mein Vater begleitete das junge Paar nach dessen neuem Wohnsitz und kehrte sogleich zurück. Endlich blieb unsere Familie für sich allein.

Ich unterbreche hier meine Erzählung und eile voraus. Das Leben des Uglitschininschen Ehepaares steht mir so lebhaft vor Augen, daß ich ein paar Worte darüber sagen möchte. Jewgenja Stepanowna hatte Mangel und Not in ihrer Mädchenzeit nicht gekannt, da sie zuerst im Elternhause und dann im Hause ihres Bruders und ihrer Schwägerin gelebt hatte; jetzt, wo sie verheiratet war, lernte sie sie kennen, war aber trotzdem vollkommen glücklich. Sie liebte ihren invaliden Oberstleutnant zärtlich und innig, der ihre Liebe in gleicher Weise erwiderte. Leider hatten sie keine Kinder. Jewgenja Stepanowna behielt bis in ihr hohes Alter eine Art von mädchenhaftem, keuschem Aussehen; im Umgange mit ihrem Manne war sie schüchtern und ließ ihm nie vor Zeugen eine Liebkosung zuteil werden, worüber der alte Krieger sich manchmal lustig machte, indem er andeutete, daß Jewgenja Stepanowna nicht immer so unzugänglich sei. In Gegenwart anderer behandelten sie einander wie Fremde, sagten zueinander stets „Sie“ und verkehrten überhaupt unter sich sehr höflich. Auf den ersten Blick konnte man das für Kälte halten; aber bald mußte man bemerken, wie sorglich sie aufeinander aufpaßten, wie sie einander beständig im Auge behielten, wie jedes Wort und jede Bewegung des einen das Interesse des anderen erweckte, und jedermann mußte

zu der Überzeugung gelangen, daß Jewgenja Stepanowna nur für ihren Wasili Wasiljewitsch lebe und Wasili Wasiljewitsch, wenn auch in ruhigerer Weise, nur für seine Jewgenja Stepanowna. Ihr Häuschen glänzte von Reinlichkeit und Sauberkeit und hatte etwas außerordentlich Behagliches und Friedliches. Man kann nicht sagen, daß sie den gleichen Geschmack gehabt hätten; aber gerade die verschiedenen Töne flossen bei ihnen zu einer harmonischen Lebensführung zusammen. Jewgenja Stepanowna liebte z. B. Katzen und Hunde, wobei bemerkt werden muß, daß diese Tiere merkwürdigerweise bei ihr keine Schmutzerei machten und nichts verdarben; Wasili Wasiljewitsch liebte sie ganz und gar nicht; aber selbst der häßliche, heisere Mops Kalmück mit der seitwärts heraushängenden Zunge war ihm lieb und wert, weil Jewgenja Stepanowna ihn liebte, und er fütterte und liebte den widerwärtigen Kalmück mit Vergnügen und in dankbarer Gesinnung gegen seine Frau. Sogar der Bobak, der unter dem Ofen überwinterte, seiner Herrin viel Amüsement bereitete und den Hausherrn sehr ärgerte, weil er ihm oft seine Pantoffeln wegschleppte und so kunstvoll versteckte, daß derselbe oft barfuß aus dem Bette aufstehen mußte und sie manchmal den ganzen Tag über nicht finden konnte, — selbst dieser Bobak erfreute sich von seiner Seite einer guten Behandlung. Alles befand sich bei ihnen in ihrem Häuschen am richtigen Platze und war besser als bei anderen Leuten: die Hunde und Katzen waren wohlgenährter und sauberer, die Singvögel fröhlicher und sangeslustiger, die Pflanzen grüner. Wenn ihnen jemand manchmal einen Topf mit vertrocknenden Blumen schenkte, so wurden diese bei ihnen wieder frisch und grün und sungen munter zu wachsen an, so daß der frühere Besitzer sie sich von ihnen zurückerbte. In Jewgenja Stepanownas kleinen Zimmern wuchsen Johannisbrotbäume und Dattelpalmen und aus Rosinenkernen gezogene Weinstöcke und andere Gewächse, die eine warme Temperatur verlangen. Es lag gewissermaßen in der Luft

etwas Beruhigendes und Belebendes, wovon die Tiere und Pflanzen sich behaglich fühlten, und was ihnen wenigstens zum Theil die unbeschränkte Freiheit oder das natürliche Klima ersetzte. Wasiли Wasiłjewitsch und Jewgenja Stepanowna führten gemeinschaftlich ihre kleine Hauswirtschaft, und ohne alle Überanstrengung erlangten sie alles in größerer Quantität, zu früherer Zeit und in besserer Qualität als andere Leute. Sie gingen zusammen aus, um Pilze und Beeren zu sammeln, fingen zusammen die prächtigen Forellen in ihrem Flüsschen und freuten sich zusammen über jedes Gelingen. Und wie wurde es nun gar mit ihnen, wenn einer von ihnen erkrankte! Da zeigte sich erst in vollem Maße diese wechselseitige, tiefe, zärtliche Liebe, die man in gewöhnlichen Zeiten nicht gleich bemerkte. — Aber ich nehme Abstand davon, weitere Einzelheiten mitzuteilen, da mich dies zu weit führen würde. Ich sage nur, daß ich in der Folgezeit, wenn ich manchmal nach diesem einsamen Winkelchen kam und ein paar Stunden lang dieses blumenlose, bescheidene Leben betrachtet hatte, mich immer gern dem Eindrücke überließ, den es auf mich machte, und mich fragte: wohnt hier nicht das wahre Glück des Menschen, das nichts weiß von unlöslichen Fragen, nichts von unbefriedigten Forderungen, nichts von Leidenschaften und Aufregungen? Lange tönte in meinem Innern der harmonische Klang dieses Lebens nach, lange fühlte ich eine Art von wehmütiger Rührung, eine Art von Bedauern über den Verlust von etwas, was, wie es schien, so leicht zu erreichen war, wonach man nur die Hände auszustrecken brauchte. Aber wenn ich mir dann die Frage vorlegte: „Möchtest du wohl Wasiли Wasiłjewitsch sein?“ dann erschrak ich über diese Frage, und das Gefühl der Rührung verschwand augenblicklich.

Mein Vater hatte sein Versprechen gehalten: er hatte mir ein leichtes Gewehr beschafft, mit sehr handlichem Kolben und hübsch gearbeitet, mit einem oben etwas erweiterten Laufe (nach Art der damaligen englischen Jagdflinten) und mit silbernem

Wisser und Korn. Er hatte es bei irgendwelcher Gelegenheit für fünfzehn Rubel gekauft, und obgleich das Gewehr Tulaer Arbeit war, so war es doch auch nach damaligen Preisen zwei- oder dreimal soviel wert; es traf auf fünfzig Schritte sehr gut. Der erste Schuß, den ich aus diesem Gewehr abfeuerte, und mit dem ich eine Krähe traf, entschied über mein Schicksal: ich wurde ein fanatischer Schütze. Am anderen Tage schoß ich eine Ente und zwei Sumpfschnepfen, und nun war ich vollständig wie von Sinnen. Die Angel und die Habichte waren vergessen, und von meiner natürlichen Leidenschaftlichkeit fortgerissen, lief ich den ganzen Tag mit dem Gewehr umher und träumte von ihm in der Nacht. So vergingen auch die folgenden Tage. Grigori Iwanowitsch, der mich nur flüchtig zu sehen bekam und mich immer beschäftigt und eilig fand, wartete vergebens darauf, daß ich ihn bitten würde, sich mit mir zu beschäftigen. Er machte meiner Mutter von unserer Verabredung Mitteilung, und sie befahl mir, Grigori Iwanowitsch zu bitten, daß er mir eine Beschäftigung geben möchte, täglich zwei Stunden, mit irgendwelchem Gegenstande nach seinem Ermessen. Dieser Befehl war sehr wenig nach meinem Geschmack; aber ich gehorchte. Anfangs konnte Grigori Iwanowitsch meine klägliche Gestalt und mein betrübtetes Gesicht nicht ansehen ohne zu lachen; aber als ich ein französisches Buch aufgeschlagen und daraus zu übersetzen angefangen hatte, mich jedoch fortwährend dabei verwirrte und vor Zerstreutheit das, was ich las, nicht verstand, denn vor meinen Augen flogen Enten und Schnepfen umher, und in meinen Ohren ertönte ihr Geschrei: da zog mein Erzieher die Augenbrauen zusammen, nahm mir das Buch aus der Hand und hielt mir, im Zimmer von einer Ecke in die andere gehend, eine ganze Stunde lang eine Strafpredigt, in der er mir zuredete, ich möchte meine schädliche Eigenheit, mich bis zur Verdrehtheit, bis zu völligem Vergessen meiner ganzen Umgebung von etwas fesseln zu lassen, energisch bekämpfen. Leider hörte ich nichts und verstand nichts, und alle seine

goldenen Worte, richtigen Gedanken und überzeugenden Beweise waren in den Wind geredet. Da er die Erfolglosigkeit seiner Ermahnungen erkannte, so versuchte Grigori Iwanowitsch es mit einem anderen Mittel: er ließ mich eine ganze Woche lang in völliger Freiheit vom Morgen bis zum Abend mit dem Gewehr herumlaufen, bis zum Umfallen, bis zu völliger Erschöpfung; er hoffte, ich würde von selbst zur Besinnung kommen, die Übersättigung der neuen Leidenschaft und die Ermüdung würden mich zur Vernunft bringen; aber vergebens: ich ließ das Gewehr nicht aus der Hand, aß wenig, schlief schlecht, wurde dunkel wie ein Mohr und magerte merklich ab. Da ergriff mein Erzieher, der für meine Gesundheit zu fürchten begann, entschiedene Maßregeln, zu denen ihm meine Mutter längst geraten hatte, ohne sich jedoch in seine Anordnungen hineinmischen zu wollen: er hängte das Gewehr an die Wand und verbot mir, auf die Jagd zu gehen. Nicht ohne zu lachen und mich zu schämen kann ich daran denken, wie ich mich in den ersten vierundzwanzig Stunden benahm! Ich weinte, heulte wie ein kleines Kind, wälzte mich auf dem Fußboden, raufte mir das Haar und hätte beinah meine Bücher und Hefte zerrissen; nur die Betrübniß meiner Mutter und das sanfte Zureden meines Vaters retteten mich vor dummen, sinnlosen Handlungen. Am anderen Tage war ich zur Besinnung gekommen, und am dritten konnte ich bereits geistig arbeiten und meine Lieblingsdichter mit Achtsamkeit und Vergnügen deklamieren; am vierten Tage hatte ich mich völlig beruhigt, und da erst hellte sich das Gesicht meines Erziehers auf. Alle diese Tage her hatte er fast gar nicht mit mir gesprochen und mich bald finster bald mit einem kränkenden Mitleid angesehen. Nun endlich wandte er sich teilnahmsvoll mit verständigen, freundlichen Worten zu mir, und diesmal mit vollem Erfolg. Ich schämte mich und ärgerte mich über mich selbst fast bis zu Thränen, und von einem Extrem zum anderen übergehend, wollte ich nun ganz und gar auf das Gewehr verzichten. Grigori

Iwanowitsch war wieder unzufrieden: er mißbilligte meine Absicht und verlangte, ich sollte täglich entweder vom Morgen bis zum Mittagessen oder vom Mittagessen bis zum Abend auf die Jagd gehen, täglich aber auch drei bis vier Stunden mit Eifer und Fleiß arbeiten, besonders in der Geschichte und Geographie, Unterrichtsgegenständen, in denen ich etwas schwächer war als andere hervorragende Schüler. So verging nun die Zeit ordnungsmäßig und angenehm.

Während dieses Monats, wo meine Eltern ungestört viele freundschaftliche, offenherzige Gespräche mit Grigori Iwanowitsch führen konnten, hatten sie seinen klaren Verstand und seine vortrefflichen seelischen Eigenschaften noch mehr achten und schätzen gelernt, die mit vielseitiger Bildung und gründlicher Gelehrsamkeit verbunden waren. Meine Mutter bot den ganzen Einfluß, den ihre Liebe bei mir hatte, auf, um mir verständlich zu machen, was für einen Menschen ein gütiges Geschick mir zum Erzieher gegeben habe. Sie sah darin eine besondere Gnade Gottes. Was meine Mutter sagte, verstand ich nicht nur, sondern ich fühlte es auch in tieffster Seele. Ich versicherte ihr (obwohl ich sie leider nie davon völlig überzeugen konnte), daß ich selbst eine große Liebe und Verehrung für Grigori Iwanowitsch empfinde, und daß ich mich nur in der Familie und auf dem Lande durch allerlei geliebte Personen und Dinge und durch die neue, mir bis dahin noch unbekannte Jagd mit dem Gewehr zerstreuen ließe, daß ich aber in der Stadt einzig und allein daran dächte, wie ich mir die Liebe und Zufriedenheit meines Erziehers erwerben könne, und daß ein einziges freundliches Wort von ihm mich vollkommen glücklich mache.

Meine liebe Schwester und Herzensfreundin war herangewachsen und erstaunlich schön geworden. Sie konnte meine ländlichen Vergnügungen und Passionen nicht mehr teilen und nicht mehr so häufig mit mir zusammen sein; aber sie sah, wie vergnügt ich war, und trug die eigene Entbehrung geduldig;



dafür schalt sie aber auf mein Lernen und war wahrscheinlich deshalb meinem Lehrer nicht wohlgeneigt.

Am 10. August fuhren wir aus Afsakowo ab und langten am 15. ohne alle Abenteuer glücklich in Kasan an. Zu meiner Verwunderung verbot mir gleich an diesem Tage Grigori Iwanowitsch, zum Unterrichte ins Gymnasium zu gehen, und gab mir verschiedene häusliche Arbeiten und Beschäftigungen auf. Er selbst aber begab sich jeden Morgen in die Gymnasialkonferenz, deren Sekretär er war, und blieb dort sehr lange. Endlich, nach fünf Tagen, sagte er zu mir, der Unterricht im Gymnasium sei noch nicht recht in Gang gekommen, da viele Schüler noch nicht wieder eingetroffen seien; es sei so wundervolles Wetter, und wir wollten zu Iwan Ipatowitsch nach Koschtschakowo fahren, um noch eine Woche in Freiheit spazieren zu gehen und zu lernen. Ich wunderte mich noch mehr, war aber damit sehr zufrieden. Wir blieben in Koschtschakowo nicht eine Woche, sondern länger als zwei; Grigori Iwanowitsch fuhr einige Male nach der Stadt; er fuhr früh morgens weg und kam erst zu dem späten Mittagessen zurück. Ich beachtete das nicht weiter. Als wir nach Kasan zurückgekehrt waren, befahl mir Grigori Iwanowitsch, gleich am anderen Tage zum Unterrichte zu gehen. Ich lief sehr vergnügt nach dem Gymnasium; aber meine Kameraden empfingen mich mit trübseligen Gesichtern und teilten mir folgendes unangenehme Ergebnis mit.

Ich muß vorausschicken, daß der Direktor des Gymnasiums Lichatschew ein sehr schlechter Direktor war und überdies ein sehr wunderliches Auseres hatte, das keine Zuneigung erwecken konnte; unter anderm war seine Unterlippe so groß, als ob sie von dem Stiche einer bösen Fliege oder Wespe angeschwollen wäre. Weder die Lehrer und Beamten noch die Schüler hatten Respekt vor ihm, und schon vor meiner Abreise zu den letzten Ferien war der Direktor, als er während des Mittagessens durch den Speisesaal ging, laut von den Schülern verhöhnt

worden, die über die schlechte Grütze empört waren, in welcher einer ein Stück Lichttalg gefunden hatte. Gleich in der darauf folgenden Nacht wurden viele Wände innerhalb des Gymnasiums, auch die Außenwände, ja sogar die Kuppel des Gebäudes mit Inschriften, in denen der Direktor beschimpft wurde, versehen; und zwar waren sie mit Rotstift meisterhaft in großen Druckbuchstaben geschrieben. Die Inschriften waren so hoch angebracht, daß es unmöglich gewesen sein mußte, sie ohne Hilfe einer Leiter zu verfertigen, und von der Inschrift an der Kuppel mußte man bekennen, daß sie ein Wunder von Kühnheit und Geschicklichkeit sei; aber weder damals noch später wurden die Schuldigen entdeckt. Ich weiß auch heute noch nicht, wer es getan hat. Einige Tage, bevor ich mit Grigori Iwanowitsch aus Afsakowo zurückkehrte, als schon fast alle Schüler sich wieder im Gymnasium zusammengefunden hatten, hatte sich ein eigenartiger Vorfall abgespielt. Ein verabschiedeter Militär, der, ich weiß nicht warum, Quartiermeister genannt wurde und alle am Gymnasium angestellten Invaliden unter seinem Kommando hatte, war auf einen derselben zornig geworden und züchtigte ihn in grausamer Weise mit einem Stocke auf dem hinteren Hofe, der durch einen Zaun von dem vorderen, reinen Hofe abgeteilt war, wo alle Zöglinge in der Freizeit spielen und promenieren durften. Das Wehgeschrei des armen Invaliden erweckte in den jungen Herzen ein solches Mitleid, daß einige Schüler des obersten Kursus, darunter Alexander Knäschewitsch, das Verbot übertraten, durch das Pfortchen auf den hinteren Hof gingen und laut forderten, der Quartiermeister solle mit der Züchtigung des Delinquenten aufhören. Der Quartiermeister wurde über diesen Eingriff in seine Amtsgewalt sehr aufgebracht und fing an zu schreien und die Schüler in den gemeinsten Ausdrücken zu schimpfen; und da Alexander Knäschewitsch infolge seiner überaus großen Herzensgüte am meisten von allen aufgeregter war und vor den anderen stand, so waren alle Schimpfworte direkt und unmittelbar an ihn

gerichtet. Als sie das Geschrei und das Schimpfen hörten, kamen die sämtlichen Schüler des obersten Kursus und nach ihnen auch andere auf den hinteren Hof. Der ältere Knäschewitsch, Dmitri, der die Stimme seines von ihm zärtlich geliebten Bruders erkannte, war der erste, der herbeigelaufen kam; da er von Natur ein hitziges Temperament hatte, trat er energisch für seinen Bruder ein; die anderen Zöglinge standen ihm einmütig bei; es mangelte nicht an kräftigen Ausdrücken und Drohungen, und der Quartiermeister sah sich genötigt, die Exekution abzubrechen und sich schleunigst zu retirieren. Dieses so unbedeutende Ereignis, dem das schöne Gefühl des Mitleids und dann die gerechte Entrüstung über eine grobe, freche Beleidigung zugrunde lagen, hatte sehr traurige Folgen, einzig deswegen, weil der Direktor kein Verständnis dafür hatte und der Sache eine üble Wendung gab. Zunächst reichten die Schüler des obersten Kursus ein schriftliches, ergebenes Gesuch ein, in dem sie um die Entlassung des grausamen und groben Quartiermeisters baten; aber der Direktor lehnte dieses Gesuch ab, schob die ganze Schuld auf die Schüler und verhängte über einige von ihnen sogar eine Strafe. Natürlich reizte eine solche Ungerechtigkeit die jungen Menschen: die zurückgewiesene respektvolle Bitte verwandelte sich in eine dringende Forderung und in eine Verletzung der bestehenden Schulordnung. Die Schüler des obersten Kursus hörten auf, den Unterricht zu besuchen; sie erklärten, sie würden nicht eher wieder in die Klasse gehen, ehe nicht der verhasste Quartiermeister aus dem Gymnasium entfernt sei. Bald schloß sich auch der mittlere, ja sogar der unterste Kursus dem obersten an, und da der ganze Tumult sich hauptsächlich deswegen erhob, weil einem der besten Schüler, Alexander Knäschewitsch, eine Beleidigung zugefügt worden war, so war es nur natürlich, daß sein Bruder, der in jeder Beziehung der erste unter allen Schülern und bei seinen Kameraden sehr beliebt war, sozusagen das Haupt dieser Bewegung wurde. Der

Direktor bekam es mit der Angst; er wagte nicht, sich den Schülern zu zeigen, und benutzte sogar, wenn er in die Konferenz gehen wollte, einen hinteren Ausgang, durch Jakowkins Wohnung; er schickte Vermittler zu den Schülern, um ihnen gütlich zuzureden; aber die Verhandlungen blieben resultatlos. Es ist nicht zu bezweifeln, daß, wenn der gute, allgemein beliebte und geachtete Wasili Petrowitsch Upadyschewski damals das Amt des Oberinspektors verwaltet hätte, dieses ganze unglückliche Begebnis in seinen Anfängen unterbrochen worden wäre; aber er war einige Wochen vorher krankheitshalber vom Gymnasium abgegangen, und seine Obliegenheiten versah nun ein ganz unbedeutender Mensch. So zog sich die Sache in ein und demselben unentschiedenen Zustande etwa drei Tage lang hin. Da brachten die Gymnasiasten in Erfahrung, daß der Direktor sich in der Konferenz befinde, besetzten vorsorglich den anderen Ausgang, drängten in dichter Schar zu der Haupttür des Konferenzzimmers und forderten laut die Entlassung des Quartiermeisters aus dem Dienste. Der Direktor wollte sich entfernen; aber da ihm mitgeteilt wurde, daß der Weg zur Flucht versperrt sei und ihn auch an dem hinteren Ausgange Gymnasiasten erwarteten, so erschrak er dermaßen und verlor so die Fassung, daß er sofort eine Verfügung über die Entlassung des schuldigen Quartiermeisters aufsetzen ließ. Die Verfügung wurde den Schülern vorgelesen; sogleich beruhigten sich alle, bedankten sich bei ihrem Vorgesetzten und kehrten zum vollen Gehorsam zurück. Das Gymnasium kam wieder in seine gewöhnliche Ordnung, und der Unterricht bewegte sich wieder in seinem hergebrachten Geleise. Anfangs glaubten die Schüler, der Vorfall werde keine weiteren Folgen haben; aber darin hatten sie sich sehr geirrt. Der Direktor berichtete sofort über den Hergang an die höchste Behörde, und nachdem er sich auf irgend jemandes Rat mit dem Gouverneur in Beziehung gesetzt hatte, ergriff er folgende Maßregeln: nach einigen Tagen traten während des Mittagessens auf einmal Soldaten mit

Gewehren und Bajonetten in den Saal; hinter ihnen erschienen der Gouverneur und der Direktor. Der letztere rief sechzehn Schüler des obersten Kursus mit Namensnennung vor, darunter natürlich den älteren Knäschewitsch, und ließ sie unter Bedeckung der bewaffneten Soldaten in den Karzer abführen. Alle übrigen waren starr vor Schrecken, und Totenstille herrschte im Saale. An jede Außentür des Gymnasiums wurden zwei Soldaten mit Gewehren und Bajonetten als Posten gestellt; vor der Karzertür standen ihrer vier. Zwei Wochen nach diesem traurigen Ereignis kam ich zum erstenmal nach meiner Rückkehr von den Ferien, oder richtiger gesagt aus Koschtschakowo, in meinen so stark verstümmelten obersten Kursus, wo mich meine Mitschüler sogleich mit der Erzählung des soeben hier mitgetheilten Ereignisses empfingen. Da wurde es mir verständlich, warum mein unsichtiger Erzieher mir zuerst nicht erlaubt hatte, in die Klasse zu gehen, und mich dann mit aufs Land genommen hatte. Ohne allen Zweifel wäre ich einer der eifrigsten Teilnehmer an diesem unglücklichen Begebnis gewesen. Nach anderthalb Monaten traf die Entscheidung der höchsten Behörde ein. Wieder erschien im Speisesaal der Gouverneur, der Direktor und die ganze Konferenz; es wurde ein Schriftstück verlesen, in welchem die Schuld der meuternden Schüler dargelegt und gesagt war, zum warnenden Beispiel für die anderen würden acht Schüler des obersten Kursus, die als die Rädelsführer befunden seien, Dmitri Knäschewitsch, Peter Alechin, Pachomow, Symonjatnikow und Krylow (auf die übrigen besinne ich mich nicht) aus dem Gymnasium ohne Führungszeugnis verwiesen. Die Verwiesenen waren die besten Schüler. Dmitri Knäschewitsch und Alechin galten als der Stolz und die Zierde des Gymnasiums. Nach Ausführung des Urteilspruches, über den alle äußerst bestürzt und betrübt waren, wurden die Militärposten aus dem Gymnasium weggeführt und der Belagerungszustand, durch den wir uns sehr gekränkt fühlten, aufgehoben.

Lichatschew wurde bald darauf entlassen, und an seiner Statt wurde der erste Oberlehrer, J. S. Jakowkin, Direktor. Dmitri Knäschewitsch hielt sich lange Zeit in enger Verbindung mit seinen Schulkameraden. Er war in Petersburg in den Staatsdienst getreten und schrieb fast mit jeder Post an seinen Bruder, wobei er sich nicht selten an uns alle wandte. Seine Briefe wurden stets feierlich vor der ganzen Klasse vorgelesen.

Die jugendliche Bevölkerung des Gymnasiums, die sich zuerst sehr niedergeschlagen gefühlt hatte und schweigsam geworden war, beruhigte sich allmählich wieder, begann das traurige Ereigniß zu vergessen und fing wieder an zu lärmen, zu singen, zu springen, zu lachen, — und das Leben floß wie früher dahin, als ob nichts geschehen wäre.

Bis zur Mitte des Winters nahm meine Arbeit in der Schule und zu Hause unter Grigori Iwanowitschs steter Aufsicht und Leitung ihren friedlichen Gang; um diese Zeit aber kam mein Onkel A. N. Subow nach Kasan, und dieser nahm mich zweimal mit ins Theater, selbstverständlich mit Erlaubnis meines Erziehers: in die Oper „Sangeslust“ und in das Lustspiel „Die vom Bruder verkaufte Schwester“. Diese beiden Stücke übten auf mich fast dieselbe Wirkung aus wie die Jagd mit dem Gewehr. Ich hatte von jeher eine besondere Vorliebe für Theaterstücke und bildete mir nach den Erzählungen anderer, so gut es ging, eine Vorstellung von ihrer szenischen Aufführung. Aber die Wirklichkeit übertraf bei weitem meine Erwartungen. Ich träumte nun von den beiden Stücken, die ich gesehen hatte, Tag und Nacht und war so zerstreut, daß ich absolut unfähig war zu arbeiten. Natürlich sah Grigori Iwanowitsch dies sofort, nahm mich ins Verhör und erfuhr die wahre Ursache. Mein vernünftiger Erzieher machte ein finsternes Gesicht, wurde wieder ärgerlich, und ich mußte von neuem eine lange Ermahnung anhören. Aber diesmal fühlte ich sogleich, daß Grigori Iwanowitschs Vorwürfe berechtigt waren, und sah die schädlichen Folgen meiner Neigung zu maßlosem Enthusiasmus ein. Mit

der größten Anstrengung überwand ich meine glühende Leidenschaft für das Theater, zu der der Keim schon lange in mir gelegen hatte und in meiner Freude am Deklamieren und an russischen und französischen Theaterstücken zum Ausdruck gekommen war; ich beruhigte mich und machte mich mit besonderem Eifer ans Lernen. Grigori Iwanowitsch war sehr zufrieden. Nach einer Woche begann er selbst mit mir vom Theater und der Schauspielkunst zu sprechen, gab mir davon eine richtige Vorstellung und erzählte mir von vielen berühmten lebenden und verstorbenen, russischen und ausländischen Schauspielern. Unter anderm erwähnte er auch die Moskauer Schauspieler Schuscherin und Plawiltschikow. Diese für mich höchst angenehmen Gespräche, die in den Erholungsstunden nach der ernsten Arbeit geführt wurden, dauerten etwa drei Tage lang. Eines schönen Tages, als ich aus dem Gymnasium zurückgekehrt war und meinen Abendtee trank, öffnete Grigori Iwanowitsch auf einmal die Thür zu dem Zimmer, in dem ich mich befand, und sagte fröhlich: „Machen Sie schnell, daß Sie mit Ihrem Milchtrinken fertig werden<sup>1</sup>. Sie sollen gleich mit mir wegfahren.“ Ich war in einem Augenblicke bereit. Wir stiegen in einen Schlitten und fuhren ab. Ich war des festen Glaubens, daß wir zu Herrn G. K. Woskresenski führen, welchen Grigori Iwanowitsch ab und zu mit mir besuchte, und dessen Sohn mein Schulkamerad war. An der Straßenecke befahl Grigori Iwanowitsch dem Kutscher, geradeaus die Grusinskaja-Straße zu fahren; das war nicht der Weg zu Woskresenski. Ich wunderte mich. Als wir nach einigen Minuten beim Theater waren, sagte er: „Zum Eingang des Theaters!“ Der Kutscher fuhr vor. Grigori Iwanowitsch sprang aus dem Schlitten; ich aber, ganz starr vor freudiger Hoffnung, blieb regungslos sitzen. Jener

---

<sup>1</sup> Ich war ein großer Freund von Milch und pflegte so viel Sahne zum Tee zu nehmen, daß Grigori Iwanowitsch ihn geradezu als Milch bezeichnete und mich manchmal ein Milchkälbchen nannte, was ich für eine große Liebenswürdigkeit hielt. (Anmerkung des Verfassers.)

konnte das Lachen nicht unterdrücken und fragte mich: „Nun, wie ist's? Mögen Sie nicht mit ins Theater kommen?“ Ich sprang hinaus wie ein Unsinniger. Billette hatte mein Erzieher schon vorher genommen; wir gingen ins Parkett und setzten uns zusammen in die erste Reihe. Es wurde die Oper „Die Wursthändler“ gegeben. O Gott, wie glücklich war ich! Bis heute sehe ich den Schauspieler Michail Kalmück in der Hauptrolle des alten Wursthändlers vor mir; bis heute höre ich den Schauspieler Prytkow zur Gitarre singen, d. h. er öffnete nur den Mund, und hinter den Kulissen sang statt seiner die Schauspielerin Marfuscha Anikiewa:

„Mein Herz brennt wie Feuer  
Für dich, die mir teuer.  
Ach, habe Erbarmen,  
Und höre mich Armen . . .“

Aber es sind jetzt schon mehr als fünfzig Jahre vergangen, seit ich dieses Stück gesehen habe, und ich habe seitdem nie wieder etwas von der Oper „Die Wursthändler“ gehört. Nach Hause zurückgekehrt, dankte ich meinem Erzieher von Herzen und hörte von ihm mit Freuden, daß das heutige Theaterstück eine Belohnung für mein vernünftiges Benehmen sei, und daß, wenn ich mich durch die „Wursthändler“ nicht zerstreuen ließe, wir von Zeit zu Zeit ins Theater gehen würden. Um die Wahrheit zu sagen: die „Wursthändler“ beschäftigten und zerstreuten mich allerdings sehr; aber ich bemühte mich aus aller Kraft, diese Einwirkung zu verbergen, und dank meinem guten, frischen Gedächtnisse lernte ich so tüchtig weiter, daß Grigori Iwanowitsch nichts merken konnte. In nicht allzu langer Zeit sah ich auf dem Theater: „Das Mutterlöhnchen“, „Irrtümer oder: am Morgen ist man klüger als am Abend vorher“, die Oper „Nina oder die Irrsinnige aus Liebe“ und Kozebues Drama „Graf Waltron“. Mit jedem Tage wurde bei mir die Liebe zum Theater größer und stärker. Ich lernte die Stücke, die ich auf der Bühne gesehen hatte, auswendig und fand Zeit,



unbemerkt von meinem Erzieher, mir selbst alle Rollen in den oben genannten Stücken vorzuspielen, zu welchem Zwecke ich mich in meinem Zimmer einschloß oder in das leerstehende, kalte Entresol ging.

In diesem selben Winter 1804 begann ich mit einem zahlenden Schüler Alexander Panajew in nähere Beziehungen zu treten. Er war ebenfalls ein großer Freund des Theaters und der russischen Literatur. Da er ein begeisterter Verehrer Karamsins war, so schrieb er Idyllen in Prosa, wobei er sich bemühte, die Glätte und den Farbenreichtum des von Karamsin geschaffenen Stiles zu erreichen. Sein Bruder Iwan war lyrischer Dichter. Alexander Panajew gab damals eine handschriftliche Zeitschrift heraus unter dem Titel: „Arkadische Hirten“, von der ich einige Nummern noch jetzt aufbewahre. Alle Mitarbeiter unterzeichneten sich mit Hirtennamen, z. B. Adonis, Daphnis, Amynth, Iris, Damon, Palámon usw. Alexander Panajew schrieb eine schöne Hand und konnte gut zeichnen, und daher machte er selbst Abschriften von jeder Nummer seiner monatlich erscheinenden Zeitschrift und zeichnete kleine Bilder dazu. Wahrlich, Kindheit in zwiefacher Hinsicht: unsere Literatur stand noch im Kindesalter, und wir selbst waren unserem Lebensalter nach noch Kinder. Aber es verdient doch Beachtung, daß die Richtung dieser schriftstellerischen Tätigkeit und die äußeren Formen der Zeitschrift genau dieselben waren, die sich später in Rußland mehrere Jahrzehnte lang behauptet haben.

Dank den Bemühungen meines Erziehers hatte ich bis dahin noch nichts selbst verfaßt und beteiligte mich daher auch nicht an der Abfassung der Zeitschrift. Aber leider war das Beispiel sehr verführerisch, und ich begann insgeheim zu schriftstellern, verheimlichte es aber sogar meinem Freunde Panajew. In diesem Winter fand im Gymnasium eine Theateraufführung statt. Es wurde zweimal ein langweiliges moralisches Stück gegeben, dessen Titel ich vergessen habe, und dazu noch

ein kleines Lustspiel von Sumarokow „Die Mitsgift durch Betrug“. Ich war bei der Aufführung nur Zuschauer, erstens weil viele Liebhaber da waren, die älter waren als ich, und zweitens, weil ich gar nicht wagte, Grigori Iwanowitsch gegenüber ein Wort davon fallen zu lassen.

Schon ungefähr ein Jahr lang gingen Gerüchte, es werde in Kasan eine Universität gegründet werden. Diese Gerüchte fanden ihre Bestätigung, und im Dezember 1804 ging die offizielle Nachricht ein, daß das Universitätsstatut am 5. November vom Kaiser unterzeichnet sei. Zum Kurator war der Wirkliche Staatsrat Stepan Jakowlewitsch Rumowski ernannt worden, der denn auch in Kasan eintraf. Dieses Ereignis erregte die ganze Stadt, und noch mehr das Gymnasium und ganz besonders den obersten Kursus. Die Konferenz trat täglich zusammen; in ihr führte Rumowski den Vorsitz; die übrigen Teilnehmer waren zwei Professoren, die mit ihm zugleich angekommen waren, German und Zeplin, der Direktor des Gymnasiums Jakowkin und alle Oberlehrer. Was dort verhandelt wurde, davon erfuhren ich und meine Kameraden nichts. Da versammelten sich eines Abends bei Grigori Iwanowitsch viele Gäste: die beiden neu angekommenen Professoren, der Kanzleidirektor des Kurators namens Peter Iwanowitsch Sokolow und alle Oberlehrer des Gymnasiums, jedoch nicht Jakowkin; sie erschienen erst sehr spät, so daß ich mich bereits schlafen gelegt hatte; die Gäste waren sehr heiter und machten viel Lärm; ich konnte lange nicht einschlafen und hörte alle ihre lauten Gespräche und wechselseitigen Glückwünsche: es handelte sich um die neue Universität und um die Ernennung der Gymnasiallehrer zu Adjunkten und Professoren. Am anderen Tage sagte mir Jewsejtsch, die Gäste seien bis drei Uhr zusammengeblieben; sie hätten sehr viel Punsch und Wein getrunken, und viele seien beim Weggehen stark angeheitert gewesen. Er fügte hinzu, auch „Unserer“ (so nannte er Grigori Iwanowitsch) habe nicht umhin gekonnt viel zu

trinken, sei aber nicht im geringsten berauscht gewesen. Da in unserem Hause Trinkereien niemals stattfanden, so wunderten wir beide, ich und Jewsejtsch, uns über dieses Ereignis, obwohl seine Ursache am Tage war: Jewsejtsch hatte selbst gehört, und auch ich erzählte es ihm, daß Grigori Iwanowitsch zum Professor-Adjunkten an der neuen Universität ernannt war, zusammen mit Iwan Ipatowitsch, Lewizki und Erich. Aus ihren Gesprächen hatte ich ferner entnommen, daß Jakowkin unmittelbar zum ordentlichen Professor der russischen Geschichte gemacht und zum Inspektor der Staatsstudenten ernannt war, worüber sich alle mit Entrüstung geäußert hatten, da sie eine solche schnelle Beförderung Jakowkins in Anbetracht der Beschränktheit seiner wissenschaftlichen Kenntnisse für unerhört hielten. Ich hatte weiter erhorcht, daß, als von den Studenten die Rede war, Grigori Iwanowitsch laut sagte: „Für meinen Telemach verbürge ich mich, meine Herren.“ Ich erriet, daß auch ich zum Studenten gemacht werden sollte, was ich in keiner Weise hatte hoffen können, weil ich den obersten Kursus noch nicht ganz absolviert hatte und in der Mathematik nichts wußte. Am Morgen des folgenden Tages schloß Grigori Iwanowitsch noch, als ich in das Gymnasium ging. Ich beeilte mich, meinen Kameraden die Neuigkeit mitzuteilen; aber dort hatten alle sie schon von Jakowkins Sohne erfahren, einem furchtbar dicken Kerle mit sehr beschränkten Fähigkeiten. Er rühmte sich, daß auch er werde zum Studenten gemacht werden, worüber alle lachten. Die besten Schüler des obersten Kursus, die das Pensum schon zum zweitenmal durchmachten, hofften natürlich, daß sie zu Studenten befördert werden würden; aber an mich und einige andere dachte niemand. Noch an demselben Tage wurde ein Verzeichnis der zu Studenten ernannten Schüler bekannt; aus diesem erfuhren wir, daß alle Schüler des obersten Kursus mit Ausnahme zweier oder dreier bei der Universität eintreten sollten; unter ihnen befand auch ich mich, sowie Jakowkin. Streng genommen verdienten

etwa zehn Schüler, darunter selbstverständlich auch ich, wegen ihrer mangelhaften Kenntnisse und ihres jugendlichen Alters diese Beförderung nicht; ich will gar nicht einmal davon reden, daß niemand Lateinisch und nur sehr wenige Deutsch konnten; und dabei sollten wir vom nächsten Herbst an einige Vorlesungen in lateinischer und deutscher Sprache hören. Aber dennoch erfüllte uns alle eine beseligende Freude, die sich in lautem Lärm kundtat. Wir umarmten und beglückwünschten einander alle und nahmen uns vor, uns mit unermüdlichem Eifer die noch fehlenden Kenntnisse anzueignen, damit wir uns in einigen Monaten nicht zu schämen brauchten, wirkliche Studenten zu heißen. Es wurde sogleich lateinischer Unterricht eingerichtet, und ein großer Teil der künftigen Studenten machte sich daran, Lateinisch zu lernen. Ich folgte aus einem törichtem Vorurteile gegen die lateinische Sprache diesem löblichen Beispiele nicht. Noch bis heute ist es mir unverständlich, warum Grigori Iwanowitsch, der doch selbst ein tüchtiger Lateiner war, mir gestattete, dem lateinischen Unterrichte fernzubleiben.

Man kann nicht ohne Vergnügen und Respekt daran zurückdenken, von welcher Liebe zur Bildung und zu den Wissenschaften damals die ältere Gymnasialjugend beseelt war. Diese Schüler arbeiteten nicht nur bei Tage, sondern auch nachts. Alle magerten ab, alle veränderten sich im Gesichte, und die Behörde sah sich genötigt, wirksame Maßregeln zu ergreifen, um diesen Eifer einigermaßen abzukühlen. Der dejourierende Inspektor ging die ganze Nacht in den Schlafzimmern umher, löschte die Lichte aus und verbot den Schülern zu reden, weil sie auch im Dunkeln miteinander aus dem Kopfe die vorher durchgenommenen Pensa repetierten. Auch die Lehrer ließen sich durch diesen glühenden Eifer der Schüler dazu bewegen, sich mit ihnen nicht nur in der Klasse, sondern auch in allen Freizeiten, an allen Festtagen zu beschäftigen. Grigori Iwanowitsch las zu Hause für die besten künftigen Mathematiker an-

gewandte Mathematik; seinem Beispiele folgten auch andere Lehrer. So setzte sich das auch während des ersten Jahres nach der Eröffnung der Universität fort. Eine schöne, goldene Zeit! Eine Zeit reiner Liebe zu den Wissenschaften, eine Zeit des edelsten Enthusiasmus! Ich kann darüber unparteiisch reden, weil ich an diesem hohen Streben nicht teilnahm, das namentlich die Staatsalumni und die Pensionäre erfüllte; die zahlenden Schüler beteiligten sich merkwürdigerweise daran nur wenig, und mein Lernen hielt unter der Leitung meines Erziehers seinen gewöhnlichen Gang inne. Wahrscheinlich meinte er, daß ich keinen Beruf dazu hätte, ein Gelehrter zu werden, und wahrscheinlich irrte er sich darin. Er urteilte nach der leidenschaftlichen Begeisterung, die ich für die Literatur und das Theater an den Tag legte. Aber mir scheint, daß die Naturgeschichte für mich denselben Reiz gehabt hätte, und vielleicht wäre ich auf diesem Gebiete etwas Nützlich geworden. Ubrigens hatten meine Eltern mich niemals für einen gelehrten Beruf bestimmt; sie hatten sogar ein Vorurteil gegen einen solchen, und in Übereinstimmung mit ihrem Willen gab Grigori Iwanowitsch meiner Bildung eine bestimmte Richtung. — Unsere Universität war allerdings eine frühreife Frucht; denn sie wurde schon anderthalb Monate darauf, d. h. am 14. Februar 1805, eröffnet. Es waren im ganzen nur sechs Universitätslehrer vorhanden: zwei Professoren: Jakowkin und Zepelin, und vier Adjunkten: Kartaschewski, Sapolski, Lewizki und Erich.

Im Jahre 1805 erweckten Dmitri Knäschewitschs Briefe, die immer mit lebhafter Freude begrüßt und angehört wurden, bei uns ein besonderes Interesse für die Politik. Damals war der erste Krieg gegen Napoleon im Gange. Ich weiß nicht, warum die Nachrichten über die kriegerischen Ereignisse auf anderem Wege so mühsam und so spät zu uns gelangten. Knäschewitsch aber teilte sie uns schnell und ausführlich mit. Und dazu waren seine Briefe von einer glühenden Begeisterung

für den Ruhm der russischen Waffen durchtränkt und wirkten insolgedessen auf uns geradezu elektrisierend. Kaum daß manchmal Alexander Knäschewitsch gerufen hatte: „Ein Brief von meinem Bruder!“ so umringten wir ihn auch alle sofort in freundschaftlichem, dichtem Schwarme: einer auf die Schultern des anderen gelehnt, hörten wir in tiefem Schweigen, das nur manchmal durch Ausrufe des Entzückens unterbrochen wurde, begierig die Vorlesung des Briefes mit an; sogar die Gymnasiasten kamen zu uns gelaufen, um ebenfalls zuzuhören. Der berühmte Bagration war unser Liebling, und als wir hörten, daß er, als Opfer für den Feind zurückgelassen, sich mit seiner Abteilung durch die ganze Armee der Franzosen hindurchgeschlagen habe, da erscholl ein solches donnerndes Hurra und es kam eine solche allgemeine, einmütige Begeisterung zum Ausbruch, daß ich es nicht zu beschreiben vermag. Ja, es herrschte ein reges Leben in unserer Jugendzeit, und es ist ein Vergnügen, sich daran zu erinnern.

Dieserigen Schüler, die zu Studenten ernannt waren, wurden weder von seiten des Gymnasiums noch von seiten der Universität den sonst üblichen Prüfungen unterworfen, sondern verwandten diese ganze Zeit darauf, weiterzulernen, um sich für das Hören der Universitätsvorlesungen vorzubereiten; ich weiß nicht, warum Grigori Iwanowitsch einige Tage vor dem Aktus mich in die Ferien schickte; ich und Jewsejtsch fuhren nach Alt-Alsakowo im Gouvernement Simbirsk, wo damals meine ganze Familie lebte. Was die Ursache dieses Umzuges von Neu-Alsakowo im Drenburgschen war, ist mir ebenfalls unbekannt; aber ich war mit ihm sehr unzufrieden: in dem wasserlosen Alt-Alsakowo war keine Angelgelegenheit, und auch zu schießen war nur wenig; Waldgetier war allerdings dort in Menge vorhanden; auch Schnepfen und Bekasfinen waren zu finden; aber diese schwierige Jagd ging noch über meine Kräfte. Da ich alles dies vorher wußte, so versah ich mich mit einem Vorrat an Theaterstücken, um sie zu Hause

in Muße zu lesen und sie sogar meiner Familie vorzuspielen, was ich denn auch mit großem Erfolge und mit großem Vergnügen tat. Mein Vater und meine Mutter freuten sich sehr über meine Ernennung zum Studenten; sie waren sogar nur mit Mühe davon zu überzeugen und bedauerten sehr, daß Grigori Iwanowitsch mich nicht bis zum Aktus dabehalten hatte, bei dem die Namen der Studenten feierlich verkündigt und ihnen die Degen überreicht werden sollten. O Gott, wie freute sich meine liebe Schwester über mich! Mit welcher Wonne hörte sie zu, wenn ich der Familie Tragödien, Lustspiele, ja sogar Opern vorlas oder, richtiger gesagt, vorspielte, wobei ich dann allein für alle Schauspieler und Schauspielerinnen redete: ich schnarrte, näselte, quiekte, sprach im Bass und sang alle möglichen Stimmen; ja, ich kostümierte mich sogar manchmal mit Hilfe von allerlei häuslichem Trödelkram. Dazu gesellte sich noch eine andere Tätigkeit: da ich wußte, daß ich von Mitte August an naturwissenschaftliche Vorlesungen bei Professor Fuchs hören würde, der soeben in Kasan angekommen war, so beschloß ich bereits jetzt, mir eine Schmetterlingsammlung anzulegen, und machte schon in diesen Ferien mit Hilfe meiner Schwester einen Anfang dazu; aber leider verstand ich es nicht, die Schmetterlinge aufzuspannen und zu trocknen, und so verdarb ich denn eine Menge dieser reizenden Geschöpfe. Im Laufe dieser Ferien fuhren wir zweimal nach Tschufarowo zu Nadeschda Iwanowna Kurojedowa und logierten dort jedesmal eine ganze Woche. Von Alt-Aksakowo nach Tschufarowo waren nur vierzig oder fünfzig Werst. Nadeschda Iwanowna freute sich sehr darüber, daß ich Student geworden war; mit Stolz erzählte sie es jedem Gaste, ließ mir eine Uniform machen und bedauerte sehr, daß ich keinen Degen hatte; sie schenkte mir sogar zehn Rubel zu Büchern. Da sie zufällig von meiner Neigung zum Theater hörte (die Meinigen hatten nicht gewagt, ihr davon geradezu Mitteilung zu machen, da sie fürchteten, dies könne ihr mißfallen), so veranlaßte sie

mich vorzulesen, darzustellen und zu singen, und zu meiner großen Freude war sie mit meinen Leistungen sehr zufrieden und lachte viel. Sie hatte niemals ein Theaterstück gesehen und empfand bei ihrem lebendigen, heiteren, empfänglichen Naturell ein ihr bis dahin unbekanntes Vergnügen. Besonders gefiel ihr mein gewöhnliches Vorlesen. Wenn sie manchmal, namentlich zur Winterszeit, Langeweile gehabt hatte und es müde gewesen war, Karte zu spielen, die damals modernen Lieder zu singen und Klatschereien und Kritteleien anzuhören, dann hatte sie sich zeitgenössische Romane und Novellen vorlesen lassen, war aber immer mit den Vorlesern unzufrieden gewesen; nur meine Mutter hatte es ihr einigermaßen zu Dank gemacht. Nachdem sie aber mich gehört hatte, sagte sie: „Ja, so muß man lesen!“ und trotz der Sommerzeit, die sie sonst gewöhnlich in ihrem wundervollen Garten verbrachte, ließ mich Nadeschda Iwanowna seitdem täglich zwei Stunden oder noch länger vorlesen. Manchmal erschien auf der Bühne „Der Müller“ von Ableximow oder „Der Limonadenverkäufer“ von Knäschnin, und wie hell und gutmütig lachte sie, wenn ich junger Mensch den alten Müller und den alten Limonadenverkäufer darstellte! Ich erwarb mir Nadeschda Iwanownas volles Wohlwollen, worüber in meiner Familie große Freude war, weil der Gedanke an eine künftige reiche Erbschaft, die sie manchmal versprochen hatte uns zu hinterlassen, den menschlichen Überlegungen und Spekulationen nicht ganz fremd bleiben konnte. Bei meiner Abreise erhielt ich von ihr die freundliche Weisung, monatlich zweimal an sie zu schreiben, was ich denn auch bis zu ihrem Tode genau ausführte.

---



# Inhalt

Einleitung .....	5
Familienchronik .....	9
I. Stepan Michailowitsch Bagrow .....	11
II. Michail Maximowitsch Kurolesow .....	47
III. Die Heirat des jungen Bagrow .....	91
IV. Das junge Ehepaar in Bagrowo .....	155
V. Das Leben in Ufa .....	214
Aus den Kinderjahren Bagrows des Enkels ..	269
VI. Der Tod Stepan Michailowitschs .....	271
Aus den Erinnerungen .....	307
VII. Gymnasium. Erste Periode .....	309
VIII. Ein Jahr auf dem Lande .....	375
IX. Gymnasium. Zweite Periode .....	405

---

Druck der Spamerschen  
Buchdruckerei in Leipzig

---

**Briefe Kaiser Wilhelms I.** Nebst Denkschriften und anderen Aufzeichnungen in Auswahl herausgegeben von Erich Brandenburg. In Leinen M. 6.—.

---

**Ferdinand Cortes: Die Eroberung von Mexiko.** Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von Arthur Schurig. In Pappband M. 8.—.

---

**Droysen: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg.** Mit 7 Bildnissen und 7 Karten. In Leinen M. 22.—.

Das Leben des Mannes, der trotz aller Mühen und Aufopferung die Schmach des Jahres 1806 mit erleben mußte, endlich aber die Zeit der Befreiung kommen sah und sie schneller herbeiführte: das alles zieht in der stilistisch wie sachlich unübertrefflichen Darstellung Droysens an unserm Auge vorüber — im biographischen Rahmen das niederschmetterndste und das erhebendste Stück preussischer Staatsgeschichte.

---

**Gobineau: Die Renaissance.** Historische Szenen. Wohlfeile Ausgabe. 36.—48. Tausend. Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. In Pappband M. 10.—; in Halbleder M. 16.—.

---

**Napoleons Briefe.** In Auswahl herausgegeben von Friedrich Schulze, übertragen von Hedwig Lachmann. Mit 19 zeitgenössischen Bildern. Einbandzeichnung von Walter Tlemann. In Pappband M. 6.—.

---

**David Friedrich Strauß: Ulrich von Hutten.** Herausgegeben von Otto Elemen. Mit 32 Lichtdrucktafeln. Kartoniert M. 12.—; in Halbleder M. 28.—.

Der Krieg hat uns bisher wenig wirklich gute Kriegsbücher beschert. Der besten eines ist noch vor den Augusttagen von 1914 erschienen: David Friedrich Strauß' Huttenbuch. Als das Werk 1858 zum ersten Male ans Licht trat, war es nicht der, David mit dem tödlichen Schleuder, der damit einen bedeutenden Erfolg errang, sondern lediglich die sachlich und menschlich schöne, wohlthuend warme Darstellung, die Strauß dem edlen Vorkämpfer protestantischer Geistesfreiheit — denn das war er ihm doch in der Hauptsache — gewidmet hatte. . . . Deutsche Rundschau.

---

**Dostojewski: Schuld und Sühne.** Ein Roman in sechs Theilen mit einem Nachwort. Uebersetzt von H. Köhl. Zwei Bände. In Halbleinen M. 14.—

---

**Dostojewski: Die Brüder Karamasoff.** Uebersetzt und mit einem Nachwort versehen von Karl Nögel. Drei Bände. In Halbleinen M. 21.—

---

**L. N. Tolstoi: Anna Karenina.** Roman. Uebersetzt von H. Köhl. Zwei Bände. In Halbleinen M. 14.—

---

**L. N. Tolstoi: Auferstehung.** Roman. Uebersetzt von Adolf Heß. In Halbleinen M. 7.—

---

**L. N. Tolstoi: Krieg und Frieden.** Roman. Uebersetzt von H. Köhl. Drei Bände. In Halbleinen M. 21.—

---

**Iwan Turgenjef: Väter und Söhne.** Roman. In der vom Dichter selbst revidierten Uebersetzung. 11.—15. Tausend. In Halbleinen M. 7.—

---

**Memoiren der Kaiserin Katharina II. von Rußland.** Nach den von der Kaiserl. Russischen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg zum ersten Male veröffentlichten eigenhändigen Manuskripten der Kaiserin. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von Erich Boehme. Mit 12 Porträts in Lichtdruck und vier Stammtafeln. Zwei Bände. In Halbleder M. 32.—

Was bisher von diesen Memoiren bekannt war, ist nur ein Theil des großen Materials, das hier zum ersten Male in deutscher Uebersetzung veröffentlicht wird.

---

**Katharina II. in ihren Memoiren.** Wohlfeile Ausgabe. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von Erich Boehme. Mit 16 Bildnissen. 6.—10. Tausend. In Pappband M. 8.—; in Halbleder M. 16.—

---

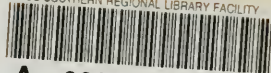
---



University of California  
SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY  
405 Hilgard Avenue, Los Angeles, CA 90024-1388  
Return this material to the library  
from which it was borrowed.

---

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY



A 000 548 448 0

PG Aksakov -

3321 Familien

A5S4G chronik.

PG

3321

A5S4G

UNIVERSITY of CALIFORNIA  
AT  
LOS ANGELES  
LIBRARY

